

MITTEILUNGEN
DER
SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXV

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1924

194
34

4045. 25

II.

Hiersemann Lipsk 8. IX. 34

Som 19, 25, 30 cena 24 Pmk

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.



30.000,-

X-5887
4045/ II

25

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Siebs, Prof. Dr. Theodor, Neues zur germanischen Mythologie	1
Kornemann, Prof. Dr. Ernst, Elsass-Lothringen und wir. Eine stammespsychologische Studie	17
Diels, Prof. Dr. Paul, Sudetendeutsche in vordawischer Zeit	44
Wocke, Dr. Helmut, Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache II	50
Klapper, Prof. Dr. Josef, Spätmittelalterliche Tracht in Schlesien	68
Schoppe, Dr. Georg, Volkskunde in schlesischen Archivalien	79
Nelke, Georg, Volkskundliches aus dem ostschlesischen Grenzgebiet	88
Bother, Karl, Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz II	99
Ziesemer, Prof. Dr. Walther, Ein lausitzisches Hochzeitsgedicht von 1659	104
Rotter, Dr. Fritz, Zwei Adventspiele. II. Frankstädter Adventspiel	106
Hippe, Prof. Dr. Max, Das Lied vom Schlesischen Bauernhimmel	121
Olbrich, Prof. Dr. Karl, Aus meiner Sammelmappe für Volkskunde	123
Graebisch, Friedrich, Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten II	126
Krischke, Karl, Kongress für Heimatkunde in Mährisch-Schönberg	129
Siebs, Prof. Dr. Theodor, Friedrich Vogt	135

Besprechungen.

Scherke, Dr. Felix, Über das Verhalten der Primitiven zum Tode	141
Otto, Dr. Walther, Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens	142
Abel, Othenio, Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglauben	142
Drews, Arthur, Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums	143
Olrik, Axel, Nogle grundsætninger for sagnforskning	147
Kiekebusch, Dr. Albert, Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin	147
Winkler, Prof. Dr. H., Die altaische Völker- und Sprachenwelt	147
Finnische und estnische Volksmärchen, herausgegeben von A. v. Löwis of Menar	148
Kalewala, das Nationalepos der Finnen, übers. v. Schiefner u. Buber	148
Indische Erzähler. V. Narrenbücher. VII. Märchenromane. IX. Anekdoten und Schwänke, hgg. von J. Hertel. IV. Novellen, hgg. von Ch. Krause	149
Stemplinger, Dr. Ed., Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen	149
Aly, Wolf, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot	150
Lehmann, Paul, Die Parodie im Mittelalter. Parodistische Texte	150
Hymnen und Lieder der christlichen Zeit. Übertragung von Friedrich Wolters. I. Lobgesänge und Psalmen. II. Hymnen und Sequenzen. III. Minnelieder und Sprüche	151
Altrussische Heiligenlegenden	152
Beiträge zur Deutschkunde, Festschrift für Theodor Siebs	152
Kauffmann, Dr. Friedrich, Deutsche Altertumskunde II.	154
Wasserzieher, Dr. Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch	155
Kroesch, Samuel, Germanic words for deceive	155
Dieterich, Jul. R., Der Dichter des Nibelungenliedes	155

	Seite
Sütterlin, Ludwig, Neuhochdeutsche Grammatik, erste Hälfte	157
Mohr, Fr. W., und von Hauff, W., Deutsche im Ausland	158
Deutsche Dialektgeographie. XI a. Martin, Untersuchungen zur rhein-moselfränkischen Dialektgrenze. XI b. Greferath, Studien zu den Mundarten zwischen Köln, Jülich, M.-Gladbach und Neuss. XVII. Mitzka, Studien zum baltischen Deutsch. XVIII. Scheiner, Die Mundart der Burzenländer Sachsen	158
Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, herausg. von Joh. Bolte, I	159
Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann, eingeleitet von Wilhelm Bölsche	160
Berendsohn, Dr. W. A., Grundformen volkstümlicher Erzählerkunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm	160
Dillmann, J., und Wehrhan, K., Vierzehn Engel fahren	161
Friedli, Emanuel, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. V. Band: Twann	161
Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, v. O. v. Greyerz	161
Maderno, Alfred, Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart . .	162
Prem, S. M., Geschichte der neueren deutschen Literatur in Tirol, I . . .	162
Elsässische Sagen, ausgewählt und bearbeitet von Fritz Bouchholtz . .	162
Wilde, Julius, Die Pflanzennamen im Sprachschätze der Pfälzer	163
de Cock, A., Spreekwoorden, zegswijzen en uitdrukkingen op volksgeeloof berustend, folkloristisch toegelicht	163
von Beckerath, Hilde, Das niederdeutsche Dorf	163
Grimme, Prof. Dr. Hubert, Plattdeutsche Mundarten	164
Die alten niederdeutschen Volkslieder, herausg. von Paul Alpers	164
Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hgg. v. Ernst Gröhne	165
Schlesier des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von F. Andreae, M. Hippe, O. Schwarzer. H. Wendt	165
Lemke, Ernst, Gerhart Hauptmann	165
Böttger, Dora, Holteis Werke als Quelle der schlesischen Volkskunde . .	166
Jungandreas, Wolfgang, Schlesische Zeitwortbildung	167
Olbrich, Prof. Dr. Karl, Allerlei Geschichten von merkwürdigen Schlesiern und ihren seltsamen Erlebnissen	167
Andreae, Friedrich, Warmbrunn, die Gesellschaft eines alten schlesischen Bades	168
Heeger, Viktor, Die Wunderkur, schlesisches Bauernlustspiel	168
— Hans Kudlich, schlesisches Bauernstück	168
— Der Pfeifla-Schuster, schlesisches Volksstück	168
— Das Kind, schlesische Bauernkomödie	168
Das Kuhländchen, Geschichts- und Kulturbilder aus alter und neuer Zeit .	168
Hauptmann, Joseph, Die Bauernruhe	169
Grünberger Hauskalender	169
Laubaner Heimatkalender	169
Grofschofterscher Feierabend, Heimatkalender	169
Guda Obend! Heimatliches Jahrbuch für die Grafschaft Glatz	170
Der gemittliche Schläsinger	170
Rübezahl-Kalender	170
Der Heimatbote, Volkskalender für die nördlichen Kreise Niederschlesien .	170

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte	170
Nachrichten	174

Neues zur germanischen Mythologie.

Von Theodor Siebs.

Die siebentägige Woche und die aus dem Orient übertragene planetarische Benennung der Tage hatten sich in Rom um das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. durchgesetzt, und sehr bald darauf müssen sie auch bei den Germanen üblich geworden sein. Die Namen der Planeten Mars, Merkur, Juppiter und Venus sind sowohl bei den deutschen als auch bei den englisch-friesischen Stämmen durch die Namen der entsprechenden germanischen Göttheiten ersetzt worden; es ist also anzunehmen, dass das wohl schon vor der Auswanderung der Angeln und Sachsen nach Britannien geschehen ist. Jedenfalls geschah es lange Zeit vor dem Eindringen des Christentums, denn die Tagesnamen müssen im Gebrauche des Volkes so eingewurzelt gewesen sein, dass die Bekehrer keinen Versuch — jedenfalls keinen erfolgreichen — gemacht haben, diese heidnischen Götternamen aus den Bezeichnungen der Tage zu verdrängen. So haben wir in unserem Freitag, dem alten *Fritag* altengl. *Frígedæg*, bekanntlich die germanische Göttin Fría, die an Stelle der römischen Venus gesetzt ist; in dem niederländischen *Woensdach*, dem altenglischen *Wódenesdæg* oder *Wédenesdæg*, den Wodan, der an Stelle des Mercurius erscheint; im *Donarestag*, dem altenglischen *Thunresdæg*, den Namen des Donar, der für den Juppiter tonans eingetreten ist; und in dem altenglischen *Tiwesdæg* altfriesisch *Tisdei* alemannisch *Ziestag* den Tius, der als Kriegsgott die Stelle des Mars einnimmt. In den weiten niedersächsischen Gebieten aber gilt für den dies Martis der Namen Dingsdag, der dann zu unserem Dienstag¹⁾ geführt hat, und im Niederländischen kommen auch die Formen Dijsdach

¹⁾ Auch in dem Ortsnamen *Dinslaken* (Kreis Ruhrort), der durch lateinisches lacus Martis wiedergegeben wird, hat man den Namen Thingsus erkennen wollen, vgl. Rhein. Antiq. S. 575; Much, R., Der germanische Himmels-gott, Festgabe für Heinzel, Halle 1898, S. 193.

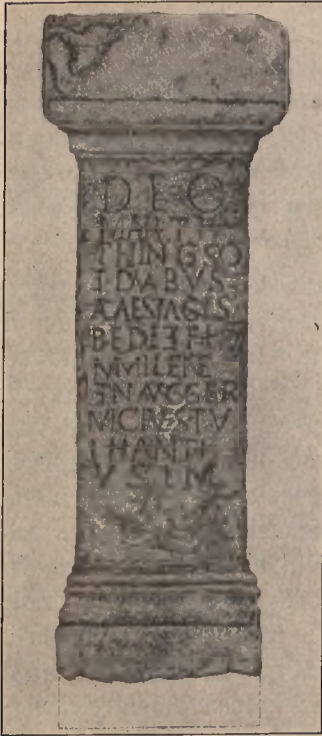


Abbildung 1

und Dijsendach vor. Wir alle kennen nun aus unserer Wissenschaft Fälle, dass Vermutungen, die bis zur Lächerlichkeit gewagt und unmethodisch erschienen, dennoch das Richtige getroffen haben. Was hätte man wohl von dem Germanisten gesagt, der heute vor vierzig Jahren behauptet hätte: wie im Tiustag der Name des Gottes Tius steckt, so müssen wir aus dem Namen Dingsdag und Dijsdag schliessen, dass ein Gott namens Dings und Dijs verehrt¹⁾ wurde, der dem römischen Mars entsprach? Und doch hätte ein solcher Schluss Recht behalten, denn im November 1883 wurden bei Housesteads am Hadrianswall in England an der Stelle des alten Borcovicus die beiden bedeutsamen Votivsteine gefunden, deren einer dem Mars Thingsus geweiht ist. Die Inschrift lautet (Abbildung 1):

Deo Marti Thincso²⁾ et duabus Alaesiagis Bede et Fimmilene³⁾

¹⁾ So hat man auch aus dem bayrischen *Ertag* (*Eritag*, *Erichtag*) „dies Martis“ einen Gott Er = Mars entnehmen wollen, vgl. R. Much, Der germanische Himmels-gott, S. 195 ff. (Abhh. z. germ. Philol., Festgabe für Heinzel, Halle 1898); Schmeller (Bayr. Wörterb. ² I, 127) und nach ihm F. Kluge, Paul und Braune, Beitr. 35, 140 ff., haben einen durch gotische Vermittlung eingeführten Arestag angenommen. Vielleicht ist an Entstehung aus *Mertag* aus *Martitag* bzw. *Mart-tig* (das bezeugt ist) zu denken, das in der Verbindung „am Mertag“ das *m* durch missverständliche Worttrennung verlor. — Immerhin sei die Möglichkeit zugegeben, dass in dem Er- ein alter Gottesname steckt; es könnte darin ein germ. Stamm **aiza-* indogerm. **aiso-* oder **aisu-* (*aisjo-*, *aisju-*) vor liegen, vgl. oskisch *aisusis* „sacrificiis“, paelign. *aisis* „dis“, umbr. *erus* „deis“ Nom. *eru-* „Gott“ aus **aisu-*, s. Ehrlich, Zeitschr. f. vgl. Sprachforsch. 40, 380.

²⁾ Hier ist wohl *Thincso*, nicht *Thingso* zu lesen.

³⁾ *Fimmilene* (mit van Helten, Paul und Braune, Beitr. 27, 137 ff.) zu lesen, liegt kein Grund vor.

*et n(uminibus) Aug(ustorum)*¹⁾ *Germ(ani) cives Tuihanti v(otum) s(olverunt) libentes) m(erito).*

Auf dem zweiten Steine heisst es (Abbildung 2):

*Deo Marti et duabus Alaisiagis et n(uminibus) Aug(ustorum)*²⁾ *Ger(mani) cives Tuihanti cunei Frisiorum ver. ser. Alexandriani votum solveru(nt) libent(es).*

Eine weitere Inschrift aus Brocavum (Brougham Castle), auf der man die Buchstaben *tus tincso* hatte erkennen und als „dem Tius Thincsus“ hatte erklären wollen, beruht auf einer falschen Lesung und kommt für unsere Sache nicht mehr in Betracht.

Die beiden Inschriften weisen in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts, denn Germanen aus Twenthe, die in einer dort unter Severus Alexander (222–235) liegenden Truppe dienten, haben den Votivstein errichtet. Sie stammten aus Twenthe, einem Gau in der Gegend des heutigen Oldenzaal an der jetzigen preussisch-holländischen Grenze, und waren Franken, wahrscheinlich Chamaven. Keinesfalls waren sie Friesen; dass sie einer als *cuneus Frisiorum* bezeichneten Reiterabteilung angehörten,



Abbildung 2

¹⁾ Oder zu ergänzen *numini Augusti*.

²⁾ Ob das *ver. ser.* der Inschrift eine Verschreibung für *sever*, d. h. *Severiani* ist, oder ob *ser.* für *sev.* = *Severiani* verschrieben ist und *ver.* (nach Mommsen für *Ver(coviciani)* = *Borcoviciani* steht, oder ob *ver(edarii) ser(vi)* zu ergänzen ist, ist unsicher, vgl. *Archaeol. Aeliana* 2. ser. 25, 203 Note 13 und 3. ser. 19, 188.

sagt für ihre friesische Stammesart gar nichts. Das sei besonders betont, denn der unrichtige Gedanke, dass wir es hier mit einer friesischen Inschrift zu tun hätten, kehrt immer wieder.

Die Lesung der beiden Inschriften, die zu den wichtigsten Zeugnissen germanischer Mythologie gehören, ist fast völlig klar, die sachliche Erklärung aber ist in verschiedenen Punkten umstritten und hat bekanntlich seit 1883 eine ziemlich reiche Literatur hervorgerufen. Die erste Inschrift lautet in der Übersetzung: „Dem Gotte Mars Thingso und den beiden Alaeisiagis Bede und Fimmilene und der göttlichen Macht der Kaiser haben ihr Gelübde gern und schuldigermassen erfüllt die aus Twenthe stammenden Germanen.“ Die zweite: „Dem Gotte Mars und den beiden Alaisiagis und der göttlichen Macht der Kaiser haben die aus Twenthe stammenden Germanen, die der nach Alexander . . . benannten Truppe der Friesen angehören, gern ihr Gelübde erfüllt.“

Über die Bedeutung der Namen Thingso, Alaisiagis, Bede und Fimmilene herrschten seit 1883 starke Meinungsunterschiede. Von den meisten Erklärern wurden dadurch methodische Fehler begangen, dass sie den Namen *Thingsus* an das freilich sehr nahe liegende Wort *thing* „Volksversammlung“ oder „Gerichtsverhandlung“ anknüpften, anstatt das viel bedeutsamere Vorkommen des Namens in dem Worte *Dingsdag* = dies Martis und auch die niederländische Bezeichnung *Dijsdach* heranzuziehen. Diese beiden Namen *Dings* und *Dijs* lassen sich nicht voneinander trennen, sie müssen einst beide für den Mars gegolten haben, und daher muss man die Erklärung des Namens *Thingsus* nicht nur an das Wort *thing* anknüpfen, sondern auch an **thih*. Ferner wurde von verschiedenen Erklärern nicht genügend beachtet, dass der römische Mars und also auch der Mars *Thingsus* der Inschriften zweifellos nur als Kriegsgott aufgefasst werden kann; wie aber der *Tius* des *Tiwesdæg* engl. *Tuesday* als Kriegsgott an Stelle des römischen Mars steht, jedoch ursprünglich einmal einen viel weiteren Begriff, nämlich den des Himmelsgottes gehabt hat, so kann auch Begriff und Name des *Things* dereinst einen viel weiteren Umfang als den des Kriegsgottes gehabt haben — auch er mag dereinst wie *Tius* Himmels-gott gewesen sein. — Endlich ist,

wie schon gesagt, irreführend gewesen, dass man die Twenther fälschlich als Friesen aufgefasst und die Erklärung der Götternamen an friesische Dinge anzuknüpfen gesucht hat.

So kam Scherer¹⁾ 1884 zu der Erklärung, dass die Altäre dem Volksversammlunggotte Things, dem Schützer des in Heer und Thing versammelten Volkes geweiht seien, und deutete die Alaisiagen Bede und Fimmilene als „die allgeehrten Göttinnen, die Bitte und die geschickte Ausführung“, die dadurch zu wesenslosen Allegorien gemacht wurden. Es ist doch höchst unwahrscheinlich, dass ein derartig allegorisierender Name wie Volksversammlunggott bei allen sächsischen und fränkischen Stämmen die übliche Benennung des gewaltigen Tius gewesen sein sollte, so dass sie den dies Martis nach ihm benannt hätten. Eine ganz unmögliche Deutung aber war es, wenn Rich. Heinzel²⁾ und nach ihm Karl Weinhold³⁾ ihn als Gott der Rechtsprechung des Things auffassten und Heinzel die Namen Bede und Fimmilene mit den Bezeichnungen westfriesischer Gerichtsarten, des *bodthing* und *fimelthing* (des gebotenen Dinges und des Afterdinges), verband und sie als Schutzgöttinnen dieser Gerichte erklärte. Diese Auffassung, die sich auf die unmögliche Allegorisierung eines besonderen und erst im späten Mittelalter bezeugten westfriesischen Gerichtsverfahrens gründete, findet heute wohl keinen Vertreter mehr. F. Kauffmann⁴⁾ war im Recht, wenn er den Mars Thingsus weder für einen Volksversammlunggott noch für einen Gerichtsgott hielt; wenn er aber in ihm die römisch-germanische Benennung des Schutzgottes der Reiterabteilung sehen wollte, bei der die *cives Tuihanti* gedient hatten, so bleibt unverständlich,

¹⁾ Wilh. Scherer, Sitzungsber. der K. Preuss. Akad. d. W. 1884, S. 571 ff. Ähnlich auch R. M. Meyer, Altgerm. Religionsgesch. S. 187, der den Things für den Gott der Heeresgemeinde hält, und K. Helm, Altgerm. Religionsgesch., Heidelberg 1913, S. 366 ff., der vermittelnd annimmt, der Himmels-gott Tiuz habe als Herr der Volksversammlung den Namen Things bekommen und diese Funktion und den Namen später als Kriegsgott beibehalten. Hier auch weitere Literaturangaben.

²⁾ R. Heinzel, Wiener Sitzungsber. phil.-hist. Kl. 119 (1889), 50 ff. *fimelthing* ist durch neuwestfrs. *fijmelje* (lange herumarbeiten an etwas, nld. peutenen, treuzelen) wohl am einfachsten zu erklären.

³⁾ Zeitschr. f. deutsche Philol. 21, 1 ff.

⁴⁾ Paul und Braune, Beitr. 16, 200 ff.

wie ein dem grossen Tius ebenbürtiger Name des Gottes, mit dem weite Gebiete Germaniens den dies Martis benannten, auf die Gliederung des römischen Heeres hätte übergehen können. Van Helten¹⁾ wollte den Namen **þihso* oder **þingiso* als „Krieger“ erklären und zog altbulg. *teža* „lis, rixa, onus“, *teḡati* „rixari“ zum Vergleiche heran; aber dies sind slawische Ableitungen eines Stammes, der weder nach Form noch nach ursprünglicher Bedeutung mit germ. **þing-* zusammenzuhängen braucht.

Ich bin früher²⁾ und jetzt bei meiner Deutung davon ausgegangen, dass wir in Thingsus den römischen Mars, also zweifellos den Kriegsgott zu sehen haben, und schliesse mich hier an Wissowa (Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl., München 1912, S. 153 ff.) an, der alle anderen Deutungen des römischen Mars von der Hand weist. Wir haben gesehen, dass der geläufige Name für den grossen Kriegsgott, den die englisch-friesischen Stämme und die Sueben Tiu nannten, bei den Stämmen, die später als Niedersachsen und Franken erscheinen, Things war. Der Name *Tius* stellt sich, wie auch der alt nord. Plural *tívar* „Götter“ zu der idg. Wurzel *deiv* (die in *deivos* > *dēos* > *dēus*, lit. *dēvas* usw. „Gott“ steckt), und die Ablautsform *div* haben wir in griech. *Διός* aus *Διφος* Gen. zu *Zeῦς* „der Himmels-gott“; Tius also ist ursprünglich der Himmels-gott, zum mindesten der Gott *κατ' ἐξοχήν*. Als höchster Gott hatte er Gewalt über Leben und Tod und war somit, wie auch der griech. *Zeῦς*, der Gott, der Sieg oder Unsieg verleiht. Es wäre wohl denkbar, dass gerade bei den Stämmen, die — wie die Istvaeonen in den Rheingegenden — vielleicht durch Einwirkung keltischen Einflusses zu des Tacitus Zeit den Mercurius - Wodan als höchsten Gott verehrten³⁾, der Himmels-gott Tius nur seine Funktion als Kriegsgott beibehalten hatte⁴⁾; und

¹⁾ Paul und Braune, Beitr. 27, 137 ff.

²⁾ Zeitschr. f. deutsch. Phil. 24, 433 ff.

³⁾ Germ. c. 9: Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent; Herculem ac Martem concessis animalibus placant.

⁴⁾ Auch bei den Kelten scheint der Himmels-gott zum Kriegsgotte geworden zu sein: Beinamen des gallischen Mars, wie *Leucetius* „Lichtbringer“, *Camulus* vgl. althochd. *humil* „Himmel“ und *Albiorix* „Weltkönig“ werden als alte Namen des Himmels-gottes erklärt, vgl. Pokorny in Leipoldt's Handbuch der Religionswissenschaft, 17. Abschnitt. S. 41.

wie ihm der Name Tius blieb, so mag auch sein alter Name Things einst der Name des Himmelsgottes, nicht des Kriegsgottes gewesen sein. Sehr beachtenswert ist nun, dass im Niederländischen die Formen *Dingsdach Dinxendach* und *Dijsdach Dijsendach* nebeneinander erscheinen; sie sind nur durch den sog. grammatischen Wechsel der Konsonanten voneinander verschieden; wie sich got. *þreihan* aus **þrinhan* zu „dringen“ verhält, so got. *þeihs* aus **þinhaz* „Zeit“ zu germ. **þingaz* „Zeit“, dann Termin, Gerichtsverhandlung usw. Einem Nom. idg. **tēnkʷos* Gen. **tēnkʷéses* Lok. **tēnkʷési* (vgl. **genos* **genéses* **genési*) hätte germ. Nom. **þinhaz* got. *þeihs* Gen. **þingisiz* Dat. **þingis* entsprechen können, und danach konnten sich durch Ausgleichung entweder die Formen got. Nom. *þeihs* Gen. *þeihsis* (deutsch **dih* Gen. **dih*s) oder Nom. *þings* (langobardisch *thin*x) ergeben. Ob und inwieweit die Bedeutung „Zeit“ einst für die Benennung des Gottes galt, und ob diese oder eine später entwickelte Bedeutung von **þings* späterhin in dem Namen des Gottes gefühlt wurde, lässt sich nicht sagen. Immerhin sei erwähnt, dass das lat. *tempus* (das man dem idg. **tēnkʷos* hat gleichstellen wollen) in den romanischen Sprachen auch „Wetter, Witterung“ bedeutet, und dass die Weiterbildung got. *þeihvô* βγοvri „Donner, Gewitter“ meint, ähnlich wie lat. *tempesta* für „Unwetter, Sturm“ gebraucht wird — alles dieses könnte auf eine Beziehung des Himmelsgottes zu dem Begriffe der Zeit hinweisen, während in dem altenglischen Worte *zeding* „das Bevorstehende, Schicksal, Zukunft“ in ganz anderer Weise eine Verbindung mit dem Begriffe des Göttlichen gefunden werden kann. Alle diese Erwägungen aber betreffen nur die vermutliche ursprüngliche Bedeutung des Namens Things und dürfen uns nicht verführen, in dem von den Twentern im 3. Jahrhundert verehrten Things unserer Inschrift etwas anderes zu sehen als den Kriegsgott, den Mars der *interpretatio Romana*.

Weit weniger konnte man aus den übrigen Namen der Inschriften entnehmen, denn von den *duabus Alaisiagis Bede et Fimmilene* lässt sich, obschon die drei Worte zweifellos rein germanisch sind, nichts Sicheres sagen, da verschiedene Wurzeln oder Bedeutungen in ihnen stecken können. Am ersten hätte man von den Namen Bede und Fimmilene Aufklärung erwartet, die wohl Dative sind und die Nominative germ. **bedō* oder **bēdō* und **Fimi-*

lenī (**Fimmilenī*) oder **Fimilō*ⁿ vermuten lassen. Betreffs Bede hat man eine germ. Wurzel *bēd bad* „bedrängen, drücken“ herangezogen, wie sie im Heliand in *wurdun undarbadode* „sie wurden erschreckt“ vorliegt, und man hat an die nordische Herfjotr (die das Heer lähmende, schreckende) erinnert; andere haben den Namen als „Bitte“ erklärt. Betreffs der Fimmilene hat man entweder an altnord. *fimbul-* altengl. *fiſel* gedacht (in der Bedeutung „ungeheuer, gross“, vgl. Siebs, Z. Gesch. d. engl.-fries. Sprache, S. 413), oder man hat an nordisch *finr* „gewandt, schnell, geschickt“ und an die germ. Wurzel *fin fem* angeknüpft, die eine schnelle, hin und her fahrende, auch unsicher tastende Bewegung bezeichnet, und hat den Namen entweder als „die Gewandte, Schnelle, Eilige“ oder als Bezeichnung einer Sturmgöttin gedeutet; ja Ivar Lindquist¹⁾ hat sie als „die Betastende, Befühlende“, als die den Zauber des altnord. *freifa* (schwedisch *treſva*) Ausübende, Heilende erklären wollen. Sichereres ist damit nicht gewonnen. Dass weibliche Gottheiten im Gefolge grosser Götter erscheinen, ist uns ja in der germanischen Mythologie mehrfach bezeugt: in *Svipdagsmál* sehen wir neun Jungfrauen zu Füssen der *Menglōd* sitzen, mit der wohl *Frigg* gemeint ist; vor allem aber sind uns die Sturm- und Kampfgöttinnen bekannt, die im Gefolge des Ódinn als *Valkyrjur* auftreten. Da die Alaisiagen der Inschriften reingermanische Gottheiten sind, darf an *Matres* und *Matronae* oder an römische *Victoriae* oder *Nymphae* nicht gedacht werden, und so schien es mir naheliegend, sie für Kampfgöttinnen oder Sturmgöttinnen nach Art der *Walküren* zu erklären — die Namen, mögen sie auf Kampf oder Schnelligkeit oder Sturm hinweisen, widersprechen dem nicht; auch sind ja die Kampfgöttinnen für die südgermanische Mythologie, z. B. durch die *Idisi* des Merseburger Zauberspruches, bezeugt. Weitere Aufklärung über die Alaisiagen musste einer günstigen Zukunft vorbehalten bleiben.

Vor kurzem nun ist bei *Housesteads* genau an der gleichen Stelle des alten *Borcovicus* von *Thomas Thompson* ein weiterer Alaisiagenaltar im Oktober 1920 gefunden und von *Prof. R. C. Bosanquet* vortrefflich beschrieben worden; Erklärungen sind von *Prof. W. E. Collinson* und, infolge freundlicher Vermittlung von

¹⁾ Lindquist, Ivar, *Galdrar, Göteborgs högskolas årskrift XXIX, 1923.*

Prof. Petsch, von mir beige-steuert worden in einem ausführlichen Berichte der *Archaeologia Aeliana* ser. 3, vol. XIX, 185—197.

Der Altar ist 34 Zoll hoch, Basis und Kapitäl sind 14 Zoll breit; er ist aus gelblichem Sandstein, ähnlich den 1883 gefundenen Altären. Die neunzeilige Inschrift lautet (Abbildung 3):

D	ABVS	D(°?)abus
AL	LAISIA	Alaisia-
GIS	· BAV	gis Bau-
DI	HILLIE	dihillie
Ʒ	· FRIAGA	et Friaga-
BI	· Ʒ · N · AVG	bi et n(uminibus) Aug(ustorum)
N	· HNAV	n(umerus) Hnau-
DIF	FRIDI	difridi
V	· S · L · M	v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito).

Zeile 1. Wegen eines Fehlers im Stein steht der erste Buchstabe D weiter nach der Mitte zu; der zweite Buchstabe ist nur ganz schwach, und es ist unsicher, ob E (deabus) oder V (duabus) zu lesen ist.

Zeile 3. Ein nach BAV erscheinender Punkt ist nicht beabsichtigt, sondern erklärt sich durch das Material.

Zeile 8. FR ist nur schwach sichtbar, aber gesichert.

Einige Schwierigkeit macht das *n. Hnaudifridi*, worin wir zweifellos den Stifter zu sehen haben. Der Name ist uns auch aus dem Althochdeutschen des 11. Jahrhunderts als *Nôtfred* (*liber confratern.* II, 259, hgg. von Piper, *Mon. Germ.* 1884) bezeugt; im Altenglischen würde er **Niedfrid* **Nýdfrid* und im Altfriesischen **Nêdfreth* **Nêdfrith* lauten. Die englisch-friesischen Formen setzen *i*-Umlaut eines germ. *au* voraus und stimmen somit genau zu



Abbildung 3

einer germanischen Form, die latinisiert *Naudifridus* ergibt, und deren Genitiv Sing. (es könnte der Form nach auch der Nomin. Plur. sein) in dem *Hnaudifridi* unserer Inschrift vorliegt. Das anlautende *H* dieser Form scheint, da kein Abkürzungspunkt steht, nicht etwa der Anfangsbuchstabe eines abgekürzten Wortes zu sein, sondern eines der so oft fälschlich vorgeschlagenen *H*, wie wir es in *Halamanni*, *Herminones*, *Hermunduri* statt *Alamanni*, *Erminones*, *Ermunduri* finden; umgekehrt kommt ja auch *Ildirix* *Ilderich* statt *Hilderix*, *Roteldis* *Rodobertus* *Rudiret* statt der germanischen Namen mit *hrōþ-* als erstem Bestandteil vor¹⁾. Es handelt sich hier nicht um eine Stammes- oder Gebietsbezeichnung, sondern um einen Personennamen, und zwar ist dieser so klar und einwandfrei germanisch, dass ein (wegen eines scheinbaren Querstriches oben am N) etwa zu lesendes *Hanaudifridi* oder *Hantaudifridi* nicht in Betracht kommen kann. Auch haben wir nicht an eine Abkürzung für *Naudifridius* zu denken, denn es kommen viele Namen auf *-fridus*, niemals aber solche auf *-fridius* vor. Ob nun das N. vor dem Namen als *numerus*, d. h. als Heeresabteilung, aufzufassen ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Mein Kollege Prof. Kornemann hält dies für möglich, so dass also der *numerus* des *Naudifridus* als Stifter zu gelten hätte; er meint jedoch, es könne auch der Name einer gens darin stecken, z. B. *Numerius Naudifridi*, d. h. Numerius, Sohn des *Naudifridus*. Prof. Bosanquet (a. a. O.) äussert sich folgendermassen. Dass eine ala nach ihrem Führer benannt wurde, war früher, zu Caesars Zeit, üblich, z. B. ala *Atectorigiana* ist die ala des *Atectorix*, ala *Scaevae* die ala des *Scaeva*; Tacitus (hist. IV, 12) spricht von *Batavischen Kohorten, quas vetere instituto nobilissimi popularium rege-*

¹⁾ In den Denkmälern der verschiedenen altgermanischen Sprachen ist Vorschlag eines *h* nicht nur vor anlautendem Vokal, sondern auch vor Konsonant reichlich bezeugt, vgl. Sievers, Angelsächs. Gramm. ³ § 217 Anm. 1; Siebs, Gesch. der friesischen Sprache, Grundriss d. germ. Phil. I² S. 1304; Gallee-Lochner, Altsächs. Gramm., 2. Aufl., § 258 Anm. u. § 259 Anm.; Braune, Althochd. Gramm., 3. u. 4. Aufl. § 153 Anm. 1 (*hrinnit*, *hseo*; auch der Eigename *Herimodh*, den Förstemann verzeichnet, gehört vielleicht hierher). Für unseren Fall ist nicht festzustellen, ob der fälschliche Vorschlag des *h* sich durch die Aussprache des germanischen Wortes oder durch die Unsicherheit der lateinischen Schreibung erklärt, vgl. F. Sommer, Handbuch d. lat. Laut- u. Formenlehre, 2. u. 3. Aufl., Heidelberg 1914, S. 194.

bant, und so mochten wohl die Stammesangehörigen die Abteilung nach dem Führer benennen. Späterhin, im 3. Jahrhundert, wird der Ausdruck *numerus* für grössere und kleinere Abteilungen gebraucht; und wenn wir an Stelle der alten Auxiliärtruppen aus germanischen Stämmen gebildete Regimente finden, denen auch ihre heimische Sprache gestattet war, z. B. die *vex(illatio) Sueborum Lon(govicianorum?) Gor(dianorum)*, die in Lanchester *deae Garmangabi* einen Altar errichten, so mochte auch ein *numerus*, *cui praest Hnaudifridus*, einfach als *numerus Hnaudifridi*, in einer freilich nicht ganz korrekten Weise, bezeichnet werden. — Von Prof. Bosanquet ist übrigens auch die Möglichkeit, das *n* als *nostrorum* zu ergänzen und Hnaudifridi als Nomin. Plur. zu nehmen, erwogen worden.

Nun zu dem für uns Wichtigsten: was ergibt sich aus diesem neuen Funde für die germanische Mythologie?

1. Die Form Alaisiagis (von den beiden anderen Inschriften hat die eine Alaisiagis, die zweite Alaesiagis) ist aufs neue gestützt, und so fällt jede Berechtigung einer Konjektur, wie z. B. Weinhold sie zu *alaisagiis* vornahm, fort. Ferner sind die Namen der beiden Göttinnen *Baudihillie* und *Friagabi* so zweifellos germanisch und durchsichtig, dass jeder Versuch, die Alaisiagen als keltisch zu erklären (wie Grienberger, Zeitschr. f. deutsch. Altert. 38, 189 ff., ihn unternommen hat), hinfällig wird. Im besonderen aber liegt, wie auch die Form Naudifrid erwiesen hat, nicht der mindeste Grund vor, an friesische Spracherscheinungen zu denken; vielmehr haben wir ein wertvolles Zeugnis für die westgermanische Sprache des 3. Jahrhunderts.

2. Durch die neu entdeckte Inschrift wird wiederum das Auftreten der Alaisiagen in der Zweizahl erwiesen. Aber nur das Auftreten, nicht das Vorhandensein; denn, während man nach den früher gefundenen Inschriften anzunehmen geneigt war, dass es überhaupt nur zwei Alaisiagen gegeben habe, werden jetzt zwei weitere genannt. Und zwar lassen sich diese mit den bisher bekannten Namen Bede und Fimmilene nicht identifizieren; Bede kann nicht etwa als eine Koseform aus Baudihillie entwickelt sein, denn der — nur im Friesischen und natürlich erst in viel jüngerer Zeit entwickelte — *i*-Umlaut des *au* zu *é* kommt, wie auch der Name *Naudifrid* lehrt, nicht in Betracht. Wir kennen also

jetzt die Namen von vier Alaisiagen: Bede, Fimmilene, Baudihillie, Friagabi. Ob die neuentdeckte Inschrift *deabus* oder, wie die beiden bisher bekannten, *duabus* hatte, ist unsicher; von sehr grosser Bedeutung ist es nicht. Die Alaisiagen erscheinen in allen drei Fällen in der Zweizahl, und die Lesung *duabus* würde diese noch fester gestalten. Die Lesung *deabus alaisiagis Baudihillie et Friagabi* könnte, eher als die Lesung *duabus*, vermuten lassen, dass in *alaisiagis* kein eigentlicher Göttername, sondern ein blosses Eigenschaftswort (wie allgeehrt oder allhelfend) zu sehen wäre; wenn aber in der einen der früher gefundenen Inschriften steht „*Marti et duabus Alaisiagis*“ und kein Eigenname einer Göttin genannt wird, so lässt das vermuten, dass man einen festen Begriff, eine bestimmte Gattung von Gottheiten darunter verstanden haben wird.

3. Zur Aufklärung über diese Alaisiagen wirkt die neuentdeckte Inschrift dadurch entscheidend, dass sie klare, durchsichtige Namen dieser Göttinnen bietet. *Baudihillie* wird als eine durch *-e (ae)* latinisierte Form des Dativs aufzufassen sein; allenfalls könnte man auch einen Nominativ darin sehen. Die Namen mit dem germanischen Wortstamm **-hildō-* **-hildi-* „Kampf“ als zweitem Bestandteil sind so zahlreich (allein in althochdeutscher Zeit lassen sich über 300 nachweisen), dass wir auch hier mit Sicherheit *Baudihildi* ansetzen dürfen, zumal da ein einschlägiges Wort mit *ll* nicht bekannt, die Assimilation des *ld* zu *ll* jedoch leicht erklärlich und in späterer Zeit (seit dem 8. Jahrh. bis heute) häufig ist, vgl. *Hillibodo*, *Hillibert* u. a. m. (Förstemann I² 819 ff.). Das erste Glied des Namens, *Baudi-*, ist vielfach in germanischen Namen bezeugt (*Baudigisil*, *Baudimund*, *Baudiricus*, auch *Baudoaldus* aus **Baudwaldus*), vgl. M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 1911, S. 47; ebenda *-baudes*, *-baudus* als zweites Glied in Namen wie *Bainobaudes* S. 42; über den Vokal in der Kompositionsfuge vgl. F. Kluge, Urgermanisch, Grundr. d. germ. Phil. ³, Strassburg 1913, S. 201 ff. In diesem Namen ist *baud-* die Hochstufe der germ. Wurzel *beud-* „bieten“; die Bedeutung würde also etwa „die Kampfgebietende“ sein. Im Deutschen scheinen Formen mit kurzem *o* der Tiefstufe und solche, die langes *ô* aus *au* der Hochstufe entwickelt haben, durcheinander zu gehen; im Altenglischen wäre

béad- (mit *i*-Umlaut *bied-* *býd-*), im Altfriesischen *bád-* (mit *i*-Umlaut *béd-*) zu erwarten. Auffällig ist, dass der auf kurzes germ. *a* in **badwa-* „Kampf“ zurückweisende Name altengl. *Beadohild* altnord. *Boðvildr* althochd. *Baduhilt*, sowie auch andere Namen mit dem ersten Gliede *Badu-*, sehr verbreitet sind; Jacob Grimm und nach ihm andere haben deswegen einen Zusammenhang von *baud-* und *badu-* angenommen, indem *au* durch *u*-Umlaut oder *u*-Epenthese aus *a* entstanden sei. Das ist sprachwissenschaftlich nicht zu rechtfertigen; höchstens wäre denkbar, dass auf unserer Inschrift irrtümlich für **Baduhildie* ein *Baudihillie* gesetzt wäre, da wohl viele Namen beide Formen zeigten, z. B. *Badugisil*, *Badumund*, *Badurih*, *Badugund* neben *Baudigisil* usw. Jedenfalls ist sachlich bedeutsam, dass in dem Namen der Göttin *-hild-* als zweiter Bestandteil erscheint; gerade dieses ist mehr als alles andere bezeichnend für die Kampfgöttinnen, für die Valkyrjur. Wo immer solche genannt werden, pflegen Worte für Kampf wie altnord. *hildr* und *gunnr*, altengl. *hild* und *gúd* vorzukommen. Und so dürfen wir die *Baudihillie* mit grosser Wahrscheinlichkeit als eine Walküre oder eine Kampfgöttin auffassen¹⁾.

4. Hierzu stimmt nun auf das beste auch der Name der zweiten Alaisiage, *Friagabi*. Als zweites Glied ist wohl der westgermanische Nominativ oder der Dativ (Lokativ) des Wortes anzunehmen, das wir heute in „gäbe“ erhalten haben; es scheint jedoch ein alter *i*-Stamm gewesen zu sein, der erst später in die *ja*-Klasse übergetreten ist: germ. Nom. **ǰébiʒ* (Dat. **ǰébi*) altnord. *gáfr* ahd. *gábi* altfries. *iéve*; das Wort bedeutet als Verbaladjektiv sowohl aktivisch „gebend“ als auch passivisch „was gegeben wird“, dann auch „lieb, gut, angenehm, beliebt, geehrt“ (Falk-Torp, Norweg.-dänisches etym. Wörterb. unter *ǰjæv* S. 321; Kluge, Stammbildungslehre § 231 ff.). Ich finde das gleiche Wort auch in *deae Garmangabi*²⁾ sowie in dem Matronennamen

1) Auch *Boðvildr* altengl. *Beadohild* wird als Tochter des nordischen „Sturmheros“ *Nidhád* mit Sturmgottheiten in Verbindung gebracht (E. H. Meyer, Germ. Mythol. 301, 302).

2) Auf der Inschrift der Sueben von Lanchester, vgl. oben S. 11. Vielleicht hat man in *garman-* eine *man-*Bildung zur Hochstufe der in „begehren“ vorliegenden germ. Wurzel *ger* zu sehen, also wäre *garmangabi* „die das Begehren oder das Begehrte gebende Göttin“ (vgl. Wortbildungen wie *galm* „Ge-

*Alagabiae*¹⁾ „die Allgebenden, Allgütigen“. In dem ersten Teile des Namens *Friagábi* haben wir wohl den Akkusativ eines femininen Abstraktums germ. **frijjó-* zu sehen, vgl. mhd. *vrie* altengl. *fréo* fem. „Freiheit“ (vgl. Collinson, Archaeol. Ael. a. a. O. S. 197), so dass wir also — ähnlich dem Sinne des altengl. *fréolsziefæ* altnord. *frjálsgjafi* — die Bedeutung „die Freiheitgebende“ hätten. An einen Zusammenhang des Namens mit der Göttin *Fria*, der der Sprachform nach „möglich wäre und die Bedeutung „der *Fría* lieb“ ergeben könnte, ist aus sachlichen Gründen nicht zu denken.

Sollten wir, wie nach dem Namen Baudihillie zu vermuten ist, mit Kampf Göttinnen nach Art der Walküren zu rechnen haben, so wäre gegenüber der „Kampfgebietenden“ die „Freiheitgebende“ sehr begreiflich. Es kommt auch sonst vor, dass Kampf Göttinnen als befreiende tätig sind, zum Beispiel von den neun zu Füßen der Menglöd sitzenden Jungfrauen (vgl. oben S. 8) wird gesagt, dass sie die Heldenöhne aus der Gefahr befreien²⁾. Und mit einiger Phantasie mag man hier auch an den ersten Merseburger Zauberspruch denken, wo Idisi — doch wohl als Kampf Göttinnen — das Heer aufhalten, andere den Gefangenen die Fesseln lösen und die Freiheit geben.

Gewöhnlich nimmt man an, dass die Walküren in grösserer Zahl auftreten: drei, sechs, neun, dreizehn werden genannt; aber es wird zunächst nicht beachtet, dass gerade die Zweizahl eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Es sei erinnert an Þórgerðr Holgabruðr und Irpa, die beiden Trollkonur, die als Sturm- und Kampf Göttinnen Unwetter erregen und Pfeile gegen die Feinde senden — sie werden an beiden Seiten des Thórrbildes dargestellt

schrei“ zur Wurzel *gel*, *kvalm* zu *quēlan* u. a.). Anders, mir nicht einleuchtend, v. Grienberger, Zeitschr. f. deutsch. Alt. 38, 189; Kauffmann, Paul und Braune, Beitr. 20, 526; Schnetz, ebenda 47, 490; Much, R., Der germ. Himmels-gott, Festgabe für Heinzel S. 263.

¹⁾ Hier ist an den westgerm. Nom. Plur., der *-gábi* (urgerm. **gébíz*) lauten müsste, die lateinische Pluralendung *-ae* angehängt worden. Diese Erklärung ist der Annahme vorzuziehen, dass etwa die lateinische Pluralendung *-ae* statt der germ. Endung in **alagátjōz* eingeführt wäre [*b* ist germ. Reibelaut].

²⁾ Svipdagsmál Str. 37: „*hvat þær meyjar heita, er fyr Menglaðar kníam sitia sáttar saman?*“ Str. 40: „*ei svá hátt forað kómur at holda sonom, hvær þær ór nauðom nema.*“

(Fornmannasögur XI, 134, vgl. Detter, Zeitschr. f. deutsches Altert. 32, 394 ff., E. H. Meyer, Germ. Mythol. S. 179); ferner an die beiden Valkyrjur Gondul und Skogul, die den König Hákon nach Valhöll führen (Hákonarmál); an die beiden sturmsendenden Seidkonur Heidr und Hamglöm der Fridþjófs saga; an Fenja und Menja, die nach Grottasöngur Str. 13 und 21 zweifellos Valkyrjur sind; an Hadburc und Sigelint des Nibelungenliedes u. a. m.

Ob die Valkyrjur alle von Ursprung Kampfgöttinnen waren, oder ob sie nicht zum Teil einst Sturmgöttinnen (worauf Namen wie *Mist* = Nebel, vielleicht auch *Hrist* = Schüttlerin und *Sigrdrífa* hinweisen könnten, vgl. E. H. Meyer, Germ. Mythol. S. 175 ff.) und als solche die Begleiterinnen des Himmelsgottes waren, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls geben uns die Namen Baudihillie und Friagabi Aufschluss über das Wesen der Alaisiagen als Kampfgöttinnen, die neben dem germanischen Kriegsgotte erscheinen, wie neben dem römischen Mars die Victoriae. Aus den bisher bekannten Namen Bede und Fimmilene hatte sich Sicheres nicht gewinnen lassen, und auch der Name Alaisiagen ist umstritten. Einig ist man bis jetzt nur darin, dass in dem *al-* jenes verstärkende Wort zu sehen ist, das wir in Namen wie Alamannen, Alarich oder in den Matronennamen wie Alaterviae, Alagabiae so häufig finden. Den weiteren Teil des Namens hat man an germ. **aisô-* althochd. *êra* altnord. *eir* „Hilfe, Schonung, Ehre“ oder an ein zu derselben Wurzel gehöriges Zeitwort **aisjan* **aisôn* anknüpfen wollen, und so hat F. Kauffmann (Paul und Braune, Beitr. 16, 201 ff., vgl. Sievers ebenda 257 ff.) das Adjektiv **aisiaga-* als „hilfreich“, van Helten (ebenda 27, 147) als „Kriegsehre verleihend“ gedeutet; W. Scherer (a. a. O.) hatte den Namen als „allgeehrt“ aufgefasst. Ivar Lindquist will ein Adjektiv **aisia-*, das durch *-ga-* erweitert sei, in der Bedeutung „skonsam“ annehmen (Galdrar a. a. O. S. 21) und den Namen der Alaisiagen (wie schon Kauffmann es tat) mit der Göttin *Eir*, der „heilenden“, verbinden, die in Svipdagsmál Str. 38 unter den Mädchen der Menglöd und Gylfaginning 35 als Ärztin unter den Asen genannt wird; jedoch erscheint es mir nicht berechtigt, aus der Möglichkeit einer Wurzelverwandtschaft der Namen auf die Identität ihrer Träger zu schliessen. Sprachlich ist gegen die Anknüpfung an germ. **aisô* usw. nichts einzuwenden; sachlich aber ist damit

kaum etwas gewonnen, denn die Bedeutung allhelfend oder allgeehrt ergibt ein so mattes, für die meisten Gottheiten passendes Beiwort, dass es für den nunmehr durch drei Inschriften bezeugten festen Begriff der Alaisiagen kaum anzunehmen ist. Aus diesem Grunde hatte ich schon früher¹⁾ die germ. Wurzel *ais* „an-stürmen“ herangezogen, die in den germanischen und anderen indogermanischen Sprachen reichlich bezeugt ist; Einwände dagegen sind mir nicht bekannt geworden. Das altnord. Verbum *eisa* bedeutet „gewaltig einherstürmen“, z. B. *eisa eldum* „mit Feuer einherstürmen“ (Fornaldarsögur Nordl. 469, 29); *ganga eisandi* wird vom Schiffe gesagt, das durch die Wogen stürmt (Helgakv. Hund. I, 27), *vargr hafs eisar* desgl. Sveinbj. Egilsson corp. poet. bor. 128; auch altnord. *geisa* „hervordringen“ aus **ga-aisón* wird hierzu gestellt, vgl. hochd. *Geist* Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wb. 306²⁾. Zu einem germ. Verbum **aisón* **aisjan* kann eine Adjektivbildung **aisiaga-* oder auch eine persönliche Femininbildung **aisiagiôn-* angenommen werden (wie solche gerade in den niederländisch-fränkischen Gebieten produktiv ist), und hierzu würde der latinisierte Dat. Plur. *aisiagis* lauten; *alaisiagis* „den gewaltig anstürmenden“ würde ein treffender Name für Kampfgöttinnen sein³⁾.

Mag nun aber die Deutung des Namens Alaisiagen auch unentschieden bleiben, so lehrt uns doch die neugefundene Inschrift mit den Namen Baudihillie und Friagabi, dass wir es keineswegs mit Göttinnen des Gerichts oder der Volksversammlung zu tun haben, sondern mit germanischen Kampfgottheiten. Dadurch

¹⁾ Zeitschr. f. deutsche Philol. 24, 441 ff.

²⁾ Zu dieser german. Wurzel **ais* wird gestellt griech. *οἶμα* aus **οἶμα* „gewaltiger Ansturm“, *οἶστος*, skr. *ṛṣati*, lat. *ira* aus **eisa*, lit. *aistra aiktis* „heftige Leidenschaft“ (vgl. Sadée, Zeitschr. f. vgl. Sprachschg. 43, 247, v. Osten-Sacken, Idg. Forsch. 23, 375); vielleicht auch in altsächs. *obast* aus **ob-aist* altengl. *ofost* „Eile, Eifer“, Holthausen, Idg. Forsch. 20, 320; vgl. auch Walde, Etym. Wb. *ira* S. 392, Boisacq *οἶμα οἶστος* S. 690, 693.

³⁾ Falls man die oben S. 2 Anm. 1 erwähnte Möglichkeit annimmt, dass in dem *Er-* des bairischen *Ertag* (vgl. die *Ehresburg?*) ein alter Gottesname idg. **aiso-* **aisu-* **aisio-* stecke (vergl. die germ. Namen *Aisia* Corp. iss. lat. III, 4033; *Aisaberga* Schönfeld a. a. O. S. 5; *Aisius* Lindquist S. 21 ff.), dann könnte **alaisiā-ga-* als Adjektiv der Zusammengehörigkeit der Bedeutung nach ähnlich beurteilt werden, wie der Name der Göttin *Alateivia* (Brambach, Corp. iss. Rhen. 197), worin wohl die idg. Wurzel **deiv* steckt; **alaisiagōz* wären dann „die dem grossen Gotte zugehörigen (Göttinnen)“.

aber wird auch die Deutung des Mars Thingsus bzw. des Mars der beiden früher gefundenen Inschriften insofern berührt, als man nun nicht mehr an einen Gott des Gerichts oder der Volksversammlung denken wird, sondern an den Kriegsgott Tius; ein anderer kann und darf ja auch unter der interpretatio Romana durch Mars nicht verstanden werden. Wie aber dieser Kriegsgott Tius dereinst der germanische Himmels-gott gewesen war, so mag auch sein bei den niederfränkischen und niedersächsischen Stämmen geltender Name *Things* oder *Thihs*, der bei jenen für den Dies Martis in den Bezeichnungen *Dingsdag* und *Dijsdag* üblich ist, dereinst ein Name des grossen Himmels-gottes gewesen sein.

So gibt uns die wichtige neu gefundene Inschrift Auskunft über das Wesen des in den ältesten Urkunden bezeugten germanischen Gottes und seiner Begleiterinnen.

Elsass-Lothringen und wir.

Eine stammespsychologische Studie ¹⁾ von Ernst Kornemann.

Trauriger denn je ist unsere heutige Lage. Trotzdem sind wir, weil unsere akademische Jugend ihr Recht begehrt, wieder zusammengekommen, unseres Reiches Geburtstagsfest zu feiern. Einst ein Tag rauschender Freude, ist er heute in den Zeiten des nationalen Unglücks uns lieb und wert geworden als Tag der Selbstbesinnung und der Einkehr. Es gilt für uns, denen man die von Sieg zu Sieg getragenen Waffen zerbrochen hat, geistige Rüstung anzulegen und an solchen Tagen uns zusammenzufinden, um miteinander Mut und Trost, ja schliesslich, wenn man's auch heute nur erst leise sagen darf, Hoffnung zu sammeln und bereit uns zu machen, falls doch vielleicht unsere Stunde dereinst wieder schlägt.

Wenn wir unsere Gedanken heute zurückschweifen lassen auf den stolzen Anfang des Jahres 1871, dann steigt vor unserer Seele mit all den glanzvollen Bildern jener Stunden das Land auf, das damals nach langem Sehnen aller Vaterlandsfreunde dem deutschen Volksgebiet und der deutschen Volksgemeinschaft zurück-

¹⁾ Rede, gehalten bei der Reichsgründungsfeier der Breslauer Universität am 18. Januar 1924.

gewonnen wurde: Elsass-Lothringen. Neben der Kaiserkrone war dieses Land der Siegespreis, den das deutsche Heer damals dem Vaterland erstritten hat. Doch wie anders heute! Wir haben uns nachgerade daran gewöhnt, seit über fünf Jahren schwarze Tage über uns ergehen zu lassen, aber die schwärzesten der schwarzen Tage in dieser trostlosen Zeit waren doch der 19. und 22. November 1918, da die Franzosen als besiegte Sieger unter dem Jubel weiter Kreise der Bevölkerung in Metz bzw. Strassburg eingezogen sind. Was sonst vom Reichskörper infolge des unglücklichen Ausgangs des Krieges losgerissen worden ist, war zum Teil von nicht-deutschem, halbdeutschem oder nur germanisiertem Volkstum bewohnt, war mit einem Wort Grenzland auch in völkischer Beziehung. Anders Elsass-Lothringen mit seiner alten deutschen Bevölkerung und alten deutschen Kultur. Hier ward Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blute uns entzogen. Nicht nur die Tatsache sondern auch das Wie des Verlustes traf uns alle in verheerender Weise. Gar mancher wahre Vaterlandsfreund hat seitdem sein Haupt verhüllt und sich gefragt, wie es möglich gewesen ist, dass deutsches Volkstum nach noch nicht zweihundert-jähriger Fremdherrschaft in einzelnen seiner Teile so verwelscht worden ist, dass selbst im Laufe eines Halbjahrhunderts nach der Rückkehr der Glieder zum Leibe der Mutter eine innerliche Rückgewinnung uns nicht gelungen ist, dass vielmehr, wie uns immer wieder von unserem Todfeind zugerufen wird, ein jubelndes Wiedererfassen der Hand von Mutter Frankreich, das nach unserer Ansicht doch nur die Stiefmutter unserer deutschen Brüder jenseits des Rheins war und immer bleiben wird, stattgefunden hat. Mag auch noch soviel propagandistische Mache bei den Schilderungen des französischen Einzuges in Elsass-Lothringen von 1918 abziehen sein, es bleibt genug übrig, um unseren namenlosen Schmerz über dieses traurigste Ereignis in der Geschichte des deutschen Volkes verständlich zu machen. Deutsches Land und deutsches Volkstum, Teile zweier ganz verschiedener deutscher Stämme, haben sich in den französischen Reichs- und Kulturverband mit seinen streng zentralistischen, dem deutschen Wesen mit seiner auf das Föderative gerichteten Art schnurstracks entgegengesetzten Tendenzen ruhig, ja stellenweise freudig von neuem einordnen lassen, und was das Seltsamste ist, diese abgesprengten Stücke

deutschen Volkstums lassen sich vieles dort mehr oder minder willig gefallen, was sie in den Jahren des Zusammenlebens mit den deutschen Stammesbrüdern aufs schärfste von sich abzuwehren versucht haben. Hier liegt etwas vor, was unsere ernsteste Aufmerksamkeit verdient. Die Frage, die uns daher in dieser feierlichen Stunde beschäftigen soll, lautet: Wie ist es gekommen, dass unser Volk, das im Mittelalter hier im Osten weite Strecken uns verloren gegangenen Bodens dem deutschen Volkstum und der deutschen Kultur zurückgewonnen hat, dort drüben im Westen in einem der ehemals deutschesten Länder nicht mehr das eigene Blut sich zurückzuassimilieren vermocht hat. Eine solche Betrachtung steht uns gerade hier in Schlesien sehr wohl an, wo wir einen östlichen Aussenposten deutscher Kultur zu verteidigen haben, der von zwei Seiten her von vordringendem fremdem Volkstum bedroht ist. So sei unsere Betrachtung von heute zugleich ein Gruss der grausam verstümmelten Südostmark an die verloren gegangene Südwestmark des Reiches.

Eine Antwort auf die zur Debatte gestellte Frage ist auf zwiefachem Wege zu erhalten: einmal durch Versenken in die Geschichte der westlichen Grenzmark und zum anderen durch eine kritische Würdigung der Massnahmen, die bei der Einverleibung Elsass-Lothringens unsererseits ergriffen wurden, also zum ersten durch eine historische, zum andern durch eine politische Betrachtung, die beide natürlich nur in ganz grossen Zügen im Rahmen dieser kurzen Festtagsstunde erfolgen können.

I. Was heute Elsass-Lothringen heisst, war im Altertum in gleicher Weise Keltensland, wie alles Land diesseits und jenseits des Oberrheins¹⁾. Aber schon in der keltischen Epoche tritt uns ein Zustand entgegen, der in der germanischen sich wiederholt: Die Vogesen trennen die Gebiete zweier Stämme, der Mediomatriker jenseits der Berge, deren Name heute noch Metz bewahrt, und der

¹⁾ Zu der geschichtlichen Zusammenfassung sind benutzt Martin Spahn, Elsass-Lothringen, Berlin 1919, Ullstein; Karl Stählin in Karl Strupp, Unser Recht auf Elsass-Lothringen, München u. Leipzig 1919, S. 7 ff.; derselbe, Gesch. Elsass-Lothringens, 1920; vor allem aber Rudolf Wackernagel, Geschichte des Elsasses, Basel 1919, Frobenius, ein Buch, das der Schweizer Forscher nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen geschrieben hat. Weitere Literaturangaben bei Strupp S. 227 ff.

Sequaner diesseits in der Ebene des Oberrheins und südwärts davon. Zuerst ward dann das Elsass von Germanen überflutet in jenen Tagen Ariovists. Als Caesar im Jahre 57 sich auf diesen stürzte und ihn besiegte, trank das elsässische Land zum ersten Male deutsches Blut. Es gelang den Römern, den Rhein zur Grenze ihres Reiches zu machen, ja nach Caesar noch darüber hinaus vorzudringen. Argentorate, später Argentoratum, dem Namen und Ursprung nach keltisch, das heutige Strassburg, muss eine römische Legion aufnehmen, wird also militärischer Mittel- und Stützpunkt der römischen Herrschaft im Tribokerland, während am Rheinknie, der wichtigsten Position der ganzen oberrheinischen Tiefebene, die erste römische Kolonie im Lande der Rauriker gegründet wird, colonia Raurica, bald Augusta Rauricorum genannt, das heutige Augst bei Basel, die Vorläuferin dieser Stadt, die ursprünglich keine Schweizer- sondern eine elsässische Stadt gewesen ist. Aber nicht lange hat die Fremdherrschaft der Römer gedauert. Zum zweiten Male setzt sich wie in den Tagen Ariovists die germanische Welle in Bewegung. Diesmal sind es die Alamannen, die den Oberrhein überschreiten. Aber zum zweiten Mal bietet ein römischer Caesar, nämlich Julianus, in den Augusttagen 357, und zwar näher bei Strassburg selbst, der Invasion Einhalt mit Hilfe seiner batavischen Hilfstruppen, so dass hier schon im Grunde ein Kampf von Germanen gegen Germanen vorliegt. Die so noch einmal mühsam wiederhergestellte römische Herrschaft sollte aber nur von kurzer Dauer sein. Hundert Jahre später sind die Alamannen die Herren des ganzen Landes zwischen Rhein und Vogesen. Auch Strassburg, dessen deutscher Name jetzt auftritt, ist fest in ihrer Hand.

Aber unterdessen war die grosse Wendung auch in Norddeutschland eingetreten. Was die Alamannen am Oberrhein, hatten die Franken am Niederrhein vollbracht: die Vorwärtsbewegung über den Rhein in die römischen Gebiete hinein. Das Frankenreich war das Resultat, das nun seinerseits südwärts drang auch in die von germanischen Brüdern aus Alamannenblut bereits okkupierten Gebiete. Lothringen, das nur dünn alamannisch besiedelt war, wurde jetzt Frankenland, ja sogar das Elsass bekam nunmehr auch fränkischen Zusatz. Den alten Römerstrassen folgend, kamen fränkische Siedler auch in die oberrheinische Tiefebene,

die seit dem 7. Jahrhundert *Alsacius pagus*, Elsass, genannt wird. Aber während Lothringen trotz alamannischer Unterschicht fränkisch wurde, blieb das Elsass trotz stellenweiser Überschichtung durch die Franken im Grunde alamannisch¹⁾. Wie in der Keltenzeit zog sich die Grenze zwischen beiden Stämmen — in ganz groben Zügen hier dargestellt — wieder über den Vogesenkamm. Zusammen aber gehörten dann beide Länder mit ihrem verschiedenen Volkstum dem grossen Karolingerreich an, das unter Karl dem Grossen auf seinen Höhepunkt gelangte, und dienten mit ihren reichen Pfalzen und Meierhöfen dem Unterhalt des Königshofes. Da kam mit dem Tode Ludwigs des Frommen 840 die erste grosse Schicksalsstunde über das Land. Die Einheit des Reiches ging zu Ende. Im Teilungsvertrag von Verdun ward jene bekannte Dreiteilung des seitherigen Einheitsreiches perfekt. Und was uns hier besonders interessiert, es wurde damals von Italien und dem Mittelmeer bis zur Nordsee jenes Zwischenstück, Lotharingen, das Lotharland, geschaffen, das dann durch die Jahrhunderte hindurch zum Zankapfel der beiden Teilreiche in West und Ost werden sollte. Was Verdun angebahnt hatte, vollendete dann der Teilungsvertrag von Mersen vom 8. August 870, in welchem das Erbe Lothars wieder zerschlagen wurde. Ebenso wie die niederrheinischen Gebiete mit Aachen und Köln, kam das Moselland mit Trier und Metz sowie das oberrheinische Land mit Strassburg und Basel an das Reich Ludwigs des Deutschen. Damit war das Geschick von Lothringen und Elsass für Jahrhunderte bestimmt. Lothringen ward ein eigenes Herzogtum des deutschen Reiches, das Elsass dagegen, seit der Mitte des 9. Jahrhunderts in zwei Grafschaften zerfallend, den Nordgau und den Sundgau, Unterelsass und Oberelsass, getrennt durch den sog. Landgraben südlich von Schlettstadt, ward ein Teil des Herzogtums Schwaben. Wie der Titel des schwäbischen Herzogs, *dux Sueborum et Alsatie*, beweist, gehört das Elsass wohl zu dem Herzogtum, wird aber von vornherein in einer gewissen Sonderstellung geführt. Wieder verläuft eine wichtige Grenze, diesmal die Grenze zweier deutscher Herzogtümer, auf dem Kamm der Vogesen.

¹⁾ Vgl. hierzu Ferd. Wrede, Die Sprachenfrage in Elsass-Lothringen, bei Strupp S. 205 ff.

Wir treten in die grösste Zeit dieser Länder unter deutscher Herrschaft ein, in die Zeit von etwa 1000—1300. Unter den Saliern ward im Jahre 1048 ein Elsässer aus dem Geschlecht der Grafen von Egisheim als Papst Leo IX. an die Spitze der Christenheit berufen. Auf den Höhepunkt aber kam die Geschichte der Grenzdistrikte erst durch die Staufer. Nun wurden sie, zumal das Elsass, in den Mittelpunkt der grossen deutschen Geschichte gerückt¹⁾. Gleichzeitig stieg damals neben Adel und Geistlichkeit der dritte Teil der elsässischen Oberschicht, das Bürgertum, empor und machte das Elsass, was es im Gegensatz zu dem Bauernland Lothringen seither geblieben ist, zum Land der Städte, allerdings meist kleiner Städte; im Norden und Süden die alten Römer- und daher Bischofsstädte Strassburg und Basel, dazwischen die Unsumme kleiner und kleinster städtischer Gebilde, die nach und nach emporkamen und bald — vor allem die Reichsstädte — dem Lande den eigenartigen Charakter und Zauber verliehen. Staufische Haus- und Königsmacht, gestützt auf diese Städte und auf die zahlreichen Burgen, konzentrierte sich am Oberrhein, im Vordergrund die gewaltige staufische Hausburg und Kaiserpfalz Hagenau, wo fortan die Reichsinsignien aufbewahrt wurden. Nie wieder hat das Elsass eine Zeit erlebt, wie die hundert Jahre von 1150—1250, da es in süddeutscher Art regiert wurde von dem stammverwandten Herzogs-, dann Königs- und Kaisergeschlecht, das so oft im Lande selbst residierte. Je mehr das grosse Geschlecht dann seine Politik auf Italien konzentrierte, desto mehr stieg das oberrheinische Land in seiner Wertschätzung, da es mit seiner südländischen Natur und entsprechendem Klima, dabei besser angebaut als andere Teile des Reiches, mit Recht als ein Vorhof der transalpinischen Besitzungen erschien. Friedrich II. nannte das Elsass direkt das „geliebteste seiner Erbländer“. Zum erstenmal und eigentlich das einzige Mal in der deutschen Epoche sind die reichen materiellen und geistigen Kräfte des Landes so in einer festen Hand zusammengefasst worden²⁾. Burgen aller Art im Bergvorland der Vogesen, Stadtmauern, Kirchen und Klöster legen heute noch Zeugnis ab von bestem deutschem mittelalterlichen Können und Wollen dortselbst. Das Strassburger Münster ist heute

1) Stählin S. 19.

2) Wackernagel S. 83.

noch das stolzeste Denkmal dieser Epoche. Das grossartige „hohenstaufische Festungssystem“¹⁾ dagegen liegt, wie alles Deutsche im Elsass, heute in Trümmern.

Mit dem Sturz der Stauer sank diese glänzende politische Welt schnell dahin. Wie im Gesamtreich, stieg auch in diesen Randländern die Zeit der Territorialmächte, darunter Habsburgs, das im Oberelsass dominierte, herauf. Aber als Erinnerung daran, dass das Elsass einmal Reichsmittelpunkt und „Reichsland“ κατ' ἐξοχήν gewesen war, blieb die Zehnzahl der Reichsstädte und die Reichslandvogtei bestehen, die König Rudolf von Habsburg, anfangs in der Zweizahl, geschaffen hat. Da zugleich der Reichsschwerpunkt damals durch die Habsburger von Westen nach Osten rückte, von dem Rhein zur Donau, ward das Elsass, wie mit Recht gesagt worden ist²⁾, zum „Küstenland“, an das alles Neue des grossen Kulturstromes von Westen her kräftig angetrieben wurde. Aber wie es in der Geschichte zu gehen pflegt, auf dem Gebiete der Geisteskultur steht auch in der folgenden Epoche das Elsass noch an der Spitze, ja durch den nunmehr erwachenden Gegensatz zum Welschtum, zunächst zu Burgund, einem neuen Zwischenreich zwischen Ost und West, dann zu Frankreich selber, wächst der deutsche Geist in den folgenden drei Jahrhunderten auf exponiertem Posten noch einmal zu gewaltiger Grösse empor, gipfelnd schliesslich im elsässischen Humanismus. Gerade er mit seinem Kampf um die Schule im Mittelpunkt aller seiner geistigen Emanzipationsbestrebungen zeigt noch einmal den urdeutschen Charakter des Landes. Denn es ist besondere deutsche Art, jeden grossen politischen und geistigen Gärungsprozess mit der Aufrollung des Schul- und Bildungsproblems zu verbinden. Jakob Wimpfeling, Sebastian Brant, Beatus Rhenanus, das sind Namen aus dem Bürgertum, die uns das Grosse an der jetzigen elsässischen Geschichte ins Gedächtnis zurückrufen. Elsass in der deutschen Literatur an der Spitze! Wie einst jener Mönch Otfrid im Kloster Weissenburg um das Jahr 865 sein Evangelienbuch in deutschen gereimten Versen uns geschenkt hatte, so findet jetzt wieder eine ganze An-

¹⁾ Über dieses Festungssystem handelt sehr instruktiv Albert von Hofmann in seinem schönen Buch: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte, Stuttgart und Berlin 1920, S. 442.

²⁾ Wackernagel S. 141.

zahl von Literaturzweigen, sowohl der profanen wie der kirchlichen Literatur, im Elsass ihre erste und höchste Ausprägung in deutscher Sprache, gestützt auf den durch Joh. Gutenbergs Anwesenheit in Strassburg dort zuerst blühenden deutschen Buchdruck. Und wie die deutsche Literatur erlebt auch die deutsche Kunst im Grenzland eine hohe Blüte. Vor unserem geistigen Auge steigen empor Martin Schongauer, Matthias Grünewald und Hans Baldung. Wohl kaum anderswo hat das deutsche Gemüt, im Leide geläutert, sich zu tieferer künstlerischer Gestaltung durchgerungen wie in Grünewalds Altarbildern zu Colmar, die einst für die Antoniterkirche von Isenheim gefertigt wurden. Alles in diesem Geistesleben aber ist getragen von einem kräftigen einheimischen Volksbewusstsein, dem sein Elsass wegen der herrlichen Natur „ein Rosengarten“ ist, „ein irdisches Paradies“ sondergleichen.

Aber auf dem Höhepunkt angekommen, zeigen sich auch hier schon Risse und Sprünge in dem grossen deutschen Grenzbau, der aus dem reichen Stauerleben am Oberrhein in Jahrhunderte langer aufsteigender Entwicklung erwachsen war. Die Not der untersten, seither ausschliesslich dienenden Schicht, der Bauern, meldet sich. Wie überall erhebt sich der Geist der Empörung. Der Schlettstädter Bundschuh von 1493 ist einer der ersten Ausbrüche bäuerlicher Revolution. Dann fügt die Reformation zu dem vielen schon Trennenden einen neuen Riss, der auf der einen Seite die Kräfte des Landes mächtig gesteigert, auf der andern aber bis auf den heutigen Tag gerade in den Körper dieses herrlichsten aller deutschen Länder das tödliche Gift des Hasses und der Unduldsamkeit geträufelt hat. Kein Land hat so unter der Religionspaltung in Deutschland gelitten, wie die nunmehr am stärksten gefährdete Westmark, in welcher Strassburg, damals deutsch und protestantisch zugleich, der Hort werden zu sollen schien für alles politische und geistige Leben des Elsasses und weit darüber hinaus, vor allem seitdem 1538 das Gymnasium als protestantische Musteranstalt und Keimzelle der Universität gegründet worden war, mit Johannes Sturm als erstem Rektor.

Aber hier am Rande des Reiches hat man im Grunde den Luxus des konfessionellen Haders zu all den furchtbaren wirtschaftlichen Gegensätzen, die die gärende Zeit durchziehen, sich nicht leisten können. Hier stieg sofort dahinter das grosse Pro-

blem der auswärtigen Politik empor, wodurch Lothringen und Elsass nach und nach ihre Einheit und ihr Deutschtum verloren haben. Der Preis, den dieses geistig so früh und hoch entwickelte, nunmehr in zahllose Territorien zerspaltene Land für die erreichte Höhe zahlen musste, war ein entsetzlicher, der Verlust der Zusammengehörigkeit mit dem grossen Reichskörper, dem man seither angehört hatte. Im Jahre 1515 hat als erstes Mülhausen aus Hass gegen die Habsburger den Anschluss an die Schweizer Eidgenossenschaft, deren Todfeind, gesucht und gefunden, bis zum Jahre 1798, eine Tatsache, aus der allein schon die singuläre Stellung der Stadt im Reigen der elsässischen Schwestern fortan erklärt wird, jene Richtung auf das Republikanische und Demokratische. Aber dies war ein kleiner Verlust, den man schliesslich überwunden hätte, wie die schon früher erfolgte Abwendung Basels vom Elsass. Das Schlimmere war, dass nunmehr im Gefolge der Religionsspaltung und der daraus sich entwickelnden Kriege die grosse Tragödie anhebt, die Europas Geschichte bis auf den heutigen Tag darstellt, der Kampf der beiden Reiche, die aus dem Imperium Karls d. Gr. als mächtige Volks- und Staaten-Individualitäten unterdessen sich entwickelt hatten¹⁾. Dieser Bruderkampf Frankreichs gegen Deutschland ist erst in der neueren Geschichtsepoche ausgebrochen, ist durchaus ein Ergebnis des Niederganges des alten römischen Reiches deutscher Nation und des Aufstiegs des französischen Sonnenkönigtums zum Erben des politischen Universalgedankens von ehemals. Nichts zeigt unsere uralte Friedensliebe gegen Westen deutlicher als diese Tatsache. Solange Deutschland stark war, gab es keinen Kampf gegen Westen hin. Erst das schwachgewordene, innerlich zerrissene Deutschland hat die grosse Tragödie im Westen ihrem vollen Umfang nach entstehen lassen. Seitdem 1552 die Städte Metz, Toul und Verdun — wohlgemerkt zunächst nur die Städte²⁾, nicht die Bistümer, wie man gewöhnlich liest, — durch Moritz von Sachsen unter französischen Schutz gestellt worden waren, ging natürlich das

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Deutschland und Frankreich im Wandel der Jahrtausende“, in der amerikanischen Zeitschrift „Die neue Zeit“ (The New Times), herausgegeben von Dr. Michael Singer, Chicago, Jahrgang IV Nr. 28 (15. Juli 1922) S. 7 ff.

²⁾ Stählin S. 67 und 71.

Streben Frankreichs dahin, auch die zu den Städten gehörigen Bistümer, obwohl sie dem Erzbischof von Trier unterstanden, in ihre Gewalt zu bringen, ja darüber hinaus im Verlaufe des dreissigjährigen Krieges das ganze Herzogtum Lothringen, das 1542 zum freien Herzogtum erklärt, aber trotzdem der Vorposten der Habsburger Mächte gegen Frankreich geblieben war¹⁾, sich einzuverleiben. Es ist trotz starkem Widerstand der damals noch sehr reichstreuen Metzger und, obwohl hier wie überall auf deutschem Boden in dem Festhalten an dem Stamm und Landschaft verkörpernden Herzogsgeschlecht, also in dem dynastischen Element, lange Zeit der antifranzösische Geist eine kräftige Stütze gefunden hatte, schliesslich doch gelungen durch ein Verfahren, das man mit Recht der modernen Tunifizierung verglichen hat²⁾. Nun ist die Politik Richelieus, des grössten Staatsmannes, den Frankreich besessen hat, den Bahnen König Heinrichs II. und IV. folgend, auf das Elsass und auf Strassburg gerichtet gewesen, wenn auch zunächst nur als ideale Zielsetzung, um gegenüber der habsburgisch-spanischen Umklammerung, die damals stärker als je drohte, ein Tor nach Deutschland offen zu haben³⁾. So ist damals, zunächst aus Furcht vor Habsburg, das französische Schlagwort vom Rheine als der zu erstrebenden Grenze des Westreiches geprägt worden. Damit erscheint hier Habsburg bereits als die grosse Schicksalsmacht des Westlandes. An dem Gegensatz zu ihm hat sich der Streit der grossen Mächte um Lothringen und Elsass entzündet, durch den Gegensatz zu ihm ist das unnatürliche Bündnis Frankreichs mit den protestantischen Mächten in Deutschland zustande gekommen und der unselige Frieden von 1648 heraufgeführt worden, in welchem der habsburgische Teil des Elsasses und die drei lothringischen Bistümer, damit faktisch schon Lothringen selber, als erste Beute den Franzosen zum Opfer fielen. So ist seitdem Habsburg der Totengräber der herrlichen Grenzmark im Westen geworden, gerade so wie es heute leider auch der Totengräber ganz Deutschlands und Europas genannt werden muss⁴⁾. Das Land, das im dreissig-

¹⁾ Wilhelm Mommsen, Kardinal Richelieu. Seine Politik im Elsass und in Lothringen, Berlin (W. 35) 1922, Verlag für Politik und Wirtschaft, S. 22.

²⁾ Stählin S. 94.

³⁾ Mommsen S. 36 und 361.

⁴⁾ Über diese Rolle Habsburgs auch A. von Hofmann S. 338.

jährigen Krieg in furchtbarer Weise wie kein zweites in Deutschland heimgesucht worden ist, zeigt jetzt eine dumpfe Passivität in politischer Hinsicht, so herrlich auch die literarische echt deutsche Nachblüte gerade jetzt noch gewesen ist. Nach dem unheilvollen Friedensschluss von 1648 geht es dann schnell abwärts. Was Richelieu begonnen, haben Mazarin und Ludwig XIV. vollendet mit diplomatischen Schlichen und verzweifelten juristischen Kunststücken in Gestalt der Reunionen, dann gegenüber Strassburg, das als deutsche freie Stadt am längsten sich unabhängig gehalten hatte, mit roher Gewalt. Am 3. Oktober 1681 kapitulierte die Stadt, und am 23. Oktober hielt Ludwig XIV. in die bis dahin deutscheste aller deutschen Städte seinen Einzug. „Die Libertät ging zu Grabe,“ schrieb damals der Strassburger Reisesen¹⁾, und von Leibniz stammt das Wort: „Wer den Schlüssel zu seinem Hause seinem Nachbarn, seinem Feinde, seinem formidablen Feinde, einem Feinde, der eine ewige Ambition und Jalousie gegen das römische Reich unterhalten hat und nimmer quittieren wird, überlassen muss, der kann gewiss nicht ruhig darin schlafen“²⁾. Durchdrungen von dem Gefühl, in ein rein deutsches Gebiet damals gekommen zu sein — „Allemagne“ hiess es im offiziellen Sprachgebrauch —, ging Frankreich nun an die Arbeit, das Land zu verwelschen und die von Habsburg begonnene Arbeit der Rekatholisierung fortzuführen. Aber bis 1789 ist in vieler Beziehung der Wagen im alten Geleise gelaufen, weil mancherlei Freiheiten und Bevorzugungen dem neuen Lande gewährt oder belassen wurden³⁾. Die Reichsstände leben weiter, auch die ausserhalb des Elsasses residierenden behalten ihre Territorien und, was das Wichtigste ist, politisch und wirtschaftlich bleibt das Land bis zur Revolution ausserhalb der französischen Grenzen; mit den wirtschaftlichen Beziehungen zur alten Heimat bleiben aber auch die geistigen zunächst erhalten. So erwächst hier jenes geistige Zwitterwesen, das von nun an das Charakteristische an dem Lande ist, in Strassburg zum Ausdruck kommend in dem Bestehen der zwei Universitäten, der protestantischen Anstalt, aus dem Strassburger Gymnasium Sturms erwachsen, 1566 zur Akademie, 1621 zur Universität erhoben, der eigentlich deutschen hohen Schule,

¹⁾ Wackernagel S. 292.

²⁾ Stählin S. 145.

³⁾ Stählin S. 152 ff.

und der katholischen bischöflichen Universität, die im Jahre 1702 von Molsheim nach Strassburg verlegt und mit dem hier bestehenden Jesuitenkollegium vereinigt wurde. Es entwickelt sich so, vor allem im Elsass im 18. Jahrhundert, ein geistiges Zwischenland zwischen Frankreich und Deutschland, von beiden Seiten aufgesucht, um die andere Art kennen zu lernen. Kein Geringerer als der grosse Preussenkönig Friedrich II. hat 1740 einen Inkognitobesuch in Strassburg gemacht, und Goethe war der Ansicht, in Strassburg ein Klein-Paris zu finden, erstaunte aber nicht minder, als er hier ein nur stellenweise von französischem Wesen berührtes deutsches Leben fand, so dass er, zwar ungeheuer bereichert, aber auch geheilt von der allgemein französisierenden Richtung des 18. Jahrhunderts und deutscher denn je, nach Hause zurückkehrte¹⁾.

Dann sind es zwei Ereignisse, die die Entwicklung jenseits des Rheins in einem für uns ungünstigen Sinne aufs stärkste beeinflusst haben, einmal die endgültige Vereinigung Lothringens mit Frankreich und zum andern die Neugestaltung des Elsasses zu seinem Beherrscher durch die französische Revolution. Das erste Ereignis ist bekanntlich erfolgt im Rahmen der grossen europäischen Politik, die noch immer von dem Gegensatz Frankreich—Habsburg beherrscht wird. Lothringen ist schliesslich für die Anerkennung der sog. pragmatischen Sanktion von Habsburg an Frankreich verschachert worden, zunächst im Wiener Frieden von 1735 durch Vergebung an Ludwigs XV. Schwiegervater, den ehemaligen Polenkönig Stanislaus Lesczynski, und endgültig nach dessen Tod 1766. Viel wichtiger als dieses Ereignis war aber das zweite, die Umgestaltung im Elsass durch die französische Revolution. Jetzt erst trat der Bruch mit der deutschen Vergangenheit ähnlich wie im inneren Frankreich mit aller Vergangenheit ein. Alle noch vorhandenen Sonderrechte wurden aufgehoben, Elsass und Lothringen wurden ein Teil der einen unteilbaren Republik, also wirklich ein Stück Frankreich. Das gesamte von Frankreich okkupierte ehemalige deutsche Gebiet erscheint jetzt in dem alles gleichmachenden Departementsystem des neuen französischen Staates als die Departements Lothringen, Unterrhein

¹⁾ Wackernagel S. 346.

und Oberrhein Die berausende Kraft der neuen Ideen von 1789 war so gross, dass auch Mülhausen 1798 den Rückweg von der Schweiz zum eigenen Lande fand und schneller als alle Schwestern französisch wurde¹⁾. Selbst in Strassburg machte die Revolution allen Privilegien ein Ende. Die alte protestantische Universität, an der Goethe sich die Lizentiatenwürde erworben hatte, ist in den Schrecken von 1793 beseitigt worden, und was an die Stelle trat²⁾, hat den Geist echter Wissenschaft endgültig hier zu Grabe getragen. „Es sollte alles, was zum Bereich des französischen Staates gehörte, von einem Willen, einem Gedanken, einem Leben, dem des Genius der französischen Nation, erfüllt sein“³⁾. Es ist keine Frage, dass das ehemals deutsche Land damals eine ganze Reihe materieller und ideeller Vorteile gewann, darunter den, dass den Elsässern nunmehr ein Reichtum der Betätigungsmöglichkeiten in dem grossen zentralisierten Staatswesen geboten wurde, wie nie zuvor, und das steigerte sich ungeheuer, als die Revolution nach aussen expansiv wurde und das napoleonische Weltreich das Ende der Entwicklung war. Damals sind die Elsässer in der französischen Armee, in der sie nun vollkommen gleichberechtigt dienten, in grosser Zahl bis zu den höchsten Stellen emporgestiegen⁴⁾, und das ist seitdem bis heute so geblieben⁵⁾. Aber nicht nur im Soldatenstand, auch in anderen Berufen, namentlich in den freien Berufen, sind damals zahlreiche Elsässer in Frankreich zu hoher Stellung und grossem Ansehen gekommen, und durch die Übersiedlung sind zahlreiche wichtige

¹⁾ Vgl. A. v. Hofmann S. 444: „Der Rückhalt an der Schweiz hat Mülhausen allein von den zehn Städten davor bewahrt, im 17. (besser 18.) Jahrhundert französisch zu werden. Erst 1798, also 150 Jahre nach dem Westfälischen Frieden, ist Mülhausen französisch geworden, und zwar freiwillig aus wirtschaftlichen Gründen, und diese Stadt hat sich am schnellsten französisiert, dank der Charakterlosigkeit industrieller Bevölkerungen.“

²⁾ Darüber Lujo Brentano, Elsässer Erinnerungen, 4./6. Aufl., Berlin 1918, S. 50.

³⁾ Friedrich Lienhard u. A., Wohin gehört Elsass-Lothringen? Zürich 1915, Rascher u. Co., S. 17.

⁴⁾ Man denke an Kellermann, Kleber, Ney, Lefebvre und viele andere, Stählin S. 184.

⁵⁾ Von neun Brigadegenerälen, die im März 1913 in der französischen Armee befördert wurden, waren fünf in Elsass-Lothringen geboren.

Familienbände und sonstige Verbindungen nach Frankreich hinüber geschaffen worden. Von der anderen Seite gesehen hat also Frankreich seit 1789 eine erneute Germanisation durchgemacht, wie seit der Festsetzung der Normannen an der Nordküste und der Einverleibung Lothringens nicht mehr. Gerade deshalb hat Frankreich „diesen einzigartigen Bestandteil nicht vergessen können und hat bis zur heutigen Stunde eine fast abergläubisch hohe Meinung von dem Wert der elsässischen Blutzufuhr“¹⁾. Trotz alledem blieb in den breiten Schichten des sesshaften arbeitenden Volkes im Elsass die deutsche Art wach, aber sie ist, weil man nun dauernd von Deutschland getrennt zu sein schien und sein angestammtes Volkstum fühlte und nicht missen wollte, zum eigentümlich elsässischen Selbstgefühl emporgewachsen, der Grundlage des vielbesprochenen und vielberufenen elsässischen Partikularismus, was in dem Ausspruch: „Mer sinn halt Elsässer“, und in der Pflege der heimischen Mundart zum Ausdruck kam²⁾. Das zeigte sich namentlich, als Louis Philipp und Napoleon III. alles daran setzten, aus den Elsässern in jeglicher Hinsicht Franzosen zu machen. Damals schrieb der Strassburger Dichter Daniel Hirtz die schönen Verse nieder, die dem innersten Volksempfinden entsprachen:

„M'r g'höre hyt ze Frankreich wohl Un teile Not un Glück; Doch klingt uns d' Muedersprooch nit Sie gilt noch grosi Stück! [hohl, M'r drucke gern und herzli d' Hand — Un nit ellein zuem Schyn — Durch Sprooch un Sitte noo verwandt De Brüeder iww'rm Rhyh! Un dytscher Sinn un Biederkeit, Di finde -n- Anklang hie,	Denn gueter Grund isch noch geleit, Verwischt halt ganz sich nie. Ufs unsrem Herze steit's Gebett Noch dytsch zum Himmel nuff, M'r halte dran als wie e Klett Un böue Hyser druff. Solang noch unser Minschter steht — Un difs isch kerneg'sund —, Au d' Muedersprooch nit untergeht, Denn viel gäng noh zu Grund!“
---	--

Gegenüber diesem national festgebliebenen Teil der Bevölkerung wuchs natürlich mit der Zeit auch die Zahl der nach Frankreich hinüberschielenden und mit dort verwachsenen Menschen. Und da allmählich das Französischsprechen ein Zeichen der Vornehmheit und höherer sozialer Stellung war, wurde die Trennung

¹⁾ W. Kapp, Strassburg, Ist Elsass-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar? Berlin 1918, S. 18.

²⁾ Friedrich Lienhard S. 20 ff.

der Volksschichten, der meist französisch redenden Oberschicht und der nur deutsch redenden Unterschicht, stark vergrössert. Dabei erzeugte die Doppelsprachigkeit weiter Kreise der Oberschicht auch eine eigentümliche Doppelnatur der Menschen¹⁾. Das von oben her halbverwelschte Grenzland Frankreichs war fertig.

II. So sah das Land aus, das 1871 an das Deutsche Reich angeschlossen wurde, und zwar als „Reichsland“ Elsass-Lothringen. Wir müssen heute rückwärtsblickend fragen, ob dies die glücklichste Lösung gewesen ist, die gefunden werden konnte. Für viele gilt heute noch²⁾, was damals gleich in Nord- und Süddeutschland ausgesprochen wurde, als die bessere Lösung, nämlich die Einverleibung der ganzen Neuerwerbung in den preussischen Staat, von keinem leidenschaftlicher verfochten als von Heinrich von Treitschke und seinem Grossherzog — Treitschke war damals Professor in Heidelberg —. Bismarck hat die preussische Lösung von vornherein zurückgewiesen und die „Reichslande“ als das seiner Ansicht nach Richtige durchgeführt, mit Rücksicht auf die bundesstaatliche Struktur des Reiches und die bayerische Empfindlichkeit, von welcher Seite eine territoriale Vergrösserung von Anfang an erstrebt worden ist³⁾. Die erste Frage, die man gegenüber der damaligen Neugestaltung der Dinge aufwerfen darf, ist die, ob die Vereinigung der beiden neuerworbenen Länder das Richtige gewesen ist. Der geschichtlichen Entwicklung der alten Reichsterritorien schlägt diese Lösung, wie sich aus der seitherigen Betrachtung ergibt, direkt ins Gesicht. Beide Länder haben einander nie nahe gestanden, sehr oft sich sogar bekämpft, da ihre Bewohner in vieler Hinsicht einander sehr unähnlich sind⁴⁾. Leichten Herzens — mit einem kleinen Bindestrich auf dem Papier — hat man über die Grenzen der beiden alten Keltenstämme, der darüber gelagerten Germanenstämme, der Franci und Alamanni, über die Grenze der beiden Stammesherzogtümer, über die Departementsgrenze zwischen Loth-

¹⁾ Ebenda S. 29.

²⁾ Vgl. z. B. L. Brentano S. 18, obwohl er gerade die grossen Fehler der preussischen Verwaltung schonungslos aufdeckt.

³⁾ Darüber eingehend Karl Jacob, Bismarck und die Erwerbung Elsass-Lothringens 1870/71, Strassburg 1905, E. van Hauten, S. 104 ff.

⁴⁾ W. Kapp S. 3 f.

ringen und Elsass sich hinweggesetzt. War das klug? Zunächst beraubte sich dadurch die deutsche Illusionspolitik, die die Dinge viel zu optimistisch angeschaut hat — von diesem Optimismus ist selbst Bismarck nicht frei zu sprechen¹⁾ —, der Anwendung des alten harten Siegergrundsatzes *divide et impera*, herrsche durch die Isolierung der Annektierten. Es ist kein Geheimnis, dass vor allem der katholische Klerus im Lande franzosenfreundlich war, und schon aus diesem Grunde hätte eine Trennung des Oberelsasses und Lothringens, der Hauptsitze der antideutschen klerikalen Propaganda und der einzigen Gebiete mit französischen Sprachinseln, nur von Nutzen sein können. Die Quittung bekam man sehr bald, als man sich bei den ersten Reichstagswahlen einer geschlossenen Schar von Protestlern gegenüber sah. Aber noch mehr als dies war es etwas anderes, was die Auseinanderhaltung der beiden annektierten Länder im Sinne der geschichtlichen Entwicklung nötig machte. Wenn man der allgemein hoch eingeschätzten preussischen Verwaltung ein Betätigungsfeld im zurückgewonnenen Gebiet schaffen wollte, so war dafür das in der Hauptsache fränkische, an die Rheinprovinz angrenzende Lothringen mehr geeignet als das alamannische Elsass. Das letztere Land musste — und hier treffen wir den Kardinalpunkt der Sache — unbedingt in süddeutsche Verwaltung genommen werden mit langsam sich steigernder Heranziehung der einheimischen Elemente. Es ist ja richtig: hier sind auch von der bismarckischen Staatskunst süddeutsche Beamte in grosser Zahl zugelassen worden. Aber damit war es nicht getan. Der preussische Beamte und vor allem die preussische Spitze mussten hier vollkommen fernbleiben. Der damalige deutsche Kronprinz hat hier tiefer gesehen als Bismarck. Tatsache ist, dass er von Januar bis März 1871 den ihm persönlich nahestehenden früheren badischen Minister Freiherrn v. Roggenbach an die Spitze von Elsass-Lothringen bringen wollte, damit aber nicht hat durchdringen können²⁾. Die Krone der falschen Politik

¹⁾ Jacob S. 146: Zitat aus einer Rede Bismarcks: „Ich glaube, dass es mit deutscher Geduld und deutschem Wohlwollen gelingen wird, den Landsmann dort zu gewinnen — vielleicht in kürzerer Zeit, als man jetzt erwartet.“

²⁾ Im Tagebuch des Kronprinzen steht zum 22. Januar: „Ich sähe Roggenbach gern im Elsass verwendet, wo er gründlich Bescheid weiss. Man muss Nichtpreussen heranziehen, aber der Kaiser wird nichts davon hören

war dann später die Hinsendung des ehrgeizigen Feldmarschall v. Manteuffel, der Bismarck allerdings durch die Verhältnisse aufge-
drängt worden ist, und die Fortsetzung des Versuches, das Land
von oben her durch Gewinnung der Notabeln und Geistlichkeit in
einer fast patriarchalischen Regierungsform im Sinne der Lehre von
den gottgewollten Abhängigkeiten herüberzuziehen¹⁾, während das
Problem von unten her anzugreifen war. Es ist von höchstem In-
teresse, jetzt im dritten Bande von Bismarcks „Gedanken und Er-
innerungen“ die Gründe zu hören, weshalb er der allzu grossen
süddeutschen, vor allem badischen Mitarbeit sich entgegenstemmte.
Es heisst daselbst S. 29: „Dass der Grossherzog das Gebiet, wenn
nicht seines Territoriums, so doch seiner Tätigkeit auszudehnen
wünschte, liess sich später aus den Anregungen einer Herstellung
militärischer und politischer Beziehungen zwischen Baden und
Elsass-Lothringen schliessen. Ich habe meine Mitwirkung zur
Ausführung derartiger Pläne versagt, weil ich mich des Eindrucks
nicht erwehren konnte, dass die badischen Verhältnisse für Sanierung
der Situation im Elsass und für Umwandlung der französischen
Sympathien in deutsche vielleicht noch ungeeigneter, jedenfalls
nicht förderlicher als die jetzige kaiserliche Verwaltung sein
würden.“ Und wie begründet Bismarck diese äusserst bemerkens-
werten Sätze? Einmal mit dem Hinweis auf die den Süddeutschen
eigene Art der subalternen Bürokratie, die er als „Schreiber-
herrschaft“ bezeichnet, die in Baden unter allen süddeutschen
Staaten am schärfsten ausgebildet sei, und weiter mit dem Hin-
weis auf die in Baden schon vor 1848 angewandte, im Stile
Louis Philipps mehr auf Popularität berechnete Regierungspolitik,
die aber trotzdem für die dortige Dynastie die schwächste Wurzel-
verbindung mit dem Volke erzeugt habe. „Baden war in dem
genannten Jahre der einzige Staat,“ so heisst es wieder wörtlich,
„in welchem sich das Erlebnis des Herzogs Karl von Braunschweig
wiederholte, indem der Landesherr genötigt wurde, sein Land zu
verlassen.“ Hier allein war der Abfall der Truppen erfolgt, „der

wollen,“ und zum 6. März heisst es: „Ich suche Bismarck für Roggenbach als
Statthalter des Elsass zu gewinnen, fiel aber ganz damit durch,“ zitiert bei
Jacob S. 45*.

¹⁾ Über das System Manteuffel sehr gut Brentano S. 10 ff. und Stählin,
Gesch. S. 227 ff.

so schmäählich in keinem anderen deutschen Staate bisher vorgekommen ist“. Das ist also der springende Punkt, der Baden in den Augen Bismarcks degradiert hatte¹⁾. Der Staat hatte der Revolution einen nicht genügenden Damm entgegengesetzt, es fehlte ihm an genügender Autorität im eigenen Lande. Ob aber gerade dieses scharfe Hervorkehren der Staatsautorität, die Übertragung des norddeutschen Beamtenstaates nach dem Elsass des Richtige war — darum gerade geht ja der Streit. Man wird den Eindruck nicht los, dass es dem ostelbisch eingestellten grossen Staatsmann an der richtigen Einschätzung jener Imponderabilien gefehlt hat, die das deutsche Stammesbewusstsein in der deutschen Geschichte erzeugt hat. Dazu kommt die mehr kleinbürgerliche, bäuerliche und demokratische Art der Süddeutschen, aber demokratisch in einem ganz anderen Sinne, als man dieses Wort in Norddeutschland versteht²⁾. Dadurch werden hier ganz andere Regierungsmethoden erfordert, als sie nördlich des Mains angewendet werden. Der Beamte muss viel tiefer ins Volk hinabsteigen, muss vor allem in der heimischen Mundart mit ihm verkehren können. Wenn man in Berlin wirklich sich klar gemacht hätte, dass man Lothringen auch norddeutsch regieren konnte, das Elsass aber vollkommen süddeutsch regieren musste, dann wäre man den Problemen, die der Staatsgewalt in dem Neuland gestellt waren, schneller nahe gekommen. Dazu gehörte aber eine ganz andere Kenntnis der tiefen Bruchlinie, die heute noch Deutschland mitten durchzieht, von uns gemeiniglich als „Mainlinie“ bezeichnet. Die wenigsten Gebildeten haben heute eine wirkliche Vorstellung davon, dass hier auf unserem Vaterland ein aus altersgrauer Vergangenheit stammender Gegensatz lastet. Wir modernen Menschen sind ganz in den Anschauungen desjenigen Europa grossgeworden, dessen Geschichte den meridional, d. h. süd-nördlich laufenden Strömen zum Ozean folgt. Wir denken in der Regel nicht daran, dass es eine Zeit gegeben hat, da Europa, ich möchte sagen, einmal mehr breitengradlich orientiert war, seine Geschichte wie im Süden dem Mittel-

¹⁾ Das andere Moment, die berührte Auffassung von den süddeutschen Schreiberseelen, wird für den, der beide Staatsverwaltungen, die süddeutsche und die norddeutsch-preussische, kennt, nicht ins Gewicht fallen.

²⁾ Partikularistisch und konservativ, gerade zwei Begriffe, die man in Norddeutschland mit dem Worte Demokratie nicht in Verbindung bringen kann.

meer so im Norden der Alpen der Donau, dem potamischen Gegenstück jener thalassischen Querlinie, folgte. Hier war das Gebiet einer grossen circumalpinen Kultur, getragen von einer circumalpinen Rasse, deren Gebiet dann von den Kelten als ersten Indogermanen okkupiert wurde. Sie finden genau wie ihre Vorläufer wieder ihre Grenze an dem deutschen Mittelgebirge nördlich des Mains und den böhmischen Randgebirgen. Mit andern Worten, Europas älteste Völkergrenze läuft nicht über die Alpen, sondern über das herzynische Waldgebirge ¹⁾. Das süddeutsche und österreichische Volkstum ruht daher auf einem ganz andern ethnischen Untergrund als das norddeutsche, das sicher viel reiner germanisch ist, wenigstens zwischen Elbe und Weser. Dazu kommt der erwähnte ganz andere soziale Aufbau, in welchem die alte bäuerliche Grundlage viel stärker festgehalten ist als weiter nordwärts, vor allem aber jene Bauern-Mentalität, die das eigentliche Kennzeichen deutscher Geschichte seit Jahrhunderten gegenüber der stark zentralistisch gerichteten französischen Städter-Art ist.

Schwerer schon ist die Antwort auf die Frage zu finden, wie denn bei getrennter Herübernahme von Elsass und Lothringen in den Reichskörper die Einverleibung der getrennten Gebiete in den deutschen Bundesstaat erfolgen sollte. Tatsächlich hat ja gerade, wie schon angedeutet, die bundesstaatliche Verfassung des deutschen Reiches die Angliederung an Einzelstaaten so erschwert. Sonst wäre das Einfachste gewesen, Lothringen, das zugleich das militärische Grenzland *καὶ ἑξοχὴν* zu werden bestimmt war, dem Rheinland als weitere preussische Provinz vorzulagern, während das Unterelsass am besten mit der bayerischen Pfalz vereinigt, das Oberelsass, der Sundgau, dagegen dem badischen Staate, und zwar dem geschichtlich und ethnisch verwandten Breisgau, angegliedert worden wäre, während Württemberg durch die hohenzollernschen Lande entschädigt werden konnte. Dieser Lösung stand jedoch einmal die ablehnende Haltung Badens gegenüber einer territorialen Vergrösserung, zumal in das stark katholische Oberelsass, entgegen und andererseits das Gesuch der in Berlin erschienenen elsässischen Deputierten, ihr elsässisches Land unter deutscher Herr-

¹⁾ Rudolf von Scala, Umriss der ältesten Geschichte Europas, SA. aus der Innsbrucker Universitätsschrift 1907/8, S. 23.

schaft wieder vereinigt zu sehen. Letzteres Moment war so wichtig, dass nichts übrig geblieben wäre, als das Elsass als eigenes bundesstaatliches Gebilde unter einer aus Baden und weiterhin aus Süddeutschland zusammengestellten Beamtenschaft, soweit sie noch nicht dem Lande selbst entnommen werden konnte, zu konstituieren, ähnlich so, wie das Bernhard von Weimar im dreissigjährigen Kriege vorübergehend versucht hatte, mit starken Aufstiegsmöglichkeiten im Lande selbst und darüber hinaus in Altdeutschland, um den Elsässern Ersatz zu bieten für das, was man in dieser Beziehung durch die Trennung von Frankreich verloren hatte. Ich bin mir wohlbewusst, dass mir der Einwand gemacht werden kann, dass man klüger ist, wenn man vom Rathaus kommt, als wenn man hingeht. Aber die Tatsache bleibt bestehen, dass, wenn damals die süddeutsche Stimme grösseren Einfluss gehabt hätte, etwa so wie heute im Reiche, der schwerste Fehler, die Vereinigung der beiden wiedergewonnenen Länder, nicht gemacht worden wäre. Deutsche Geschichte ist nun einmal Stammesgeschichte, zumal westlich der Elbe. Der Staatsmann, der erfolgreich Reassimilierung verlorengegangenen Volkstums betreiben wollte, musste Stamm zu Stamm sich zurückfinden lassen, nicht aber Wiedergewinnung für ein allgemeines Deutschtum ins Auge fassen, das erst in der Bildung begriffen war. Auch hier gibt sich der Norddeutsche zu leicht Illusionen hin, die, wie in unserem Falle, auch heute wieder bei dem das deutsche Stammes- und Einzelstaaten-Bewusstsein nicht genügend berücksichtigenden Aufbau der neuen Reichsverfassung vom Süden her grausam zerstört werden. Trotz Aufhebung des Diktaturlinien, trotz aller Liebedienerei vor den Notabeln, trotz allem Paktieren mit der Geistlichkeit, trotz Einführung der deutschen Gewerbeordnung, der deutschen Arbeiterfürsorge, trotz Verleihung einer eigenen Landesvertretung und Verfassung, trotz Angebot des selbständigen Bundesstaates ist das Resultat sehr kläglich gewesen, einfach deshalb, weil die deutsche Arbeit an Elsass und Lothringen im Prinzip und im Keime verfehlt war. Dazu kam dann die Überschüttung des Landes mit altdeutschem Volkstum nicht nur zur Besetzung der Beamtenstellen, sondern auch in der Industrie und im Handel, wobei Reibungen mit den Einheimischen nicht ausblieben. Aus beiden Gründen erklärt sich dann das traurige Ende, von dessen Betrachtung wir ausgegangen

waren und das wir in seinen Ursachen zu ergründen versucht haben¹⁾.

Wir halten hier inne und fragen nunmehr im Angesicht dieses kläglichen aller Schauspiele, das wir Deutschen wieder einmal der Welt gegeben haben, ob es unserem armen, politisch so gering veranlagten Volk allein vorbehalten geblieben ist, ein derartiges Verleugnen des eigenen Blutes und Vergessen der grossen nationalen Vergangenheit durch einen zurückgewonnenen Volkssplitter der Menschheit zu zeigen, oder ob irgendwann in der Geschichte etwas Ähnliches schon einmal vorgekommen ist. Zu unserem Troste — falls ein solcher darin gefunden werden kann — sei zum Schlusse darauf hingewiesen²⁾, dass tatsächlich eine Parallele sich finden lässt, allerdings nur, wenn wir in der Weltgeschichte

¹⁾ Für das Ende der deutschen Zeit gibt uns ein Einheimischer (Kapp S. 3 f.) folgende Schilderung: „Das Elsass mit seiner starken städtischen Entwicklung hat von vornherein das Bürgertum der kleineren und mittleren Städte zu dem wichtigsten Faktor gemacht, dem gegenüber das Bauerntum der kleineren und mittleren landwirtschaftlichen Betriebe weniger Geltung und Einschätzung in der Öffentlichkeit sich errungen hat. Dazu hat die hochentwickelte Textil- und Qualitätsindustrie im Oberelsass selbstverständlich andere Lebensbedürfnisse als die lothringische Hüttindustrie. Daraus ergibt sich, dass die Interessen beider Landschaften wesentlich auseinander-, ja manchmal ganz entgegengesetzten Richtungen zustreben, ebenso dass die Art, die Dinge des öffentlichen Lebens anzusehen, zu beurteilen, beim Lothringer eine ganz andere sein muss als bei dem Elsässer. So kommt es, dass die beiden Bevölkerungen, die das deutsche Reich nach der Loslösung vom französischen Staate zu einem einheitlichen staatlichen Gebilde zusammengezwängt hat, in diesem Zeitraum sich nicht nähergekommen sind, kein eigentliches Gemeinschafts-, kein Zusammengehörigkeitsgefühl als Glieder eines staatlichen Ganzen gewonnen haben. Die im Landtag zur Wahrung lothringischer Interessen eigens gebildete Lothringer Gruppe will von einer Einbeziehung in die Rahmen der politischen Parteien . . . im elsass-lothringischen Landtag . . . nichts wissen. Man ist in zunehmendem Masse misstrauisch geworden, dass das durch den Bergbau und die Schwerindustrie so mächtig aufstrebende Lothringen unverhältnismässig für die Deckung des Landbedarfs wegen mangelnder Leistungsfähigkeit des wirtschaftlich, industriell mehr stehen gebliebenen Elsasses aufkommen müsste.“ . . . „Als Glieder eines grösseren Ganzen können die beiden Teile gedeihlich, jedes seinem Wesen entsprechend, sich entwickeln, aber abgeschnürt von solchem ausgleichenden Ganzen zum Zusammenleben und -wirken verurteilt, müssen sie sich gegenseitig stossen.“

²⁾ Vgl. zum Folgenden meine Ausführungen in „Die neue Zeit“, Jahrg. V Nr. 48 (1. Dezember 1923) S. 10 f.

weit zurückgehen. Es ist, wie so oft, ein Kapitel aus der Geschichte des uns wahlverwandten griechischen Volkes im Altertum, das sich heranziehen lässt, ein Kapitel, das wie so viele andere den Nachweis erbringt, dass diese Geschichte der antiken Völker heute mehr denn je unsere Lehrmeisterin sein kann. Liegen doch hier allein ganz in sich abgeschlossene Entwicklungsreihen von Volks- und Staatengeschichten vor unseren Augen, auf- und niedersteigende Epochen, hohe Berge und tiefe Täler, über die und durch die einzelne Völker hindurchmussten, bis die Tage ihres geschichtlichen Daseins erfüllt waren. Es ist das Griechentum der kleinasiatischen Küste, das mit Recht neuerdings einmal als das antike Elsass-Lothringen bezeichnet worden ist: ein Stück des grossen hellenischen Volkes, bestehend aus Splintern der drei Stämme der Äoler, Ionier und Dorier. Es war nicht nur wie sein modernes Gegenbild über einen Grenzstrom, sondern sogar über das Meer hinweg vorgeschoben. Hier musste es jenseits des trennenden Wassers, am Rande der übermächtigen zentralistisch und autokratisch geordneten orientalischen Kulturstaaten, erst des lydischen, dann des persischen Reiches, ein Eigenleben führen, das genau wie bei Elsass-Lothringen besonders dadurch erschwert wurde, dass das Mutterland in Stamm- und Stadtstaaten zerschlagen, also partikularistisch zerklüftet und infolgedessen aussenpolitisch nicht stark genug war, um den von Osten her den zu weit vorgeschobenen Brüdern gleichzeitig durch eine alte Kultur und stärksten nationalen Großstaatwillen drohenden Gefahren zu begegnen. So wurde dieser weitvorgeschobene Aussenposten eines in seinem Mittelalter überstark expansiv gewordenen Volkstums, der lange Zeit in der Geisteskultur Griechenlands auf vielen Gebieten an der Spitze marschierte, sehr bald gefährdet und wurde ein Raub zuerst der lydischen, dann der persischen Könige, genau so wie Elsass und Lothringen in der modernen Geschichte ein Raub des französischen Imperialismus wurde.

Da setzte im Jahre 500 v. Chr. die Gegenaktion der Ionier, unterstützt von Athen und Eretria, ein, die nach dem Scheitern zu den grossen Kriegen der Perser gegen das griechische Mutterland führte. Deren Ergebnis aber war die Befreiung des kleinasiatischen Küstengriechentums und die Aufnahme der befreiten Stammesbrüder von drüben in die neue grosse Reichsschöpfung, den attisch-delischen

Seebund unter Athens Führung. Aber nun geschah dasjenige, was uns vom heutigen elsass-lothringischen Problem aus gesehen am meisten zu denken gibt¹⁾. Auch im Altertum ist die glücklich gelungene Wiedervereinigung des Aussenwerks mit dem Mutterlande keine dauernde geblieben. Es wirkten dabei zusammen die Schwäche des attischen Reiches und gewisse zentrifugale und sonstige Tendenzen in den befreiten Randstaaten der Küste. Vor allem fehlte, militärisch betrachtet, der Küste das nötige Hinterland zu ihrer Verteidigung: es war ein zu weit vorgeschobener Aussenbezirk, der sich auf die Dauer als militärisch unhaltbar erwies. Dazu kam, dass die Entwicklung des Zentrums des attisch-delischen Reiches zur reinen Demokratie, die vom Schweiss der Untertanen zu leben immer mehr sich gewöhnte, am Rande sehr unangenehm empfunden wurde, und weiter, dass mannigfache autonomistische Bewegungen im Küstenland mit aristokratischen und tyrannischen Tendenzen sich verquickten. Endlich lebte man in dem orientalischen Großstaate mit seinen vielen politischen und wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten freier und bequemer, weil man weniger von oben regiert und reglementiert wurde. So erhalten wir auch hier das seltsame Schauspiel: Der durch den ionischen Aufstand künstlich erzeugte Gegensatz der kleinasiatischen Griechen gegen Persien begann immer mehr sich abzuschleifen, „je mehr sich der Druck des attischen Imperialismus bemerkbar machte und je mehr sich die alten natürlichen, besonders wirtschaftlichen Verbindungen mit dem Hinterlande wieder anknüpften“²⁾. Nach und nach sprangen einzelne der attisch-delischen Reichsglieder, und zwar die der Persermacht am nächsten gelegenen, davon ab³⁾. Schliesslich waren nur „die Furcht und das Handelsinteresse“ die Bindeglieder, die an Stelle der ideellen und der völkischen Gesichtspunkte getreten waren. Diese aber wirkten nur so lange, als das attische Reich als wirkliche Grossmacht Bestand hatte. Mit seinem Zusammenbruch, der durch

¹⁾ Vgl. hierzu die schöne Arbeit von Ferdinand Nolte, Die historisch-politischen Voraussetzungen des Königsfriedens von 386 v. Chr. Selbstverlag des althistorischen Seminars der Universität Frankfurt a. M., 1923, S. 15 ff.

²⁾ Nolte S. 17.

³⁾ Die Tributlisten des Reiches zeigen, dass schliesslich nur die eigentlichen Küstenstädte übrig blieben (Nolte S. 16).

das Bündnis der spartanischen Militärmacht mit dem persischen Kapital herbeigeführt wurde, stürzte auch die Verbindung zwischen Mutterland und Küstengriechentum zusammen. Das Küstenland wurde durch Sparta, den grossen Gegner Athens im eigenen Lande, den Persern preisgegeben, wie Elsass-Lothringen den Franzosen durch die Habsburger.

Aber das Merkwürdigste geschah nach dem Sturze Athens im Jahre 404 v. Chr. Dasselbe Sparta, das Kleinasien den Persern geopfert hatte, musste kurz danach selber wieder unter Führung des ehrgeizigen Lysander die Hand dorthin ausstrecken. Denn es zeigte sich sehr bald, dass kein neues Reich auf griechischer Erde mit wirklichen Grossmachtansprüchen erstehen konnte, das nicht die Befreiung der Brüder jenseits des Wassers auf seine Fahne schreiben musste. Aber was Athen nicht zu halten vermocht hatte, gelang Sparta mit seinen viel geringeren Hilfsmitteln und seiner unzulänglichen inneren Staatsstruktur noch viel weniger. Im Königsfrieden von 386, dem sogenannten Antalkidas-Frieden, wurde Kleinasien definitiv von den Griechen preisgegeben, die ihrerseits durch das vom Perserkönig ausgegebene Schlagwort von der Autonomie aller Hellenenstaaten, das Gegenstück zu Wilsons Proklamation des Selbstbestimmungsrechts der Völker, alle Schlagkraft nach aussen einbüssten. Es ist der westfälische Friede des Altertums, wie man seither sagte, oder besser nach dem, was wir jetzt erleben mussten, das schmachliche Diktat von Versailles, das hier schon einmal in der Weltgeschichte vorweggenommen worden ist, allerdings längst nicht mit solcher Brutalität wie im heutigen christlich gewordenen Europa. Er löschte gleichzeitig Griechenland aus den Grossmächten der damaligen Welt aus und war die Ursache, dass die Wiedervereinigung des griechischen Aussenwerks mit dem Mutterland ein für allemal zu Grabe getragen wurde.

Versöhnen kann uns mit der antiken elsass-lothringischen Entwicklung nur der Umstand, dass später, als durch die Hand der gewaltigen makedonischen Könige Philipp und Alexander Persien und Griechenland, die beiden langjährigen Gegner, ja Erbfeinde, in einem Grossreich zusammengeschweisst wurden, dem kleinasiatischen Griechentum eine hohe Mission, der sich vor allem Alexander in kluger Weise bedient hat, zuteil geworden ist. Denn immer mehr erkennen wir, dass in der neuen Welt des Hellenis-

mus das Ioniertum einer der grössten mitaufbauenden Faktoren geworden ist, wie wir vielleicht dasselbe noch einmal von unseren elsass-lothringischen Brüdern für die dereinst unter dem Druck der wirtschaftlichen Notwendigkeiten zu erwartenden „Vereinigten Staaten von Europa“¹⁾ erhoffen dürfen.

Aber in diesem äusseren Verlauf der Dinge erschöpft sich nicht die Parallelität der Erscheinungen von einst und jetzt. In sehr schöner Weise hat neuerdings ein Schweizer Forscher an dem antiken Elsass-Lothringen bzw. an einem Hauptvertreter desselben in der Literatur, an Herodot, die eigenartige „Pufferstaatsmentalität“ des kleinasiatischen Griechentums aufgezeigt²⁾. Auch von innen gesehen haben wir es nämlich dort mit einem Grenzgebiet zu tun, das mit dem Begriff „Volk“ nichts anzufangen weiss, das vielmehr zu allen Problemen des Staates und des Lebens eine seltsame einzelspsychologische Einstellung zeigt, das Ganze getragen von einer Kaufmannskultur reichgewordener Städte und Einzelpersonen, die in den Fragen patriotischer Gesinnung eine ganz auffällige Laxheit, ja sogar nicht nur in politischen, sondern auch in rein menschlichen Dingen geradezu eine „moral insanity“ an den Tag legen, die schon das Entsetzen des braven Plutarch hervorgerufen und ihm die Feder zu seiner Schrift „über die Böswilligkeit Herodots“ in die Hand gedrückt hat³⁾. Auf solchem Boden kann echter Patriotismus bald keine tieferen Wurzeln mehr schlagen. „Der auf Befehl des persischen Satrapen herrschende Landfriede war den kleinasiatischen Griechen für Handel und Wandel bekömmlicher als die Kriegszeit und auch als der attische Seebund, der doch einen zu kleinen Radius hatte“⁴⁾. So wurde die Mehrzahl dieser Rand-Griechen, wenigstens diejenigen der oberen Schichten, allmählich persisch gesinnt und „hielten für ihre Verhältnisse treu zur persischen Sache“. Ihre geistigen Interessen aber erstreckten sich nicht mehr auf die grossen Probleme von Volk und Staat sowie deren Ideale, sondern nur noch auf die Schicksale der Einzelindividuen, das

¹⁾ Vgl. hierzu meinen Aufsatz in „Die neue Zeit“ IV Nr. 19 (13. Mai 1922) S. 1 ff.

²⁾ Ernst Howald (Zürich), Ionische Geschichtsschreibung, in der Zeitschrift „Hermes“ 58, 1923, S. 113 ff., eine feinsinnige Studie, der ich mich im Folgenden anschliesse.

³⁾ Howald S. 115 ff.

⁴⁾ Ebenda S. 125.

Auf und Nieder im Einzelleben, Glück und Unglück im menschlichen und geschäftlichen Dasein der Mitbürger, endlich auf die Wunder der Welt weit draussen, die, allerliebste erzählt und novelistisch à la Boccaccio ausgeschmückt, den Hauptinhalt des herodoteischen Geschichtswerkes bilden¹⁾.

Liest es sich nicht wie eine Illustration zu diesen Ergebnissen der modernsten Forschung über längst entschwundene Zeiten, wenn ein vertriebener elsässischer Schriftsteller von der heutigen elsass-lothringischen Bourgeoisie erzählt²⁾: „Als Revolutions- und Kriegsgewinnler waren einst viele der Vorfahren dieser Familien in die Höhe gekommen, als das alte Elsass, das alte Lothringen in den Stürmen der französischen Revolution zerbrachen. Geschichtslos hatten sie sich der Sonne Paris verschrieben, die ihnen den sozialen Aufstieg und den politischen Einfluss brachte. Weder das unbourgeoise deutsche Reich noch der autonome elsass-lothringische Bundesstaat konnten ihnen Ersatz für den Verlust dieser Sonne bieten. So waren sie trotz ihrer germanischen Herkunft Franzosen geworden und waren es die deutsche Zeit über geblieben. Unerwartet winkte ihnen die Rückkehr auf den mütterlichen Boden der bourgeoisen Republik Frankreich, die ihrem individualistischen Gesellschaftsideal entsprach. Es galt, damit der Sieg vollständig sei, auch die politische Form zu zerschlagen, die die Heimat unter dem Einfluss des blutsverwandten deutschen Wesens zu entwickeln begonnen hatte, auf dass sich zwischen den elsässischen Menschen und die französische Nation keine lokale Zwischenkörperschaft mehr einschiebe, die die Auflösung der elsass-lothringischen Gesellschaft in die französische hätte verzögern können.“ Die Ähnlichkeit ist frappant. Aber der Unterschied dieser modernen Grenzwelt mit ihrer verwelschten bürgerlichen Oberschicht, die genau so wie die antike ihre völkische Eigenart verleugnet und dem fremden Volkstum sich in die Arme wirft, ist der, dass unter dieser verwelschten Bourgeoisie von heute eine noch völkisch gesunde Bauernschaft sich ausbreitet, die zäh am Alten hängt. Über sie spricht sich derselbe Elsässer folgendermassen aus: „Sie liess die blau-weiss-rote Orgie über sich ergehen, da sie sich ihrer

¹⁾ S. 126 f.

²⁾ Ernst Sigwalt in „Elsass-Lothringen“, Heimatstimmen, herausgegeben von Dr. Robert Ernst, Jahrg. I, Stuttgart 1923, S. 148.

nicht erwehren konnte, und sagte im Anblick der Landfremden vom Westen: wir werden auch diesmal bleiben, was wir waren und sind, Elsässer und Lothringer, die auf eigener Scholle sitzen.“ Sie hat, vor allem im Elsass, mit deutscher Sprache, deutscher Sitte und deutschen Einrichtungen dank ihrer echten alamannischen Bauernzähigkeit die erste Franzosenperiode überdauert, sie wird auch von der zweiten nicht erdrückt werden. Bei ihr liegt unsere Hoffnung in dieser für alles Deutschtum so dunklen Zeit, wenn wir des Abends mit der untergehenden Sonne den Blick westwärts wenden und der Brüder und Schwestern gedenken, die dort unter einer mit Hilfe farbiger Menschen aufrechterhaltenen Fremdherrschaft so unsagbar schwer körperlich und seelisch leiden müssen.

So sind wir schon von den Dingen zu den Menschen geführt worden. Wir Deutsche sind Heldenverehrer, und das ist vor allem das Vorrecht unserer Jugend. Wir lenken unseren Blick daher zum Schluss auf zwei Gruppen von Menschen, die zu unserer Sache in engster Beziehung stehen, einmal auf solche, die noch unter uns sind, und zum zweiten auf die, die uns genommen sind.

Es ist in dieser Stunde unsere Pflicht, derer zu gedenken, die, aus altelsässischem Blute stammend, im Augenblick der grossen Entscheidung den Mut gefunden haben, oft unter Verzicht auf das Weiterbestehen alter Familienbande, zu ihrem wahren Mutterlande sich zu bekennen, aber dadurch gezwungen wurden — was für einen Deutschen das Allerschmerzlichste ist —, die heimatliche Scholle zu verlassen. Wir grüssen diese wahren echten Professores, diese entwurzelten Bekenner, die das Leben unter den deutschen Brüdern und Schwestern in Not und Elend auf sich genommen haben, statt wie so viele ihrer Stammesgenossen drüben unter der Fremdherrschaft sich's gut gehen zu lassen. Wir grüssen an ihrer Spitze den deutschen Dichter Friedrich Lienhard, der nach Weimar gewandert ist, wir grüssen die elsässische Mundartdichterin Marie Hart und alle die, die hinter ihnen stehen von Stammesbrüdern und -schwestern.

Aber wir gedenken nicht nur dieser lebenden Märtyrer einer grossen deutschen Sache, wir gedenken in noch viel höherem Masse in dieser feierlichen Stunde unserer dahingegangenen Helden, die um die Erhaltung dieses alten deutschen Landes freudig den Tod auf sich genommen haben. Diese jährlich wiederkehrende Feier

unserer Reichsgründung sollte nie anders begangen werden, als in Gemeinschaft mit jenem grossen Heer von Kommilitonen, das von oben zu uns herniederschaut aus Walhalls lichten Höhen. Erheben wir uns alle, und treten wir mit gesenkten Fahnen und gezückten Schlägern im Geiste an unser ergreifendes Denkmal in der Universität, die zu grüssen, die für uns dahingegangen sind, die *invicti*, die Unbesiegten, mit dem Treugelöbnis, wie sie einst *ἀνδρας ἀγαθοὺς γενέσθαι*, d. h. nicht nur tüchtige Männer, sondern, was für uns uns dasselbe ist, deutsche Männer zu werden. Und wir gedenken bei diesem griechischen Zitat noch einmal der Stadt, die zweimal das furchtbare nationale Unglück gehabt hat, das wir jetzt zu durchleben gezwungen sind, die aber auch nach der zweiten Niederlage auf das Grab ihrer Helden auf dem Staatsfriedhof stolz die Verse noch setzte:

„Zeit, du überschauest alles Menschenschicksal, Freud' und Leid,
 Das Geschick, dem wir erlagen, künde du der Ewigkeit.
 Auf Böotiens Schlachtfeld sanken wir, gefällt vom Feindesspeere:
 Was wir wollten, war, zu wahren unsres heil'gen Hellas Ehre!“

Sudetendeutsche in vorlawischer Zeit.

Von Paul Diels.

Der Gedanke, die ältere Ortsnamenschicht einer Gegend, besonders die Fluss- und Bergnamen, für die Siedelungsgeschichte auszunützen, ist an sich nicht neu, er hat in den letzten Jahren mannigfache Anwendung gefunden, wobei sich gewisse grundlegende methodische Lehren immerhin, trotz aller Unsicherheit der eigentlichen Ergebnisse, herausgestellt haben. Mit grösster Sicherheit wird diese Ortsnamenforschung da sprechen, wo sie zu gleichen Schlüssen gelangt wie die geschriebene Geschichte, sie kann es aber nicht vermeiden, auch Gebiete aufzusuchen, die von der geschriebenen Geschichte nur spärlich erhellt werden. Auch einem Widerspruch mit dieser wird, bei aller Vorsicht, die Ortsnamenforschung nicht immer ausweichen können.

Auch die kleine Schrift von E. Gierach¹⁾ kann das nicht immer. Es liegen ihr kleine Aufsätze zugrunde, die ursprünglich

¹⁾ E. Gierach, Altdeutsche Namen in den Sudetenländern, Reichenberg 1922 = Sudetendeutsches Volk und Land, Heft 3.

in der Zeitschrift „Heimatbildung“ erschienen und die nun hier zum ersten Male gesammelt sind. Daher die lose Form des Ganzen, das weder einen ganz einheitlichen Beweisaufbau, noch eine strenge Einteilung erkennen lässt. Dem volkstümlichen und volksbelehrenden Zweck der ganzen Schriftenreihe entspricht es, dass vieles Bekannte und Gesicherte hier noch einmal vorgetragen wird: so die geschichtlichen Nachrichten über die ältesten germanischen Bewohner Böhmens und Mährens, über die Markomannen und Quaden und über deren Namen. Was über die kleineren von Tacitus erwähnten Germanenstämme, Marsigner und Buren, vermutet wird, kann man wohl billigen. Auf bekannten gesicherten Bahnen geht dann wieder die Erklärung der Ländernamen „Böhmen“ („Bojerheim“), „Mähren“ (nach dem Flusse March genannt), „Schlesien“ („Silingenland“), und gehen auch die Folgerungen, die gezogen werden, etwa mit Ausnahme der mythologischen, die, wenn sie neu sind, jedenfalls sehr dem Zweifel unterliegen. Altes und Neues vermischt gibt endlich die Erklärung der Gebirgs- und Flussnamen, freilich mischt sich hier auch Sicheres mit Wahrscheinlichem, Möglichem und ganz Zweifelhaftem. Ohne weiteres wird man zugeben (was ja im ganzen auch zugegeben wird), dass von den betrachteten Namen: Sudeten, Elbe, Eger, Iser, March, Waag, Moldau, Mies usw. keiner sich in ungezwungener Weise aus dem Slawischen erklärt: positiv zu sagen, woher die Namen stammen, erscheint mir schwieriger, und ich teile die Bestimmtheit nicht, mit der Gierach hier (vielleicht durch die volkstümliche Form des Ganzen geleitet) Keltisches und Germanisches verteilt. In den Sudetenländern, wo Kelten geschichtlich nachgewiesen sind, ist natürlich gegen Erklärungen, wie sie zu „Iser“ vorgetragen werden, grundsätzlich nichts einzuwenden, aber letzten Endes waltet hier doch, da der keltische Sprachschatz stumm bleibt oder undeutlich redet, die Methode, die den gleichen Namen in Süddeutschland oder Gallien oder in beiden vertreten findet und darum das Keltentum für erwiesen hält. Die gleiche Methode hat uns aber auch die Kelten in der Weichselgegend, nicht nur an der Nida, sondern sogar an der Drewenz und am Gestade der Ostsee beschert. Dies alles heisst, die Sicherheit unserer Methoden und die Güte und Fülle unseres Materials vollkommen überschätzen und wäre nur dann halbwegs begründet, wenn wir in Mittel- und

Westeuropa grundsätzlich nur mit indogermanischen Namen, und zwar mit Namen aus den uns gut bekannten indogermanischen Sprachen zu rechnen hätten. Nach dem Gesagten halte ich das Germanentum des Namens „Elbe“ für wahrscheinlich (nicht wegen des lat. *albus* „weiss“, sondern weil der gleiche Name im skandinavischen Norden wiederkehrt, was aber historisch durchaus nicht so aufgefasst zu werden braucht, wie Gierach es tut); auch die Herleitung von „Waag“ (= *wāg* „Woge, Wasser“) aus dem Germanischen ist ansprechend, die von „Moldau“ (hier abweichend von Zeuss als *Wild-ahwa erklärt) durchaus möglich und ebenso wohl die von „Mies“ = germ. **musi* „Moos, Sumpf“. Für ganz unsicher halte ich dagegen, was über den letzten Ursprung von „Iser“ = indog. **iserós* (*ἰερός*) „stark“ und „Eger“ = sanskr. *ajirás* „rasch“, von „Amsel“ und „Angel“ vorgetragen wird. Die Erklärung des Namens „Sudeten“ (Sau-Berge, mit einem eingeschobenen *d*, für das kein Grund ersichtlich ist!) wird man wohl ohne zu grosse Kühnheit als unmöglich bezeichnen dürfen. Dass der Name March (bei den Lateinern Marus, heute im Tschechischen Morava) letzten Endes der Erklärung Schwierigkeiten bietet und mannigfachen Vermutungen Raum lässt, bekennt Gierach selbst. Zuzugeben ist auch hier, dass die Herleitung aus dem Slawischen verfehlt ist, und dass der Weg von dem den Lateinern bekannten Marus zu der slaw. Form Morava und der deutschen March am ersten über ein germanisches **Marahwa* führt. Wie und wann die südslawische Morava zu ihrem Namen gekommen ist, bleibt zu untersuchen, wie auch weiter im grösseren Zusammenhange zu untersuchen bleibt, wie slawische Flussnamen auf -ava überhaupt gebildet werden und wieviele von ihnen als Umformungen germanischer Flussnamen zu gelten haben. Eine solche Untersuchung könnte freilich bei den Sudetenländern nicht Halt machen, denn auch der Nord- und Südabhang der Karpathen enthält Flussnamen auf -ava, die dem Verdacht germanischer Entstehung unterliegen.

Die Frage, wie der tschechische Name des Riesengebirges, *Krkonoše*, zu erklären sei, lässt auch Gierach offen, ohne zwischen den beiden Möglichkeiten eine Entscheidung zu wagen. Die Ausführungen über *Asciburgium* — *Jeseník* (Eschengebirge) — *Gesenke*, wo also ein germanischer Name sinngetreu ins Slawische übersetzt, dann bei der Neubesiedelung lautgetreu (mehr oder minder)

ins Deutsche übernommen worden wäre, sind besonders interessant, nehmen aber nicht auf die Möglichkeit Rücksicht, dass, wie etwa G. Schütte in seinen Ptolemäusstudien vermutet hat, mit Asciburgium vielmehr der Jeschken (tschechisch Ještěd) bei Reichenberg i. B. gemeint sein könnte. In diesem Falle wäre der alte germanische Name zweimal seinem Laute nach übertragen worden, zuerst ins Slawische, dann aus diesem ins Deutsche.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen einige Erklärungen, die in diesem Zusammenhange neu zu sein scheinen¹⁾, die über den „Reiff“ und über „Schwarzach und Weissach“. Der Berg Říp bei Raudnitz a. d. Elbe, heute von den Deutschen Georgsberg genannt, wird zum ersten Male wohl in der Chronik des sog. Dalimil (um 1314) mit seinem tschechischen Namen erwähnt. Die noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandene deutsche Versübersetzung des Machwerks nennt den Berg „Reiff“²⁾. Das Tschechische, wie überhaupt die slawischen Sprachen, bietet kaum eine Möglichkeit, den Namen Říp zu erklären; viel leichter gelingt die Erklärung aus dem Germanischen: altnord. *riþ* (fem.) „Fels“ gehört zwar der Dichtersprache an, hat aber darin nur eben eine höhere Gewähr des Alters und der Echtheit. So ist die Vermutung Gierachs, dass ein germanisches Wort für „Berg, Fels“ hier lautgerecht ins Tschechische übersetzt sei, immerhin sehr ansprechend, und wie der deutsche Dalimil zeigt, kannten die Deutschböhmen den Namen des Berges noch im 14. Jahrhundert in einer Form, die aus germ. **riþ*- lautgesetzlich unter Einwirkung der wahrscheinlich schon im 6. Jahrhundert eingetretenen Verschiebung des *p* zu *f* weiter entwickelt war: *reiff*. Der Schluss, den G. zieht, liegt allerdings auf der Hand: dass hier deutsche Siedelung von der Völkerwanderungszeit ununterbrochen bis ins 14. Jahrhundert sich erstrecke.

Dass der Fluss Schwarzawa im westlichen Mähren bei den Tschechen Svratka heisst, lässt an sich eine doppelte Erklärung zu. Ein germanisches **swart-ahwa* „Schwarzwasser“ könnte ins

¹⁾ Dass der volkstümliche Ton des Ganzen ein Eingehen auf die Geschichte der Forschung verhindert hat, bedauert man an dieser Stelle besonders.

²⁾ Ebenso in der Prosaübersetzung von vor 1444, die von der gereimten Übersetzung wohl nicht abhängig ist.

Slawische übernommen sein, zunächst in einer genau entsprechenden Form, und könnte dann im Tschechischen die Lautumstellung mitgemacht haben, die für dieses wie für die meisten slawischen Sprachen so bezeichnend ist; man vergleiche etwa tschech. *král* „König“ mit seinem Ursprung, dem Namen Karls des Grossen. Das deutsche „Schwarzawa“ wäre, bis auf die undeutsche Gestaltung der Endung, die lautgesetzliche Weiterentwicklung des germanischen Wortes, wie Reiff die von germ. *rip-*. Eine Erklärung aus dem Slavischen, Svratka aus slav. *Süvortüka oder *Süvortava, was als „Schwarzawa“ ins Deutsche übergegangen, als Svratka im Tschechischen fortgepflanzt wäre, muss als denkbar gelten, hat aber das gegen sich, dass es, mindestens im Tschechischen, das Verbum *svrátiti* (slav. *süvortiti*), das dabei vorausgesetzt wird, nicht gibt. Gierach verweist aber noch auf etwas anderes: Etwa parallel zur Schwarzawa fließt die Zwittawa (tschech. *Svitava*). Der deutsche Name ist hier gewiss aus dem Slavischen leicht erklärbar, aber er bedeutet „heller Bach“, und würde also der Bedeutung nach ein Paar bilden mit dem deutschen Namen Schwarzawa. Wenn diese Bezeichnung ursprünglich bestand, so bestand sie offenbar auf dem Boden deutscher Sprachgewohnheit, und das wird erklärlich unter der von Gierach gemachten Voraussetzung, dass *Svitava* eine halb der Bedeutung, halb dem Laut angepasste Umsetzung eines germ. *Hwítahwa „Weisswasser“ sei. Als zu kühn wird man alles dies kaum bezeichnen können, es hätte aber freilich an Kraft gewonnen, wenn G. uns gesagt hätte, ob wirklich die beiden Flüsse ihrem Äusseren nach eine solche vergleichende Benennung „Schwarzwasser — Weisswasser“ zulassen.

Die Erklärungen, die in dem G. schen Aufsätze gegeben oder wiederholt werden, sind nicht Selbstzweck, sondern sie dienen zu Schlüssen auf die Besiedelungsgeschichte des Landes. Diesen Schlüssen, die auf S. 19 übersichtlich zusammengestellt werden, wird man im allgemeinen zustimmen können. Sie bestätigen im ganzen die von der Geschichte gegebenen Tatsachen, dass am Ende des 5. Jahrhunderts die germanischen Stämme Böhmen und Mähren verliessen, und dass kein Anlass vorliegt, die „Landnahme“ der Slawen in diesen Ländern früher zu datieren; sie beweisen für die Sudetenländer, was für den deutschen Osten schon oft vermutet oder bewiesen worden ist, dass die eindringenden Slawen

hier kein völliges Vakuum vorfanden, sondern gewisse Reste der germanischen Bevölkerung, die stark genug waren, um die alten Namen (Silingen, Marahwa, Wildahwa, Wäg, Elbe, *Museum, Rip, Swartahwa, Hwitahwa) an die slawischen Neuankömmlinge zu überliefern. Darüber hinaus müsste eine dauernde Kontinuität deutscher Besiedelung für Namen wie Reiff, Schwarzawa u. a. angenommen werden, die auch heute so lauten oder im 14. Jahrhundert so lauteten, wie sie im deutschen Munde lauten mussten, und die doch andererseits nicht erst von den deutschen Einwanderern des 12./13. Jahrhunderts geschaffen sein können, weil die Lautgestalt der slawischen Namensformen dies ausschliesst¹⁾. Evident wird dieser Nachweis, dass das Deutschtum in den Sudetenländern stellenweise seit der germanischen Zeit bestehe, das Interesse und auch den Widerspruch am stärksten herausfordern; den Widerspruch vor allem deswegen, weil die geschriebene Geschichte von diesen Deutschen in den Sudetenländern vor der grossen Einwanderung (12./13. Jahrh.) fast nichts weiss. Ich selbst bin früher geneigt gewesen, der geschriebenen Geschichte Recht zu geben, bekenne aber gern, dass die von G. angeführten Tatsachen das Bild verändern. Nicht in dem Sinne, dass die spätere Kolonisation (wie einige wollen) sich als ein Trugbild erwiese, aber doch so, dass die deutsche Bevölkerung sich an einigen Stellen als viel älter und stetiger erweist. Gierachs Schrift unterstreicht das im Sinne des politischen Selbstbewusstseins der Deutschen. Mit Recht! Man kann zwar der Meinung sein, dass es Ansprüche aus der Geschichte im Völkerleben nicht gebe, aber da von der Gegenseite ein altes geschichtliches Recht der Slawen auf die Sudetenländer, und zwar auf die ganzen Sudetenländer, behauptet wird, ist es angenehm und nützlich, über die Fadencheinigkeit dieser Ansprüche belehrt zu werden.

¹⁾ Dass für die von Gierach angeführten Tatsachen andere Erklärungen schlechthin undenkbar seien, wird man nicht behaupten können. Es ist aber zuzugeben, dass man zu ziemlich unwahrscheinlichen Konstruktionen gelangt, wenn man seinen Folgerungen auszuweichen trachtet.

Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache.

Von Helmut Wocke. (Fortsetzung.)

Falle Bett (schles.; Westfront). Horn 9 u. 100, Hochstetter 13, Imme 92. — **Fassen**, z. B. **Essen fassen** (Ost- u. Westfront). Horn 62, Bischoff 106, Imme 3 u. 111, ferner A. Götze, Wege des Geistes in der Sprache, Leipzig 1918, S. 29. Beleg: Jösting, Erinnerungen 52: „Im übrigen ging alles, was für einen Aufenthalt von unbekannter Dauer in Frankreich nötig war, in den „Dachs“, in den Brotbeutel und in die Patrontaschen. Die wenigen nötigen Sachen wurden „gefasst“; vgl. Matthias, Kriegserinn. 35 u. ö. — **Fasslkanone**. Von ihr wird in dem Bändchen „Die Pioniere“, Krieg und Sieg nach Berichten der Zeitgenossen, Bd. 14, herausgegeben von H. Hillger, Berlin o. J., S. 40—42, nach der Kölnischen Volkszeitung“ Genauerer erzählt: „Irgendwo in Serbien war's, jenseits der Drina. . . . Eines Tages konnte man an einer tiefer ausgehobenen Stelle des kroatischen Schützengrabens ein eigentümliches Gestell sehen — die erste „Fasslkanone“, wie sie von niederösterreichischen Pionieren schlagfertig getauft wurde.“ Über die Erfindung selbst wird berichtet: „Vier Führungen wurden in einem von den Pionieren ermittelten Elevationswinkel im Boden fest verankert. Das Fass, das Geschoss, lieferte die Requisition. Es wurde mit Ekrasit gefüllt und mit Aufschlagzündern versehen.“ — **Federfuscher** Schreiber (nordd.). — **Fein**. „Die Vorgesetzten erhalten die allgemeine Bezeichnung „fein“, z. B. fein Leutnant, fein Hauptmann, fein General“ (nordd.). — **Feldherrnhalle**. Beleg: „Die Artillerie“ S. 36: „Jeden Morgen um 6 Uhr tritt er in der „Feldherrnhalle“ an, so heisst der Unterstand des Unterabschnitts-Kommandeurs.“ — **Feldschwein** Frontsoldat (Ostfront). — **Fernspucker** Telephonist (Ostfront). — **Fett** betrunken (schles., von den Mannschaften gebraucht). Horn 88, Mausser 66. Auch in der Kundenspr. gebräuchlich, hier freilich selten bezeugt; vgl. Schütze in Gross' Archiv XII 67. Ostwald 47 bezeugt als Dirnen- und Kundensprachlich: fett = betrunken, reich; fetter Kober = reicher Liebhaber; nur als Dirnensprachl.: Fetter = reicher Liebhaber. Vgl. auch Rotwelsch I 380. — **Fettigkeiten** Ausdruck für Wurst, Brot, Käse usw. (Ost- und Westfront). Horn 91 (alle Fleischwaren), Bergmann 47, Hochstetter

53, Imme 108. Beleg: Kutscher II 84: „Die Verpflegung ist auffallend gut, ein Zeichen, dass die Lage ziemlich brenzlich ist. Es gibt ausser Kaffee und Feldküchenessen auch Zigarren und reichliche „Fettigkeiten“, unter welchem Sammelbegriff die Mannschaften Butter, Schmalz, Wurst, Schinken, Käse und ähnliches verstehen.“ — **Feuereimer** Helm (Flandern). — **Fickrich** dienstlich übereifriger Soldat (schles.). — **Fieren** (Seemannsspr.). Kluge, Seemannsspr. 250, Bischoff 124. Belege: Crompton U 41, S. 48: „Einige Leute machten sich an den Flaschenzügen zu schaffen und schliesslich wurde das Boot auch um etwa eine Deckshöhe „gefiert“ (herabgelassen).“ Kriegstagebuch U 202, S. 117: „Das letzte Boot verunglückte beim Fieren (Herunterlassen).“ — **Flanke**, in der Verbindung quatsch mich nich von der Flanke an = rede nicht so dummes Zeug (schles.). Mausser 53 (sächs.). — **Flappenmonteur** Zahnarzt (Ostfront). Zu Flappe = herabhängende Unterlippe, offenstehender Mund vgl. Weigand-Hirt I 541. — **Flaps** Essen (Posen, schles.). Horn 86 (= Mittagessen), Imme 105 (= Mittagessen). In seinem Lexikon der Rinnsteinsprache S. 50 verzeichnet Ostwald „Flapsch“ = Mittagessen. Der Ausdruck „Flaps“ findet sich auch in der Pennälersprache. Vgl. Eilenberger 16 und 55. — **Fleischhackmaschine** Maschinengewehr (Ost- und Westfront). Bergmann 17, Hochstetter 42, Imme 27. — **Fliegen**. Der Flieger fährt nicht, sondern fliegt. Imme 37. Beleg: Richthofen 117: „Schnell fasste ich mich und sagte ganz trocken: „Ich fahre allein“. Das Wort „fahren“ ist in der Fliegertruppe verpönt. Man fährt nicht, man „fliegt“. In den Augen des braven Herrn war ich ganz entschieden durch die Tatsache, dass ich allein „fahre“, sichtbar gesunken. Die Unterhaltung wurde etwas spröder.“ — **Fliegenabwehrkanone** Fliegenkappe (schles.). Imme 44 (= Pferdeschwanz), ebenso Ahnert 19. — **Fliegenabwehrzigarre** schlechte Zigarre (Ostfront). Hochstetter 39, Ahnert 134. — **Fliegentod** schlechte Liebesgabenzigarre (Ostfront). Hochstetter 37, Ahnert 133. — **Fliegentöter** schlechte Liebesgabenzigarre (Ostfront). Hochstetter 38, Imme 99. — **Fliegermaus** Fliegerbombe (schles.). Hochstetter 15 (Fliegermäuschen), ebenso Ahnert 40. — **Flohkiste** Bett (schles., bad., Lille). Müller-Fraureuth I 347, Hochstetter 13 und 65 (Hängematte), Imme 92, Ahnert 136. — **Flossen** Arme (bad.). Müller-

Fraureuth I 347, Horn 74 (= Hände), ebenso Imme 78, Imme 103 (Arme), Ahnert 116 (= Hände). — **Flupps** Flachbahngeschoss (Westfront). — **Flurschaden** a) Dörrgemüse (Westfront). Imme 110 (= Weisskohl), 111 (= frisches Mischgemüse); b) Melde (schl.). — **Flurschadensuppe** Dörrgemüse (Ostfront). — **Flurschadensuppe mit Spatz** Suppe mit etwas Fleisch (Polen, Westfront), Horn 91 (Spatz = tägliche Fleischportion), Hochstetter 53 (Spatz = tägl. Fleischportion), Imme 108 (ebenso). — Der **Fräck** (so!) französischer Uniformrock (schles.). Bergmann 25 (die Fräck = Franzosen), Hochstetter 74 (d' Fräck = Franzosen, bair.), Imme 62 (= Bergmann 25). — **Franz** (Fliegersprache) Beobachter eines Flugzeugs. Bergmann 43, Bischoff 107, Hochstetter 15, Mausser 32 und 92, Imme 35. Belege: Richthofen 58, 73: „Dieses Kunststück wollte aber nicht aufhören, er ging immer tiefer, immer tiefer; da klopft mir mein „Franz“ auf den Kopf und ruft mir zu: „Ich gratuliere, der fällt!““ Ebendort 168: „Jedenfalls, dieser brave „Franz“ sprang aus seinem brennenden Flugzeug aus 50 m Höhe heraus.“ — **Franzmann** Franzose (schles., Ost- und Westfront, wohl allgemein). Weigand-Hirt I 575 mit Beleg aus d. J. 1678; DWb. IV, I 1 sp. 61 mit früheren Belegen. Wiederholt bei E. M. Arndt, so in „Des Deutschen Vaterland“, Str. 8: „Wo jeder Franzmann heisset Feind“ oder in „Des deutschen Knaben Robert Schwur“: Auch schwör' ich heissen, blut'gen Hass | Und tiefen Zorn ohn' Unterlass | Dem Franzmann und dem franschen Tand, | Die schänden unser deutsches Land.“ Vgl. auch Kutscher II 63: „Die deutschen Erfolge im Osten, das Vordringen in Galizien erfüllt den Franzmann mit Besorgnis.“ Ebendort 85, 86, 94, 97 u. 107: „In den frühen Morgenstunden bis etwa 10 Uhr schläft der Franzmann, sonst aber kann man sich nur von der Abenddämmerung an oder bei Nebel freier bewegen.“ Wegener II 25 f.: „der Franzosen = der „Franzmänner“, wie sie hier alle sagen.“ Ebendort 175: „das könne aber „Franzmann“ doch nicht aushalten.“ — **Franzosenötter** Name für die Mannschaften (Flandern). — **Fremdenverkehr** Läuse (schles.). Bergmann 29, Hochstetter 79. — **Zigarren fressen** Zigarren rauchen (bad.). — **Fresskober** Brotbeutel (Ostfront). — **Friedhofsspargel** starke Zigarre (schles.). — **Frikassieren** schinden (schles.). Mausser 43

verzeichnet die „bei sächs. Unteroffizieren beliebte“ Drohung: „Euch soll der Teufel frikassieren“. — **Fuchsloch** Unterstand mit zwei Ausgängen (Ostfront). — **Heute nette Fülle** so formt der Soldatenmund den Namen des Ortes Heutrégiville um. — **funken** schiessen von der Artillerie (schles.). Bergmann 17, Bischoff 107, Hochstetter 70, Mausser 34 (sächs. und spezifisch nordd.), Imme 127. Im Rotwelsch zahlreiche von dem Stamm Funk(e) gebildete Worte; z. B. Funckart = Feuer; funckeln = sieden, braten; Funckarthol = Kochelofen (Liber Vagatorum), funken = kochen; Funker = Koch: vgl. L. Günther in Gross' Archiv Bd. 42, S. 48. In der Feldsprache: Funkhardtipper = Infanterist (Moscherosch), worauf Horn 31 hinweist. Das Wort funken ist, worauf mich L. Günther gütigst aufmerksam macht, in der Jäger- und Weidmannssprache schon 1904 bezeugt; E. Stimmel in der Ztschr. f. dtische Wortf. IX 55 bezeugt „hinfunken = hinschiessen (in Norddtschld.)“. — **Funktion** (schles., bad.) „Geht der Dienst nicht ganz nach Wunsch des Vorgesetzten,“ schreibt mir einer meiner Gewährsmänner, „dann gibt es Schwung, Schliff oder Funktion.“ Imme 86 (Funktion haben = in s. freien Zeit zu irgendwelchen Arbeiten herangezogen werden). — **Fusslappen**. Ausser der fast allgemeinen Bedeutung „Weisskohl“ ist mir „Fusslappen“ noch für „Brühe mit Nudelflecken“ (Westfront) begegnet. Müller-Fraureuth I 370 (= Weisskraut). Fusslappen = Kohl stammt aus der Kundensprache. Vgl. Rotwelsch I 425 und Ostwald, Rinnsteinspr. 54. Horn 91 (= Weisskraut), Bischoff 107 (a) Weisskraut, b) Infanterist), Hochstetter 70 (wie Bischoff), Mausser 62, Imme 110, Fusslappen = Weisskohl für die Seemannsspr. bezeugt bei Kluge, Unser Deutsch, 3. Aufl., S. 107. — **Fusssport** Nachexerzieren (schles.). — **Futterheinrich** Futtermeister (brandenburg.). — **Futterkorb** Brotbeutel (Ostfront). — **Fütterung der Raubtiere** Essen empfangen (Ostfront). — **Futtrich** Futtermeister (brandenburg.). Hochstetter 28. — **Gardelitzen** Nudeln (Rumänien). Bergmann 46, Hochstetter 53, Imme 110. — **Garnionschleifstein** Garnionsexerzierplatz (nordd.). — **Garnionschwein** Soldat in der Garnison (Ostfront). — **Gasen**. Beleg: Rosner, Vor dem Drahtverhau 107: „Am Abend „gasten“ sie [die Engländer] noch einmal und kamen wieder an — vergebens. Und auch am nächsten Tage folgte noch ein Gasangriff, ein

Sturm.“ — **Gasgranate** schwere Granate (Ost- und Westfront). — **Gasometer** Stahlhelm (Ostfront). — **Gebissklempner** Zahnarzt (Oldenburg). Hochstetter 60, Imme 131. — **Geburtstag haben** Löhnung bekommen (Ostfront). — **Gedächtnisbutter** Marmelade (Ostfront). — **Gefechtsesel** des Hauptmanns Pferd (Rumänien). Horn 72, Hochstetter 35 (= Kompagniepferd), Mausser 15 (= Gefechtsordonnanz, sächs.) und 84, Imme 28. — **Gehen**, in der Verbindung dahin gehen, wo der Kaiser zu Fuss hingeht, austreten (nordd.). — **Geimpft** werden gegen **Granatsplitter** geimpft werden (Westfront). — **Gib ihm!** auf einen Russen schießen (Ostfront) Imme 128. — **Gib ihm Saures!** dem Feinde Artilleriefeuer zuschicken (schles.). Bergmann 18 (es gibt Saures = stark beschossen werden), Hochstetter 13 (es hat Saures gegeben), Mausser 36 (dem Feinde Saures geben, hess.), Imme 128, Ahnert 21 (Saures geben) und 46 (Fliegerspr.). — **Giftmischer** Arzt (schles.). Imme 33 (= Pioniere), 132 (= Sanitätssoldat). Giftmischer = Apotheker, volkstümlich; Klenz, Scheltenwörterb. 4. In der Gauner- und Kundensprache bedeutet das Wort 1) Arzt; Gross' Archiv XV 213; Ostwald 59. 2) Apotheker, Ostwald 59. 3) Destillateur, Schnapshändler; Rotwelsch I 433; Ostwald 59. Vgl. auch Günther in Gross' Archiv Bd. 54, 170. — **Giftnudel** Zigarette (Marine). Imme 100, Müller-Fraureuth I 421 (= Zigarre), Ahnert 133. — **Gips holen** Essen empfangen (Westfront). Horn 86 (Gips = Mittagessen), Bächtold 63 (Gips = Brot), Bischoff 107 (= Strafdienst), Imme 105 (= Horn 86). Über die abweichenden Bedeutungen des Wortes in der Gauner-, Kunden- und Dirnensprache vgl. Ostwald 59, 64 sowie Günther in Gross' Archiv XXXIII 246. — **Glimmstengel** Liebesgabenzigarre (Ostfront). Müller-Fraureuth I 425 (= Zigarre), Ahnert 133 und Imme 99 (= Zigarre). In der Bedeutung „Zigarre“ (schlechthin) ist das Wort volkstümlich. Als gaunersprachlich belegt bei Ostwald 60. — **Gottesseggen** Munition (bad.). — **Unser Gottlieb, der alte Gottlieb.** So heisst Graf Haeseler im Munde des Soldaten. Vgl. „Graf Haeseler-Anekdoten“. Gesammelt und herausgegeben von Friedrich Sporleder. Metz 1907. Über Haeseler spricht auch Sven Hedin in seinem bekannten Buche „Ein Volk in Waffen“. Vgl. auch Wehrhan, „Gloria, Viktoria!“ S. 17. — **Granatenschachtel** s. unter „Mausfalle“. — **Granatsplitter** Kohlrüben (Ostfront).

Bergmann 46 (= Rübenstücke u. Nudeln), Hochstetter 22 (zum Granatsplitter = Name eines Unterstandes), 56 (= Rübenstücke). — **Grosspapa**. Beleg Kutscher I 101: „Unsere schwere Artillerie heisst „Grosspapa“, sie spricht langsam, tief und nachdrücklich.“ — **Grünrücke** Jäger (schles.). Horn 58 (= Generalstäbler in Österreich). — **Gulaschkanone** Feldküche (allgemein, nicht bloss von Soldaten gebraucht). Bächtold 63, Bergmann 46, Bischoff 107, Hochstetter 53, Mausser 65, Imme 44, Ahnert 121. Belege: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 130: „Vor uns rollten fünf Gulaschkanonen!“ Wegener I 323: „Da stand die „Gulaschkanone“ und schmorte heftig.“ — **Gulaschkanonier** Feldkoch (schles.). Hochstetter 53, Ahnert 122. — **Gulaschonkel** Feldkoch (Westfront). — **Gummihopser** Schreiber (nordd.). — **Gurke** Fesselballon (schles.). — **Gurken** Stiefel (Posen, Westfront). Horn 64. — **Gurkenschalen** Tressen (beim Gren.-Reg. Nr. 6). Müller-Fraureuth I 451, Horn 70, Bischoff 108. — **Kurzer Gustav** Granatenwerfer (beim Gren.-Reg. Nr. 6). Bergmann 7 (= 7,5-cm-Geschütz der Franzosen), Imme 135 (= Name eines französischen Geschützes). — **Hackenputzer** Bursche (beim Gren.-Reg. Nr. 6). Imme 90 (= Soldat, der sich bei seinem Vorgesetzten durch Liebedienerei beliebt zu machen sucht). — **Hacketäuer** Spitzname für das 16. Infanterie-Regiment. Imme 56. Über diesen Namen berichtet Rosner in seinem Buche „Vor dem Drahtverhau“ S. 101—102, dass es im Jahre 1848 in Köln entstanden sei: als die Soldaten das Volk mit dem Kolben auseinandertrieben, habe einer dem anderen „Hacketau!“ zugerufen. In demselben Buche verbreitet sich Karl Rosner auch über den Ausspruch „O Hannes, wat' n Haut“ (S. 108 f.), der zwischen 1868 und 1870 üblich geworden sein soll. Es ist eine im niederdeutschen Nordwest — durchaus nicht nur bei den Soldaten — weit verbreitete Redensart. — **Hagebutte** weiblicher Geschlechtsteil (nordd.). — **Hagenbeck**. Belege: Brandis, Die Stürmer von Douaumont 72: „Mehrere Tage behielten wir die Gefangenen bei uns, während wir von Marschquartier zu — quartier zogen. „Hagenbeck“ nannten unsere Leute diesen bunten Zug.“ Einen weiteren Beleg („Die Hagenbecktruppe“) aus Hegeler, Flandrische Erlebnisse S. 65, siehe unter dem Ausdruck: „Die aus dem Affentheater“. — **Hafermotor mit Peitschenzündung**

Spitzname für den Train (Flandern). — **Hagelkörner** Erbsen (Ostfront). — **Halsschmerzen haben** nach dem Orden Pour le mérite angeln (schles.). — **Die Stellung halten** (bad.). Mein Gewährsmann schrieb mir: „Ist man im Lazarett, dann kann man „die Stellung gut halten.“ Mausser 50 (Die Stellung wird gehalten; bayr., nordd.). — **Hammerbrookers** schwere Minen (nordd.). „So genannt nach einer Werft in Hamburg, wo nur schwere Arbeiten verrichtet werden.“ — **Handgranate** a) Kartoffel (Ost- und Westfront). Bergmann 47, Imme 109. b) Graupe (Rumänien). — **Handgranaten und U-boot-Suppe** Kartoffel und Hering (Oldenburg). — **Handgranaten mit Unterseebooten** Kartoffel mit Hering (Posen). Hochstetter 53 (Unterseeboote mit Handgranaten), Imme 109. — **Hanf** Brot (Posen, schles., badisch., niederd.: drögen Hanf eten). Horn 90, Bächtold 63, Bischoff 108, Hochstetter 56, Mausser 63 (hess., sächs.) u. 66, Imme 106. Das Wort stammt aus der Kundensprache. Rotwelsch I 422 und 426 und Ostwald, Rinnsteinspr. 65. Ich fasse den Ausdruck als eine Metapher auf. Anders Bischoff 31. — **Goldener Hans**. Wegener I 222: ein Wirtshaus am Col du Hantz, an der ehemaligen Grenze zwischen Deutschland und Frankreich (Le Hans), von den Soldaten in „Goldener Hans“ verwandelt. — **Häschen**. Belege bei Boelcke 118: „Ich überraschte an der Front einen Artillerieflieger (von uns ein Häschen genannt), beschoss ihn, er kippte um und verschwand.“ Ebendort 120: „Kurz darauf sah ich etwas nördlicher ein „Artilleriehäschen“ über der Front sich amüsieren.“ Dazu Ahnert 35. — **Hauptling** Hauptmann (Westfront). Horn 57, Bischoff 108, Hochstetter 28, Imme 22. — **Hausschlüssel** Gewehrkolben (bair.). Hochstetter 75, Imme 124 (= Beil, Axt). Beleg: Felde, Kriegserlebnisse 173: „Die Franzosen kämpften heldenmütig, konnten aber dem Ausräuchern ihrer Grabenwehren durch Behelfhandgranaten, welche die deutschen Pioniere trefflich handhabten, ebensowenig widerstehen, wie dem bayrischen Hausschlüssel — wie die Bayern ihren Gewehrkolben nennen.“ (Aus dem „Stuttgarter Neuen Tageblatt“). — **Blauer Heinrich** a) Graupe (Posen, schles., Westfront, Marine). Horn 90 (Grützensuppe), Mausser 61 (bair. u. preuss.). 62 (dünne Suppe), 97 f. Für die Seemannsspr. bezeugt bei Fr. Kluge, Unser Deutsch, 3. Aufl., S. 107 (= Buchweizengrütze).

b) Reis (schles., bad., Ost- und Westfront, Rumänien, nordd.), Bischoff 108 (Milchreis), Hochstetter 55, 69 (a) Grützsuppe, b) Mehlsuppe, c) Milchreis), Imme 110. Als Kundenspr. bei Ostwald 24 = Gefängnissuppe aus Hülsenfruchtgemenge. — **Steifer Heinrich** Milchreis (schles.). — **Heldenbutter** Marmelade (schles.). Mausser 63 (nordd.). — **Heldendeckel** Stahlhelm (Ostfront). — **Heldenfett** Marmelade (Ost- und Westfront, Marine). Hochstetter 54, Imme 107. — **Heldenkeller** Unterstand (nordd., schles., bad.). Hochstetter 7, Mausser 27 (bayr.), Imme 144 kennt nur „im Heldenkeller sitzen“ = sich drücken. Belege: Richthofen 56: „So schnell bin ich noch nie in den Heldenkeller gestürzt wie in diesem Moment.“ Einer meiner Gewährsmänner, der bei einem badischen Regimente stand, schrieb mir: „Vor einem Fliegerkeller las ich folgenden Vers: Wenn erschallen feindliche Propeller, | Fleucht alles in den Heldenkeller, | Den wir erbaut mit Mühe und Not, | Aus Furcht vor dem Heldentod.“ Wegener II, 31: „Auf der Strasse erklingt das Trompetensignal, das auffordert, die „Heldenkeller“ aufzusuchen.“ — **Heldenreiter** Trainsoldat (nordd.). — **Nach Helgoland verreisen** (bad.). „Bekommt ein Offizier Arrest, so verreist er nach Helgoland.“ (Aus dem Briefe meines Gewährsmannes.) — **Helm** Mütze (Marine). — **Erster, zweiter, dritter Hieb** 1., 2., 3. Garde-Regiment. (Mitteilung eines Schlesiens, der im Westen stand.) — **Farbige Hilfsvölker** Soldaten, die mit verschiedenen Ordensbändern geschmückt sind (bei einem brandenburgischen Regiment). — **Himmelfahrt** Sprengung eines Schützengrabens (schles.). Mausser 26 (sächs.). — **Himmelfahrtsboot** Kleines U-boot (Marine). — **Himmelfahrtkarte** Erkennungsmarke (Ost- und Westfront). — **Himmelfahrtskommando** Flotille, die viel Boote verliert (Marine). — **Schlesisches Himmelreich** Backobst (Lille). — **Himmelsnille** Fesselballon (schles., nordd.). Horn 72, Mausser 25 („kleine, englische und französische Mine“), 31 (aus Horn). — **Hindenburg hat geschlachtet** es gibt Marmelade (schles.). — **Hindenburgbutter** Marmelade (schl.). — **Hindenburg-Creme** Marmelade (Rumän.). Hochstetter 54, Imme 107. — **Hindenburgfett** Marmelade (Ost- u. Westfr.). **Hindenburgschmalz** Marmelade (schles.). — **Hindenburgschmiere** a) Marmelade (Posen, badisch). Mausser 63 (sächs., niederbayr.), b) Kunsthonig (schles.). — **Hindenburgsuppe** Nudelsuppe (Lille).

— **sich hinlauen** sich hinlegen (schles., Gren.-Reg. Nr. 6). Imme 92 (= schlafen). — **Hohenzollernwetter**. Der Ausdruck ist mir begegnet bei Crompton U 41 S. 83: „Gegen 1 Uhr nachts traten die Ordonnanzen in einem leerstehenden Zimmer, bei herrlichem „Hohenzollernwetter“ (Gasglühlicht) zur Parade vor dem Lagerältesten, Korvettenkapitän Wallis, an.“ — **Höhlendorf**. So wird Swektschany, ein vollkommen niedergeschossenes Dorf am Dryswjaty-See, von unseren Soldaten genannt. — **Hölle** Unterstand (Ostfront). — **Holzacker** Maschinengewehr (Ost- u. Westfront). Bergmann 16, Hochstetter 42, Imme 27. — **Holz m. V.** Schwefelstreichholz (Polen). — **Holzwohle schneiden** Haare schneiden (Marine). — **Horehlappen** Ohren (bad.). Müller-Fraureuth 527, Imme 103. — **Hübsch machen** Gruss durch Stillstehen bezeugen (Marine). — **Hundekanone** Revolverkanone (Ostfront). — **Hungerabwehrgeschütz** Feldküche (Ostfront, schles.). — **Hungerriemen** Koppel (Flandern). — **Hurrastute** Helm (Westfront). Horn 67, Bächtold 60, Bischoff 108, Hochstetter 10, Imme 114, Müller-Fraureuth I 547. — **Husarenhäcksel** Dörrgemüse (Oldenburg). — **Hut** Helm (Rumänien). Horn 67, Hochstetter 10. — **9. Idee** (I. D.) 9. Infanterie-Division (schles.). — **Igel** Drahtwalze (Westfront). Horn 44 (= eine Art Mitrailleuse), Bergmann 14 (= Handgranate), Hochstetter 42 (= Handgranate), ebenso Ahnert 11. — **Infanterie, feuchte, nasse, schwere Infanterie** Pionier (nordd.). Mausser 13 verzeichnet schwere Infanterie-Maschinengewehrabteilung. — **Langer Iwan** weittragendes Geschoss (Ostfront). — **Japs** Japaner (Westfront). Vgl. Wehrhan, Gloria, Victoria 21, 23, 36; ferner Ahnert, Heerfahrt 8 u. 21: Jeder Schuss ein Russ'! | Jeder Stoss ein Franzos'! | Jeder Tritt ein Brit! | Jeder Klaps ein Japs usw. Ferner: Neger, S. M. S. Wolf 125: „Der Verkehr zwischen australischen und japanischen Offizieren beschränkte sich nur auf das offiziell Allernotwendigste. Eine Freundschaft bestände absolut nicht. Es sei auch klar, dass kein Mensch dem Japs trauen könne.“ — **Jammerbrühe** Morgenkaffee (bad.). — **Es juckt ihm das Fell** er angelt nach dem E. K. I. — **Judenananas** Zwiebel (Ostfront). — **Jungfrau** Benzinfeuerzeug (Polen). — **jumpen** schaukeln, vom Boot (Marine). Kluge, Seemannspr. 401 kennt nur die Bedeutung „sich flink im Takelwerk bewegen“. — **Kaffcemühle** Maschinengewehr (schles.).

Horn 66 (= Mitrailleuse), Hochstetter 15 (= Propeller), 34 (= Ulanenschapka), Mausser 24 (nordd.) und 89, Imme 27, 73 (= Schwätzer), 114 (= Ulanenschapka). Beleg: Lauterbach, Weltkrieg S. 308: „Unter den Worten des Kompagniechefs „Jetzt zeigt einmal, Kerls, dass ihr deutsche Maschinengewehr-schützen seid!“ ging's in die Schlacht. Es ging mit unseren Kaffeemühlen Sprung auf, marsch, marsch, vorwärts bis in die Schützenlinien.“ (Aus den Kiel. Neuest. Nachr.) — **Kahn** a) Luftschiff (Fliegerspr.). Hochstetter 14, Mausser 32, 91 u. 92, Imme 36. Belege: Richthofen 61: „Wir flogen natürlich unser Grosskampfflugzeug. Schon allein der Name des Kahn'es gab uns solchen Mut, dass wir es für ausgeschlossen hielten, ein Gegner könnte uns entgehen.“ Ebendort 91: „Der mir am nächsten fliegende Engländer war ein grosser, dunkel angestrichener Kahn.“ Boelcke 35, 51, 56, 76: „Durch meinen Angriff hatte ich aber doch etwa 100 Meter gewonnen, so dass ich ihm auf 100—150 Meter den Kahn vollschossen konnte.“ — b) Bett (ziemlich allgemein). Müller-Fraureuth II 5, Horn 64 (= grosse Stiefel), 100, Bächthold 62, Bischoff 108, Hochstetter 14, Imme 92 — c) Militärgefängnis (Westfront, auch in der Heimat weit verbreitet). Imme 88. Kahn = Bett und Gefängnis auch in der Sprache der Kunden. Ostwald, Rinnsteinspr. 74. Zur Etymologie vgl. Bischoff 37, dem ich mich freilich nicht rückhaltslos anschliessen kann, und L. Günther, Gaunersprache S. 23 Anm. 35 u. S. 105 Anm. 9, ferner S. 129. — **Kaiserkuchen** Brot (Ost- und Westfront). Hochstetter 56, Mausser 63 (Berliner Truppen), Imme 106. — **Kaisertorte** Brot (schles.). Hochstetter 56, Mausser 63 (Berliner Truppen). — **Kaiser-Wilhelm-Platz**. Feldmann, Nach Weissrussland 18: „Der „Ring“ [in Lowicz] heisst jetzt Kaiser-Wilhelm-Platz.“ — **Kaiser-Wilhelm-Strasse**. Bergmann 36. Beleg in dem Bändchen „Die Artillerie“ S. 34 f.: wonach die Strassen des Ortes scherzhaft Ludwigsstrasse, Ruprechtstrasse usw. benannt sind. — **Kamerad Heldentod besuchen** fallen (nordd.). — **Kamerad von der Deichsel** Trainsoldat (nordd.). — **Kälberzähne** Graupen (schles., Posen, Westfront; scheint allgemein zu sein). Horn 90, Hochstetter 56, Imme 109. Für die Seemannssprache bei Kluge, Unser Deutsch, 3. Aufl., S. 107, für die Gaunerspr. bei Ostwald, Rinnsteinspr. Nachtrag 183, bezeugt.

— **Kammerschorsch** Kammerunteroffizier (bad.). — **Den Kanal voll haben** = einer Sache überdrüssig sein. Mausser 50 (sächs.). — **Kanonenfutter** Infanterist (schles., nordd.). Horn 32 u. 110. — **Kanonensoldat** Artillerist (im Frieden; sächs.). — **Kanonenstecher** Artillerist (Artillerist). — **Kapitulieren** sich eine neue Portion Essen holen (Marine). Imme 105. — **Kaputt gehen** sterben, fallen (schles.). — **Karabinerbienen** Läuse (beim Gren.-Reg. Nr. 6). — **Karboldragoner** Unterarzt (Ost- und Westfront). Bergmann 21, Ahnert 58 (Sanitätsoffizier). — **Karbolfährrich** Unterarzt (Westfront, Oldenburg). Horn 126, Bergmann 21, Hochstetter 58, Mausser 96, Imme 130. — **Karbolkaserne** Lazarett (West- und Ostfront). Bergmann 21, Hochstetter 58, Imme 130, Ahnert 63. — **Karbolmäuschen** Krankenschwester (schles., Oldenburg, Ost- und Westfront). Bergmann 21, Hochstetter 59, Mausser 58, 97, Imme 132. — **Karbolstratege** Unterarzt (Oldenburg, aber gewiss weiter verbreitet). Hochstetter 58, Imme 130. — **Karo** Brot (Westen, Rumänien, Gren.-Reg. Nr. 6). Hochstetter 56, Mausser 63 (bei westpreuss. Truppen), Imme 106. John Meier führt das soldatensprachliche „Karo“ = Fleisch in dem Aufsatz „Deutsche Soldatensprache“, Mein Heimatland, 1917, Heft 1—2 S. 3, unter den Entlehnungen aus der Kunden- und Gaunersprache auf. Demgegenüber ist zu betonen, dass im Rotwelsch sich die Formen „Carne“, „Kärner“ für Fleisch finden. Ostwald, Rinnsteinspr. 76 verzeichnet „Kärner = Fleisch“ und „Kärnerer = Fleischer“. Ich leite das soldatensprachliche „Karo = Brot“ mit Imme 106 von dem franz. carreau = Viereck ab. — **Karo einfach** trockenes Brot (Westfront, Rumänien, Gren.-Reg. Nr. 6). Hochstetter 56 (Karo einfach mit Fehlanzeige), Mausser 63 (bei westpreuss. Truppen). — Dazu: **Karo einfach schieben** trockenes Brot essen (Rumänien). — **Karo aus der Hand** trockenes Brot (Rumänien). Hochstetter 56 (ähnlich). — **Trockener Karo** trockenes Brot (schles., Stettin). Hochstetter 56 (trockenen Karo schieben). — **Karpathendurchbruchssuppe** Graupen- u. Bohnensuppe (Oldenburg). — **Es gibt Kartusche** man wird vom Feinde beschossen (schles.). — **Kartuschgefreiter** schlechter Gefreiter (Ostfront). — **Karussellschmiere** Marmelade (Ostfront). Hochstetter 54, Mausser 63 („berlinisch und scheinbar allgemein), Imme 107, 108 (= Margarine). — **Käsmesser** Seitengewehr (Ost- und

Westfront). Müller-Fraureuth II 21, Horn 68, Bächtold 60 (= Bajonett), Bischoff 109, Hochstetter 10, Imme 115. — **Kasernen-schlossen** Graupe (Ostfront). Horn 90, Maußer 97. — **Kattun auf die Badehose kriegen**. Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 70 f.: „Als die Franzosen Hiebe besahen, schrien sie Zetermordio über die Barbaren, die alte Bauwerke zerstören. Jetzt wo die Engländer „Kattun auf die Badehose gekriegt haben“ (um mich eines Soldatenausdrucks zu bedienen), jammert Lord Kitchener über unmenschliche Behandlung der Gefangenen.“ — **Katzen** Flachbahngeschütze (Westfront). Bergmann 10, Imme 134. — **Katzelmacher** Italiener (schles., brandenb.). Hochstetter 19 u. 76 (österr.), Imme 62. Belege: Aus einem ungedruckten Feldpostbrief vom 22. 11. 17: „Wir stehen jetzt an der Piave, und ich glaube, hier wird es wohl zu einem schwereren Kampfe kommen als bisher, es hat den Anschein, als ob sich die Katzelmacher hier festsetzen wollten.“ „Kriegsbuch für die Jugend und das Volk“, enthaltend die Chronik des Weltkrieges vom 25. V. 16 bis 31. VII. 17, Stuttgart v. J., S. 290: „... und durften sich ausserdem 10 Tage daheim „bei Müttern“ von den Strapazen und Anstrengungen des Krieges gegen die Katzelmacher im allgemeinen und ihres erfolgreichen Patrouillenunternehmens im besonderen ausruhen“ (W. Bautzen, Ein Patrouillengang an der Dolomitenfront). „Treue Waffenbrüder“ S. 284: „Die Katzelmacher lauern seit Jahren darauf, uns zu überfallen.“ In einer Anmerkung heisst es, ebendort 284: „Das Wort Katzelmacher ist in Österreich-Ungarn der Spitzname der Italiener, auch der eigenen Regimenter, die aus dem Süden der Monarchie stammen. Das Wort kommt wahrscheinlich von dem italienischen Leibfluch „cazzo“, der früher noch häufiger vorkam als jetzt.“ Ernst Trauschke, GRM. VIII (1920) S. 105 f., stellt das Wort gleichfalls zu ital. cazzo = penis, das „der gemeine Italiener ohne jede Beziehung auf den Wortsinn sehr häufig als Fluchwort und als Interjektion der Ungeduld und der Verwunderung gebraucht.“ Dazu Schmeller 1, 1314. — **Kegelbahn**. Das Wort ist mir begegnet bei Brandis, Die Stürmer von Douaumont 88: „Auf dem Dachfirst läuft eine Fahrstrasse, die „Kegelbahn“, von Norden nach Süden fast 10 km senkrecht auf die Feste zu.“ — **Kessel-treiben**. Vgl. Brandis, Die Stürmer von Douaumont 62:

„Unsere Taktik wurde jetzt einfach. Die Regimenter gingen in breiter Front in Schützenlinie vor. Alle Stunden schossen die Flügelleute der Kompagnien eine Signalkugel hoch, damit die Linien halbwegs gerichtet blieben, was in dem zerrissenen, verwachsenen Gelände nicht leicht war. War man um diese Zeit auf einem Berge, so konnte man weithin nach beiden Seiten Signalkugel hinter Signalkugel flimmernd in der klaren Herbstluft aufsteigen sehen. Wir nannten es „Kesseltreiben“.“ — **Kjes** Geld (schles.). DWb. V 688 Nr. 4 (= Geld). Müller-Fraureuth II 35 (= Geld); Martin Lienhart I 474 (= Geldbeutel, Tasche), Mausser 49 (bayr.), Imme 96. Das Wort stammt aus der Gaunersprache. In der Bedeutung Silber und Geld zuerst im Wb. des Konstanzer Hans 1791 (Rotwelsch I 254); in der Bedeutung Beutel tritt es früher auf: im Judendeutsch bei Reizenstein 1764 (Rotwelsch I 247); im Rotwelsch in Körners Eintragungen in die Rotw.-Grammatik von 1755 (Kis = Beutel, Rotwelsch I 240); in der Kundensprache: Rotwelsch I 422. Vgl. Ostwald, Rinnsteinspr. 79, Bischoff 41 und L. Günther in Gross' Archiv Bd. 33, S. 261 ff. Anm. 2; ferner Günther, Gaunersprache S. 51, 52 (mit Anm. 12), 54 und 133. — **Kilometerfresser** Stiefel (Flandern). Bischoff 109 (= Infanterist). Kilometerschwein = Infanterist bei Horn 32 und Imme 25. — **Kilometerwurst** Blutwurst (schles.). Imme 108 (Leberwurst), Ahnert 127. — **Kimm** Horizont (Seemannsspr.). Kluge, Seemannsspr. 447, nd. Dialektwort. Bischoff 127. Beleg: Kriegstagebuch U 202 S. 13: „Mittlerweile hatte sich die Entfernung zwischen uns und dem Schiff so weit verringert, dass seine Masten und der Schornstein aus der Kimm (Horizont) auftauchten.“ — **Kinderwagen** Trainwagen (bad.). Imme 139 (= schwere Mine). — **Sich aus den Kinken bergen** (Seemannsausdruck). Kluge, Seemannsspr. 449 (= sich hüten, damit die Gewalt des abrollenden Taus die Beine nicht breche). Kink = Verdrehung eines Schiffsseiles“, Kluge a. a. O. S. 448. Beleg: Kriegstagebuch U 202 S. 35: „Wenn die kommen, dann bergen wir uns besser aus den Kinken (= sich aus dem Staube machen).“ — **Kipper** Brot (bad.). Bächtold 63, Imme 106 (Süddeutschland, auch Schweiz). — **Kirchhofspargel** schlechte Liebesgabenzigarre (Ostfront). Müller-Fraureuth II 39 (= Zigarre), Bergmann 48, Hochstetter 38, Imme 100

(= Zigarette). — **Kirehhofsverdächtig** k. v. (kriegsverwendungsfähig). Bei einem in Rumänien stehenden Regimente gebräuchlich; wie weit sonst verbreitet? — **Kiste** (Flugzeugspr.) = Flugzeug. Bergmann 43, Bischoff 109, Hochstetter 14, Mausser 32, Imme 35. Bächtold 62 und Horn 121 bieten das Wort in der Bedeutung von „Arrestlokal“; Bischoff 109 und Hochstetter 36 = Arrest, Hochstetter 70 = 1) Bett, 2) Flugzeug, 3) Arrest, 4) Schiff. Kiste = Arrest (lokal) auch in der Gauner- u. Kundensprache, vgl. z. B. Pollak in Gross' Archiv XV 218 u. Ostwald 88 Nr. 2. Belege für Kiste = Flugzeug: Richthofen 51: „Um unsere Kiste bei der Landung nicht unnötig aufs Spiel zu setzen, flogen wir Richtung Brest-Litowsk.“ Ebendort z. B. S. 79, 108, 127, 134, 140 f., 144, 147, 151. Immelmann 10, 36: „Tatsache war jedenfalls, dass die Kiste nicht mehr stieg.“ „... Anderen Tages führten wir, mein Beobachter und ich, den Befehl aus und landeten nachmittags um 6 Uhr mit einer neuen Kiste.“ Ebendort 55, 144. Boelcke 35: „Dabei gab es die witzigsten Kisten, z. B. ein Grosskampfflugzeug mit zwei Motoren, drei Insassen und Bombenabwurfvorrichtung, ein ganz kolossaler Kahn.“ — **Kitzler Säbel** (Flandern). — **Klamotten Geld** (Ostfront). Bischoff 109 (= „Gelump, Anzug, Siebensachen“), Imme 96 (= Geld; Koblenz u. a.), 112 (= Kleidungsstücke). Das Wort stammt aus der Gaunersprache. Vgl. Günther in Gross' Archiv Bd. 33 S. 254 Anm. 2. Ostwald, Rinnsteinspr. 81 (= Hände, Geld); Bischoff 42 (= Kleider). — **Klappe** Bett (Westfront). Horn 80 (grosse Klappe = Schiebervisier), 100, Hochstetter 13, Imme 92. Vgl. das Lied „Wir sind die Füsiliere vom Garderegiment“ Str. 6: „Des Morgens um halb viere, da geht der Rummel los, da springt man aus der Klappe wohl in die sechste Hos“ [abgedruckt bei Kutscher, Soldatenlied S. 145]. In der neueren Kundenspr.: „Klappen = schlechte Betten“: vgl. Schütze in Gross' Archiv XII 74. Klappe = Bett volkstümlich; Müller-Fraureuth II 44 Nr. 3 u. H. Meyer, Der richtige Berliner ⁷, S. 69 Nr. 2. In der Gauner- und Kundensprache bedeutet Klappe auch Diebeskneipe, Kaffeehalle; vgl. Ostwald, Rinnsteinspr. 81, der es auch in dem Sinne von „Haus“ bringt. Bischoff 42 = (Gauner) Kneipe. — **Klapperschlange** Schreibmaschine (brandenburg.). Aus einem ungedr. Feldpostbrief vom 19. 8. 18: „Damit Du mal siehst,

wie modern wir hier sind, schreibe ich Dir mit der Klapperschlange.“ Volkstümlich ist Klapperschlange = „Tippmamsell“. — **Klauen** Sachen wegnehmen (Ostfront, schles.). Müller-Fraureuth II 47, Horn 11 und 81. Vgl. weiterhin Ostwald, Rinneinspr. 81 und Bischoff 42. — **Kleben**. Mir begegnet im Kriegstagebuch U 202 S. 67: „Heute dagegen machte das Boot Sperenzchen, es „klebte“, wie wir zu sagen pflegten“. — **Kleber** Brot (schles., brandenburg.). Müller-Fraureuth II 47, Imme 106. — **Knallbonbonfahrer** Munitionswagenführer (Westfront). Vgl. dazu: Knallbonbon = Platzpatrone (Horn 66), = Fliegerbombe (Imme 36), = Handgranate (Mausser 26), Knallbonbons ziehen = Handgranaten werfen (Mausser 26). — **Knalldroschke** Kanone (Ostfront). Horn 66 (Geschützname), Bischoff 109, Hochstetter 43, Mausser 87 u. 88, Imme 32 (Geschützname) und 134. — **Knalldroschkenfahrer** Munitionswagenführer (Westfront). — **Knallmax**. Bergmann 25, Hochstetter 77, Mausser 18 (Knallmaxe; bei nordd. Truppen), Imme 145. Mein Gewährsmann, der bei einem badi-schen Regimente stand, schrieb mir: „Der Franzose, welcher mit Maschinengewehr schießt, heisst Knallmax.“ Beleg in dem Bändchen „Die Artillerie“ S. 34: „Doch mussten wir im Schützengraben warten, bis es dunkel wurde. Eines „Knallmax“ wegen. Wer Knallmax war? So nennen wir die Franzosen, die sich auf irgendeinem Baum oder in vorgeschobener, für uns aber unsichtbarer Stellung befinden, und die alles, was sich blicken lässt, mit „Kupferbohnen“ begrüßen.“ [Aus der Chemnitzer Volksstimme.] — **Knarre** Gewehr. Müller-Fraureuth II 60, Horn 65, Bächtold 60, Bischoff 109, Hochstetter 9, Mausser 23 (preuss.) und 25, Imme 85 und 115. Belege: Brandis, Die Stürmer von Douaumont 61: „Auf zehn, auf fünf Schritt rückte er den Serben zu Leibe, wurde durch die Schulter geschossen, hing die Knarre um und griff sich einen Knüppel.“ Rosner, Vor dem Drahtverhau 161: „Wohl haben sie die Knarre auf dem Rücken, aber böse und blutrünstig sehen sie darum nicht aus.“ — **Knobelbecher** Stiefel (Ost- und Westfront). Horn 64, Hochstetter 10, Imme 113, 114 (= Tschako). — **Knochenbrecher** Sanitätsunteroffizier (Ost- u. Westfront). Müller-Fraureuth II 67 (= Lazarettgehilfe oder Krankenträger im Heere), Horn 126 (= Lazarettgehilfe), Bergmann 21, Mausser 57 (Sanitätssoldat, Gemeiner;

sächs.), Imme 132 (= Sanitätssoldat). — **Knochenschuster** Unterarzt (Oldenburg), Horn 126 (= Arzt, Marine), Hochstetter 63 (Arzt, bei der Marine), Imme 130 (Arzt, bei der Marine). — **Knösel** = Zigarette. Imme 100 (= kurze Pfeife, bei niedersächs. Soldaten). Der Ausdruck ist mir nur begegnet bei Crompton U 41 S. 32. — **Kochgeschirraspiranten** Hühner, Hund, Katze (schles., Oldenburg, Ost- und Westfront). Bergmann 47, Hochstetter 54 u. 68, Imme 66 (als Spitzname), 108, 125. — **Kochtopp** Stahlhelm (schles.). Hochstetter 43 (= 15-cm-Granate), Imme 138 (= 15-cm-Granate). — **Koffer**. Bischoff 109, Imme 137. Belege: Wath, Breslau-Midilli 93: „Wie der Wind jagen wir davon, und nur das dumpfe Heulen und Bersten der Geschosse beim Aufschlagen ins Wasser, die mächtigen hohen Wassersäulen, die sekundenlang in unserem Kielwasser stehen, lassen erkennen, dass Freund „Petz“ [Russe] mit den grössten Koffern wirft.“ Ein 2. Beleg in dem Bändchen „Die Pioniere“ 24, angeführt unter „Brummer“. — **Kognakshof**. Beleg bei Sven Hedin, Nach Osten 301: „Schliesslich schlugen wir den Weg nach dem Dorfe Koniaczow oder Kognakshof, wie die Deutschen es im Scherz nannten, ein.“ — **Kohldampf** Hunger (schles., Stettin). — **Kohldampf schieben** Hunger haben (schles., auch Marine). Horn 87, Bächtold 62, Bergmann 47, Bischoff 109, Hochstetter 52, Mausser 65 (bayr., württemberg. und nach dem Norden gedrungen), 66, 100, Imme 17 (Kohldampfschieber = Beiname des Unteroffiziers), 18 u. 105, Müller-Fraureuth II 74. Belege: Kutscher, Soldatenlied S. 100, Str. 5 (Morgen muss ich scheiden, prächtiges Berlin): „Auf der Friedrichstrasse, wo das Postamt steht, stand ich in der Masse, wart auf mein Paket! Drinnen war'n so viele für die Herrn Offiziere, aber keins für mich: Kohldampf fürchterlich!“ Ebendort S. 130, Str. 2 (Stimmt an mit hellem, hohen Klang, stimmt an Reservelieder): „Sie haben uns so oft gefragt: Wollt ihr nicht kapitulieren? da haben wir gleich nein gesagt. Wir wollen keinen Kohldampf spüren.“ Hegeler, Flandrische Erlebnisse 131: „Für die anderen Mahlzeiten gibt's Brot mit Käse oder Marmelade. Lukullische Schmausereien werden in den Gräben nicht gefeiert. Aber Kohldampf schieben braucht auch keiner.“ Der Ausdruck stammt aus dem Rotwelsch, findet sich auch in der Kundensprache und — worauf

weder Eilenberger noch Steinhäuser hinweisen — in der Pennälersprache Schlesiens. Im Berner Matten-englisch: Kooldampf = Hunger; Zeitschr. f. dtsche. Wortf. II 52. Frühester Beleg aus dem Rotwelsch in Karmayers Gaunerglossar der Freistädter Handschrift (um 1835), Gross' Archiv III, 161: Kolldampf = Hunger. Kundensprachlich: Rotwelsch I 422 und 426 und Ostwald 85. In einem Orte bei Regensburg (Rotwelsch I 489) Kohldampf = Offizier. Das Wort ist etymologisch noch nicht einwandfrei gedeutet. Nach Bischoff 44 besteht vielleicht Zusammenhang mit russ. go'lod = Hunger. Vgl. jetzt am besten L. Günther, Gaunersprache S. 115 f. (mit Anmerkungen). — **Kohldampfabwehrkanone** Feldküche (schles.). Hochstetter 53, Mausser 65 (schleswig.), Imme 44. — **Kohldampfdepeche um Fettigkeiten** Brief an die Seinen (Ostfront). Bergmann 47. — **Kohlenkasten** a) Granate. Bergmann 10, Hochstetter 45 (= schwere englische Granate), Imme 138. Den Ausdruck „Kohlenkästen kommen angewinselt“ kann ich für die Ostfront belegen. b) Mine (schles.). Mausser 25 (bayr.). — **Kohlrabi** Kopf (schles.). Mausser 46, 60, Imme 102. — **Kohlrübe** Kopf (bad.). Bischoff 109. Kohlrübe = Kopf auch in der Gauner- und Kundenspr. belegt; vgl. Gross, Handbuch für Untersuchungsrichter, 6. Aufl., I 473; Ostwald 85, Bischoff 44. Rübe = Kopf als soldatensprachl. bei Imme 102, als gauner- u. kundensprachl. bei Rabben, Gaunerspr., 1906, S. 112 u. Ostwald 124. — **Koksen** schnarchen (schles.). Hochstetter 13 (= schlafen), 77 (= schlafen), Imme 92, Ahnert 137 (= schlafen; Brandenburg). — **Koksofen** Tabakpfeife. Hochstetter 40, Mausser 65 (sächs.), Imme 100. — **Kolosseumschleicher** Stiefel (Ostfront). Horn 64 (als „schnell gewelkte Kasernenhofblüte“ bezeichnet), Hochstetter 66. — **Kombüse** (Seemannsspr.). Kluge, Seemannsspr. 472 (= Schiffsküche), Imme 21. Beleg: Crompton U 41 S. 25: „Kaum ist das erledigt, wird er vom Schmutz (Koch) angeschnauzt, er solle gefälligst mit in der Kombüse beim Klarmachen des Essens helfen.“ Ebendort auch S. 39. — **Kommiss klopfen**. Beleg: Matthias, Kriegserinnerungen 165: „Es wurde deshalb für bevorstehende Inspektionen durch den kommandierenden General kräftig „Kommiss geklopft“ und strammer Dienst gehalten.“ — **Kommissbrotabstauber** Trainsoldat (Posen). — **Kommissgurken** Stiefel (Ostfront). — **Kommissschinken** Brot (schles.). Horn 89,

Bischoff 109, Hochstetter 56, Imme 106. — **Konservenmusik** Grammophon. Hochstetter 33. Beleg: Crompton U 41 S. 96: „Wir drei führten uns mit einem „runden Fest“ als neue Bewohner der Baracke ein, „Konservenmusik“ (Grammophon) fehlte natürlich nicht dabei.“ — **Kopierstift** Adjutant, „weil er die Befehle aufschreibt.“ (Landwehr-Inf.-Reg. 61). — **Kotzbalken** (schlechte) Zigarre (schles.). Müller-Fraureuth II 90, Horn 96, Hochstetter 38, Mausser 64 (bayr.), Imme 100 (= Tabakpfeife), Ahnert 133. — **Sich einen Kotzbalken in die Fresse rammeln** eine Zigarre rauchen (schles.). Mausser 65 verzeichnet die beim 12. bayr. Res.-Inf.-Reg. übliche Redensart: sich einen Kotzbalken in die Fotze rammeln. — **Krampf an Bord** schlechtes Kommando (Marine). — **Krampfen** Sachen vertauschen (schles., Marine). Müller-Fraureuth II 96 = stehlen (Dresden). Imme 123 (am Niederrhein und in Hannover allgemein bekannt). In der Kundensprache = stehlen; Gross' Archiv Bd. 59, 282. Krampfbruder = Gauner (kundensprachl.) bei Ostwald, Rinnsteinspr. 88. Vgl. auch L. Günther in Gross' Archiv Bd. 56, 358 Anm. 1. — **Kratzen** dem Vorgesetzten schmeicheln (Marine). — **Krätzchen** Feldmütze ohne Schild (bad., schles.). Imme 114. — **Kremper** Fahrer (Westfront). — **Krepierkiste** Bett (Ostfront). — **Krepiermarke** Erkennungsmarke (Ost- und Westfront). Bergmann 20, Ahnert 69. — **Kreuzen** die Sachen heimlich umtauschen, heimlich wegnehmen (Marine). — **Sich aufs Kreuz legen** schlafen gehen (schles.). — **Kreuzschmerzen haben** nach dem Eisernen Kreuz streben (schles., aber gewiss weiter verbreitet). Horn 52, Hochstetter 49, Mausser 55 (Kreuzschmerzen = Ordenslüsternheit, bayr.) und 96. — **Kriegskuchen** Kommissbrot (schles.). — **Kriegsmutwilliger** Kriegsfreiwilliger (schles.). Bergmann 39, Hochstetter 47, Mausser 15 (nordd.). — **Kriegsgeschlinge**. Beleg: Aus einem ungedruckten Feldbriefe (brandenburg. Reg.) vom 12. XI. 1917: „Als ich an den Tagliamento kam, wog ich mit dem „Kriegsgeschlinge“, d. h. Pistole, Fernglas, Kartentasche usw. 118 Pfund, heut früh in derselben Rüstung 132 Pfund.“ — **Kriegsmutiger** Kriegsfreiwilliger (nordd.). — **Kriegsschiffe** grosse Schiffe (nordd.). — **Krokodilgraben**. Siehe unter „Bayerngraben“. — **Küchenbulle** Feldkoch (schles.). Hochstetter 30, Mausser 65 (märk. Res.-Inf.-Reg. 207), Ahnert 53. — **Küchenhengst** Koch

(schles.). Hochstetter 30, Imme 20. — **Küchenschlunz** Koch (Rumänien). Imme 20 (Schlunz = Küchenunteroffizier). — **Kuckuck** Adler am Helm (Rumänien). Beleg: Matthias, Kriegserinnerungen 20: „Der Schusterjunge, der einem preussischen Offizier „Kuckuck“ (so nannte man den preussischen Adler) nachrief, oder ein Offiziersehepaar ärgerte durch die Worte: „do geht der Kuckuck mit dem Bottervogel (Buttervogel = gelber Schmetterling) . . .“ — **Kuckucksei** Mine (bad.). — **Kulfuß** Gewehr (Westfront). Frischbier, Preussisches Wb. (1882) I 442, Müller-Fraureuth II 118, Hochstetter 9, 23, Imme 84 (Name der Marine für den Infanteriedienst) und 115. — **Kuli** Matrose. Kluge, Seemannspr. 498, Horn 38, Hochstetter 63, Imme 41. Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 130: „Kuli bedeutet keinen Schimpf, sondern ist der selbstgewählte Spitzname der Matrosen.“ — **Kupferbohnen**. Beleg aus dem Bändchen „Artillerie“ S. 34 (nach der Chemnitzer Volksstimme) siehe unter „Knallmax“. — **K.-V.-Maschine**. Mein Gewährsmann, der bei einem badischen Regiment stand, schrieb mir: „Der Bataillonsarzt in der Garnison ist die K.-V.-Maschine, weil er alles felddienstfähig macht.“ —

(Fortsetzung im nächsten Bande.)

Spätmittelalterliche Tracht in Schlesien.

Von Joseph Klapper.

Für die Geschichte der Kleidung, des Schmuckes und der Mode fließen in Deutschland in der Zeit nach den ersten Kreuzzügen die Quellen reichlich; die höfischen Dichter wetteifern miteinander in Beschreibungen dieser Art, und der Bildschmuck der Handschriften gibt Anschauungsstoff dazu in Fülle. Man wird natürlich das aus solchen Quellen entstammende Bild nicht immer für Durchschnittswahrheit halten dürfen. Einbildungskraft und die Absicht, die Leistungen anderer zu überbieten, führen dem Dichter wie dem Maler so manchmal die Hand. Aber im wesentlichen können die Ergebnisse, die unter Berücksichtigung der übrigen Quellen geprüft worden sind, als gesichert gelten.

Schwieriger liegt die Frage im ostdeutschen Siedlungsgebiete des 13. bis 15. Jahrhunderts. Was hier an höfischer Dichtung und handschriftlichem Bildschmuck vorhanden ist, ist an Umfang

und Inhalt dürftig und vom Westen her bezogen. Grabdenkmäler geben nur spärlich Aufschluss; auch würden sie kaum Modebilder widerspiegeln; die Reste der gefundenen Wandmalereien bewegen sich in älterer westlicher Stilüberlieferung. Wir würden daher für die Frage, wie weit das Bürgertum Schlesiens dem Gange der Mode folgte und wie es sich seine Tracht schuf, auf gelegentliche kümmerliche Anspielungen angewiesen sein, wenn uns nicht die Handschriften geistlichen Inhalts in Beichtbüchern und Predigten immer wieder Hinweise auf Modeauswüchse und auf den Kleiderprunk böten, die in ihrer Gesamtheit ein ausreichendes Bild für das ausgehende Mittelalter ermöglichen. Gewiss sind diese Quellen nur in Ausnahmefällen in Schlesien selbst entstanden; meistens handelt es sich um Werke, die in Böhmen oder in Gebieten links der Elbe zu Hause sind. Aber sie sind doch zuverlässiger, auch für die schlesischen Verhältnisse dieser Zeit, als die dichterischen und künstlerischen Darstellungen. Sie kämpfen ja gegen wirklich vorhandene Schäden der bürgerlichen Gesellschaft; ein Prediger, der Moden tadeln wollte, die der Hörerschaft fremd sind, brächte sich um seinen Einfluss überhaupt. Spricht er also von solchen Dingen, so ist es sicher, dass sie der Übung der Zeit entsprechen, auch dann, wenn die Predigtsammlung, der die Stelle entnommen ist, älteren oder nichtschlesischen Ursprungs sein sollte. Noch mehr trifft dies für Beichtfragen zu. Es lohnt sich daher, die Zeugnisse zu sammeln, die diese Quellen über Kleidung, Schmuck und Schönheitsmittel enthalten.

Ein Beichtbüchlein des 14. Jahrhunderts gibt in einem Abschnitte über die Sünden des Stolzes einen guten Einblick in die Toilettengeheimnisse der Zeit. „Hast du dein Antlitz geschmückt? Hast du dein Haar frisiert? Hast du es gelockt oder gekräuselt? Gingst du erhobenen Hauptes einher und schautest du stolz auf andere? Hast du auffallenden Kopfputz aus Filz getragen oder farbige Schleier, gekräuselte und geflochtene Haarbänder, Blumen, spitze Hüte, Stirnreifen und Kränze? Oder hast du an die Fransen deiner Kleider Glöcklein gehängt? Hast du dir Angesicht, Wangen, Hals und Hände geschminkt mit Farben, die deine Haut nicht hat und die dir gut stehen sollten? Hast du gross getan mit der Menge deiner Gewänder und darin das Lob anderer gesucht? Oder auch wegen deiner schönen Gürtel, Beutel, Ringe und Schleifen, wegen

deiner golddurchwirkten Ärmelschlüsse und der Art, wie du dir die Kleider auf die Figur abnähen lässt, damit sie dir eng anliegen? Brauchst du im Gespräche süßliche, schmeichelnde oder prahlende, vielleicht drohende Worte? Hast du mit lockenden, lügenhaften Versprechen gross getan? Suchtest du das Gefallen anderer zu erregen, indem du mit unnatürlicher Stimme oder in bald lauten, bald leisen Tönen sangest? Warst du bestrebt, beim Tanze, auf der Strasse, in der Kirche, in Gesellschaft den Männern zu gefallen; trugst du selbst sündige Lust im Herzen? Wolltest du durch die Art, wie du dich schmücktest, durch schöne Gewänder, durch zierlichen Gang und feines Benehmen eitles Lob und Ansehen gewinnen, so dass die andern sich vom Sitze vor dir erheben, dich Herrn oder Herrin nennen und dir den Vortritt lassen sollten? Hast du verlangt oder es gern gesehen, dass man dir bei Tisch den Ehrenplatz gab? Hast du geprahlt mit deiner vornehmen Abkunft, der Zahl deiner Freunde, mit Jugend, Reichtum, Gewandtheit und feinem Benehmen, mit Wissenschaft oder Tapferkeit? . . . Hast du Leib, Haar, Augen, Haupt, Arme, Füsse mit buntem Schmuck geziert, um anderer Augen auf dich zu ziehen und gelobt zu werden? . . . Hast du unmässig gegessen und getrunken und dich vollgestopft wie einen Sack, bis dir übel war und du dich übergeben hast? . . . Hast du Torenpossen getrieben, mit den Händen geklatscht, unmässig gelacht und dabei Gott, deinen Tod und dein letztes Gericht vergessen?“ (Anlage 1.)

Ähnliche Beichtfragen begegnen auch im 15. Jahrhundert. Aber das Urteil in geistlichen Kreisen ist milder geworden; die höheren Stände scheinen im Gebrauche von Prunkkleidern und Schmuck besondere Rechte zu geniessen. „Was den Schmuck des Haares mit Edelsteinen, Gold, Silber und kostbaren Stoffen anlangt,“ heisst es an einer Stelle, „so verurteilen ihn zwar die strengeren Theologen als in jedem Falle unerlaubt, doch sollte man billig Rücksicht nehmen auf die Sitten des Landes oder Ortes und auf die Stellung der Person. So wird man sagen müssen, dass solche Dinge auch geduldet werden können. Doch wenn man zu Schmuckmitteln greift, die die angeborenen Züge verändern und entstellen, wenn man das Gesicht z. B. mit blassem Rot, mit schwarzem Pulver, mit brennender Röte oder sonst einem Drogenmittel malt und so die natürlichen Formen fälscht, dann ist das

Sünde. Wer das tut, legt Hand an Gottes Werk und will ändern, was er schuf; so spricht St. Cyprian. Doch wird solches Tun nur dann Todsünde sein, wenn es sinnlicher Begier und der Verachtung Gottes entsprungen ist.“ (Anlage 2.)

Was hier in nüchterner Frage oder in der theologischen Theorie erscheint, kehrt natürlich in voller Lebendigkeit und Kraft des Ausdrucks in der Predigt der Zeit wieder. Aus dem Kloster Rauden stammt eine Handschrift des 14. Jahrhunderts, die abschriftlich die Predigtsammlung eines Bruders Wilhelm enthält. Hier handelt ein Stück vom geistlichen Aussatze. „Den Aussatz haben in ihrem Hause alle die, die Zimmer oder Schlafgemach mit Bildern ausmalen lassen, die zur Sünde reizen, mit Tanzszenen oder Liebespaaren, die sich küssen, oder die an ihren Wänden Teppiche mit solchen Bildern aufhängen. An ihrem Leibe tragen den Aussatz die Frauen, die ihre Haut mit besonderen Säften und Salben pflegen, um rosiger und blühender zu erscheinen. In ihrem Haar tragen den Aussatz die Männer, die sich mit dem Brenneisen Locken kräuseln. Den Aussatz haben die Weiber, die nach dem Worte des hl. Hieronymus Stirn und Haupt mit fremdem Haare schmücken, die ihr ergrautes Haar zitronenfarben oder krokusgelb färben oder goldene Bänder hineinflechten. Den Aussatz haben in ihren Kleidern Männer wie Frauen, die ihre Kleider, mögen sie von Leinwand oder Wolle sein, in Falten legen, die an der Kleidung überflüssige silberne oder goldene Schnallen tragen, die Wohlgefallen haben an Trommelklang und Zitherspiel, an Flöte, Geige und Gesang und anderer Musik, die auch den Märlein und Gedichten gerne zuhören, die von den Spielleuten vorgetragen werden.“ (Anlage 3).

Konrad von Waldhausen, der Prager Prediger, der 1369 gestorben ist, klagt: „Wenn doch unsere Frauen den Herrn salben wollten, anstatt sich selbst mit künstlichen Säften zu salben und wohlriechende Spezereien zu essen, um ihre Reize zu erhöhen und andere zu böser Lust zu entflammen!“ (Anlage 4.)

Schärfer ist ein Ausfall auf die Kleidermoden in einer Predigtsammlung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. „Stolz offenbart sich in vielen Dingen, am klarsten aber in den langen Schleppen der Kleider, die die Frauen hinter sich herziehen. Das sieht man besonders bei adligen, vornehmen Damen, aber auch bei Bürgerinnen,

die mit ihren kostbaren Kleiderschleppen den Erdboden verdecken und tapezieren. . . . Ob sie nicht Angst haben, dass sich auf diese Schleppen der Teufel setzt und dort ausruht? Ich las einst von einem heiligen Manne (Papst Gregor), dass er einen Teufel sah, der auflachte. Und als er ihn nach dem Grunde fragte, sprach der Böse: „Ich sah, wie mein Gefährte auf eines Weibes Schleppe ritt, und als das Weib die Schleppe raffte, fiel er in den Strassenkot. Darüber musste ich lachen.“ . . . Stolz offenbart sich auch im Überfluss. Da sind die Frauen nicht zufrieden, wenn sie zwei oder gar drei Kleider besitzen, und wollen immer noch mehr dazu . . . Stolz offenbart sich drittens, wenn Frauen seidene, gold- und silberbeschlagene Gürtel haben, die sie zum Schmuck um ihren Leib geschlungen tragen. . . . Ihr Stolz offenbart sich in ihren Prachtgewändern, die sie vor Gott gar sehr missfällig werden lassen.“ (Anlage 5.)

„Aber was soll ich sagen,“ ruft um 1460 ein Prediger aus, „von Schmuck und Kleiderpracht der Frauen? Ist das nicht alles da, um andere zu täuschen? Doch ist es keine Todsünde, wenn sie ein Festtagsgewand anlegen, solange es nicht in Missbrauch ausartet durch Überfluss des Schmuckes und allzu grosse Kostbarkeit, solange sie damit nicht ungeordneter und zügelloser Begehrlichkeit frönen und dem Nächsten Ärgernis geben. Wo ein solcher Umstand hinzutritt, da ist es Sünde. Wie aber steht es mit dem Truge, den die Frauen begehen, indem sie sich schminken? Dürfen sie auf ihr Gesicht Farben oder Bleiweiss legen? Das ist, so antworte ich, immer Todsünde, denn damit entstellen sie Gottes Werk. Doch meinen auch hier manche Theologen, dass sich ein Weib so schmücken dürfe, um seine Hässlichkeit zu verbergen, nicht aber, um noch schöner zu erscheinen, als sie ist.“ (Anlage 6.)

Wenige Jahre später, um 1471, wiederholt eine andere Handschrift die eben angeführten Gedanken über den Kleiderprunk. Diesmal ist dabei auch von den Männern die Rede. „Es gibt Leute,“ heisst es da, „die oben und unten das Tuch ihres Gewandes so schlitzen, dass sie wie ein Waldschrat zottig erscheinen gleich den Gauklern und Spielleuten. Andere wieder brauchen zu einem Gewande so viel Tuch, dass man daraus zwei Kleider schneiden könnte. Ihre Ärmel sind so weit, dass sie bis zur Erde herabhängen; allein schon aus diesen Ärmeln könnte man einen Rock

machen. Diese Unsitte findet man am meisten bei den Frauen unserer Tage, die alle die Mode mitmachen wollen und vor allem darauf sehen, dass die Kleider recht weit und recht lang sind. Manche haben die Schleppen so lang, dass sie damit die Strassen kehren, den Staub aufwirbeln und alle Flöhe auflesen.“ Daran schliesst der Prediger die Vision des Papstes Gregor von dem Teufel, der auf der Schleppe ritt. (Anlage 7.)

Die weiten Kleider sind wohl schon um 1400 Mode. Matthäus von Krakau spottet darüber bereits in seinem Predigtwerke. „Ach, wie hat der Luxus der Kleider und des Schmuckes überhand genommen!“ ruft er aus. „Schon sieht man Ärmel, die wie mächtige Säcke zur Erde hängen. Einst hörte man die Toren sagen, wenn sie ihre Kinder erschrecken wollten: „Sei still, sonst kommt der Mönch und steckt dich in die Kutte!“ Warum erschrecken sie ihre Kleinen nicht heute mit ihren Ärmeln? Darin hätte nicht blos ein Knabe, sondern bequem vier und noch mehr Platz; darein könnte man die Schweine wie in einen Schweinestall sperren. Aber weil Frauen wie Männer heute zum Schaden ihrer Seele solche Kleider tragen, macht es auf die Kinder gar keinen Eindruck mehr.“ (Anlage 8.)

Auch von Schnabelschuhen ist die Rede: „Warum beugen die Menschen ihr Knie nicht in der Kirche?“ fragt ein Prediger, und er antwortet: „Weil sie daran gehindert werden durch die überlangen Spitzen ihrer Schuhe. Ihre Gamaschenschnürung ist zu straff, die Arme stecken in engen Ärmeln, der Leib ist eingepresst in breite silberbeschlagene Gürtel, die Füße stecken in engen Schuhen, Waden und Knie sind von Schuhriemen gehindert.“ (Anlage 9.)

Der Stolz verlässt die Frauen, so klagt Waldhausen, nicht einmal, wenn sie zum Ablass in die Kirche kommen. Dann fahren sie im Wagen, und wenigstens zehn Jünglinge und Liebhaber laufen daneben her. (Anlage 10.)

Für die Witwen gilt auch in Schlesien der Satz, dass sie halbe Nonnen sind. So heisst es im Jahre 1415: „Die Witwe soll fleissig zur Kirche kommen; denn sie ist gleichsam zur Hälfte Nonne. Das deutet das Gebende ihres Hauptes an, das zeigt die dunkle Farbe ihres Kleides und manches andere mehr; sie soll allen weltlichen Vergnügungen entsagen.“ Dieser Schilderung ent-

sprechen auch die Darstellungen auf Grabdenkmälern und Stifterbilder der Zeit. (Anlage 11.)

Der Ritter scheint noch immer im Kampfe ein Pfand vom Kleide seiner Herrin mitzuführen, vom Schleier, Ärmel oder dem übrigen Schmucke. In einer Abhandlung über die Beichte aus Dominikanerkreisen ist darauf angespielt. „So überheblich waren manche Polen, als sie in Preussen gegen die Brüder der seligen Jungfrau (vom Deutschen Orden) kämpften. Daher sind sie auch schmachvoll unterlegen. So erliegen noch heute im Kampfe die Überheblichen, die auf sich selber vertrauen und vor allen anderen angesehen sein wollen oder das Lob der Frauen und ihre Liebeshuld erdienen wollen. Sie sprechen, leider Gottes, zu sich selber: „Die Stunde kommt, da du des Liebchens, deines Schätzchens Huld und auf der Walstatt auch den Sieg erringst.“ Und deshalb tragen solche Kämpfer gewisse Pfänder, die ihnen die Buhle gab, mit in den Kampf und halten sie mit hochgestrecktem Arme empor und rufen böhmisch oder in ihrer Sprache den Namen ihrer Dame, dass er weithin erschallt, als wenn von solchem frevlen Tun der Sieg abhängen würde. Solche Kämpfer werden überwältigt, gefangen und erschlagen.“ (Anlage 12.)

Wer derartige neue Moden unter die Kundschaft brachte, war natürlich der Geistlichkeit nicht erwünscht. Im 14. Jahrhundert werden solche Schneidermeister mit dem Kirchenbann bedroht, wenn sie unbelehrbar bei ihrem Treiben beharren. Eine Predigt ordnet sie in der Reihe der mit Bann zu belegenden unmittelbar hinter denen ein, die ungerechte Kriege führen. „Wer gemalte, goldgewirkte Schleier, neumodische Gewänder, nach neuer Art gefranzte und genähte Kleidung fertigt oder verkauft, die nicht der Notdurft dienen, sondern der Hoffart und eitlen Tun,“ der verfällt dem Banne. „Wenn solche Kleider in der Absicht gefertigt oder verkauft wurden, dass mit ihnen Missbrauch getrieben werde, dann haben Hersteller und Verkäufer schwer gesündigt und müssen auch alle Sünden verantworten, die damit geschehen.“ (Anlage 13.)

An der alten Kleidung hält nur noch der geizige Bauer fest. Um 1460 predigt Lorenz von Neumarkt den Bauern: „Andere wieder verkaufen die alten Kleider, die von Rechts wegen den Armen gehören, oder sie geben sie um Geld ihren Barbieren und

Waschfrauen weiter, oder sie arbeiten sie um. Da wird aus der Kutte ein Umhang, aus dem Umhange ein Halstuch, aus dem Halstuche werden Schuhe und aus den Schuhen zum Schluss noch Socken. So nehmen sie den Armen ihr Gut oder sie geben es den fahrenden Gesellen oder lassen lieber die Mäuse darin nisten und ihren Kram am Kleiderständer vermodern.“ (Anlage 14.)

Ergebnis. In vermutlich geringen Jahresabständen wechseln, wie auch heute, die engen Kleider, die die Körperformen hervortreten lassen und zu Schlitzung mit Fransenbesatz, sogar mit Glöckchenschmuck führen, mit faltigen und weitwallenden Gewändern ab. Der Schmuck bleibt im wesentlichen der gleiche; sein Gebrauch verbreitet sich aus den höheren Ständen in die Kreise des wohlhabenden Bürgertums: kostbare Leder- und Stoffgürtel mit Gold- und Silbermustern oder Metallbeschlagn, Handtäschchen, die an der Seite hängen, Schnallen und Schleifen, spitze Form der Schuhe. Der Kopfputz entfernt sich immer mehr vom alten „Gebende“, das die Witwen noch tragen. Ins Haar geflochtene Seidenbänder, Metallstreifen, künstliche Kränzlein, farbenfrohe Schleier, aus Filz genähte turmartige Aufbauten werden weniger unter der Wirkung einer wechselnden Mode als nach persönlichem Geschmack gewählt und wieder aufgegeben. Die Modefarbe der Haare wechselt wie einst bei den Römern und seit Jahrhunderten bei den Franzosen zwischen goldgelb und brandrot. Perrücke, Puder, Beizmittel und Schminke, besonders Bleiweiss, helfen nach; schwarze Augenbrauen, rosige Hautfarbe oder mattgelbliche Tönung des Gesichts gehören zum Modebilde der begüterten Frau, auch der Bürgerin. Der Siegeszug der Schleppe in die bürgerlichen Kreise ist bemerkenswert. Indes beharrt der Bauer bei der alten volksechten Tracht aus derbem Tuch. Die Kutte, der Umhang, das Halstuch, Tuschuhe und Socken in schmutzbeständiger Färbung halten sich auf dem Dorfe immer noch. Von seiten der Kirche wird dem Eindringen der Moden in Bürgerkreise zunächst vergeblicher Widerstand entgegengesetzt; nur die klösterliche Tracht wahrt noch Züge früherer Kleidungsart, aber ausser in der Witwentracht findet sie kaum Nachahmung. Schliesslich macht auch die Geistlichkeit Zugeständnisse für die höheren wohlhabenden Stände und für gewisse Gelegenheiten.

Anlagen.

Die benutzten Handschriften gehören sämtlich der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau.

1.

Hs. I Q 63 v. J. 1394, früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig. Bl. 59 v Beichtbüchlein; Anf.: In his casibus non debet aliquis parrochialis confiteri suo plebano.

[Bl. 89 v] De superbia . . . Primo, ornasti faciem? Habilitasti crines? Fecisti cirrum et crispatos capillos et colorasti eos? Extulisti caput? Habebas oculorum excellenciam? Ornasti caput inhonestis pileis peplis, slogeriis coloratis, crispatis sertis, floribus, mitris, coronis, crinalibus? Item, ornasti tricas sonis dependentibus? Colorasti faciem et genas et collum et manus alieno commodato colore? Gloriabaris et quesivisti laudem propter multitudinem vestium et per cingulos et bursas et annulos, per nodulos, propter clausulas in manicis deauratis, et in vestibus ungtis et strictis? Item habuisti dulcia verba in colloquio et blanda, vel eciam pomposa et comminatoria, vel cum procabaris forte adulatoria multa et falsa promittendo? Volebas tu aliquando placere falsa voce et in cantu fracta voce? Item, in choreis, in plateis, in ecclesiis et in presencia hominum desiderasti concupisci et concupiscere et volebas in ornatu corporis et vestium et propter accommodatum gressum et propter mores consequi laudem vanam et volebas honorari et tibi assurgi et magister vel domina vocari et alios preire? Decertasti et dilexisti in accubitu primum locum? Item, de nobilitate, de iuventute, de diviciis, de corporis habilitate, de moribus, de sciencia et fortitudine gloriabaris? . . . Item, ornasti totum corpus, videlicet crines, oculos, caput, brachia, pedes vario ornatu, ut oculos intuencium ad aspectum tuum et ad laudem provocares? . . . [Bl. 109 v] De gula . . . Excessisti modum aliquando in comedendo vel bibendo? Replevisti te tamquam saccum et aliquando usque ad vomitum vel nauseam? . . . [Bl. 110] Item, fecisti ludum ineptum, ut plausus manuum, risum immoderatum et sic fuit oblivio dei et mortis iudicii?

2.

Hs. I Q 152, Mitte d. 15. Jh., früher den Dominikanern zu Breslau gehörig; darin Beichtfragen.

[Bl. 223 v] Item de ornatu in tortura crinium, in monilibus diversis, in auro et argente et vestibus preciosis. Licet autem quidam doctores huiusmodi ornatum rigide arguentes non dimittant velud omnino licitum, attamen mos regionis aut loci aut dignitas persone excusant talem ornatum; ita licite fieri potest. . . . In ornamentis vero, in quibus fit preiudicium nature et ipsam pervertunt, sicut in pictura faciei flavo colore aut nigro pulvere aut rubore aut quolibet alio medicamine lineamenta corrumpente, in talibus est peccatum, quia talia facientes manus deo inferunt contententes illud reformare, quod ipse formavit, ut dicit Ciprianus; non tamen semper talis refutacio est cum mortali peccato, sed cum sit propter lasciviam vel in dei contemptum.

3.

Hs. I Q 266, 14. Jh., früher den Zisterziensern in Rauden gehörig. Darin Bl. 75 eine Predigtsammlung des Wilhelmus; Anf.: Dicite, filie Syon.

[Bl. 79 v] Lepram habent in domo, qui in cameris suis et in thalamis depingere faciunt ymagines lascivas et corizantes ac sese mutuo amplexantes, qui eciam cortinas huiusce modi ymaginum supendunt ad parietes. Lepram in cute habent mulieres, que quibusdam succis et liniamentis cutem liniunt et perungunt, ut rubicundiores appareant et nitidiores. . . . Lepram habent in crinibus viri, qui crines suos calamistro retorquent. Lepram habent mulieres, que ut ait Jeronimus capillis alienis verticem et occiput ornant et que crines suos forsan canos citrino seu croceo colore colorant, que et crinibus suis aureas sonas intorquent. . . . Lepram in vestibis habent sive viri sive mulieres, qui rugas faciunt in vestibis suis sive lineis sive laneis, et qui superfluitates nodorum aureorum vel argenteorum vestibis suis circumponunt. . . . Ymmo potius delectantur in tympanis et in cytharis et in fistulis et in figellis et aliis cantibus et symphoniis, nec non et in fabulosis ricmis hystriorum.

4.

Hs. I F 485 v. Anf. d. 15. Jh., Conradi de Waldhausen Postilla; früher dem Conventus s. Mariae in Rosis zu Neisse gehörig. Der Verfasser starb 1369.

[Bl. 132 v] Utinam et nostre mulieres hoc facerent, que ad provocandum alios se suco perungunt, species odoriferas comedunt, ut ad luxuriandum potentiores fiant!

5.

Hs. I F 514, Mitte d. 15. Jh. Sermones de tempore CIII, früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig.

[Bl. 25 v] Et hec superbia ex multis. Primo in vestibis caudatis. Nam longas trahunt caudas post se, et precipue nobiles et generose, et quedam eciam civisse, que preciosis vestibis terram induunt et ornant. . . . Sed timendum est, ne dyabolus in caudis earum sedeat et quiescat. Nam legi de quodam sancto, quod ipse vidit quendam dyabolum ridentem, et quesivit ab eo, cur rideret. Et dixit ei: Vidi socium meum equitantes super caudam mulieris, et dum traheret caudam, cecidit socius meus in lutum; et inde risi. Secundo patet in vestium superfluitate. Non contentantur in duabus vel tribus, sed interdum eciam multiplicat. . . . Tercio patet ipsarum superbia in corrigiis sericeis, deauratis vel deargentatis, quibus ornant ventrem. . . . Quarto patet hec superbia in peplis preciosis, que multum displicent deo.

6.

Hs. I F 577 v. J. 1460; Quadragesimale; Anf.: Finis nature humane; früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig.

[Bl. 3 r] Sed quid dicendum est de vestimentis mulierum et ornatu? Estne semper in eis simulacio? Respondeo: Dum utitur vestimento solempni, dummodo non sit abusus quoad superfluitatem et non multum nimiam preciositatem, nec sit inordinatus affectus nec liber in voluntate, seu scandalum proximi, non est peccatum mortale talibus utendo. Ubi vero aliquid fit predictorum, peccatum est. Sed quid de similacione mulierum quoad faciem ponendo colorem vel cerusam [Hs.: cervisiam] et huiusmodi? Respondeo, quod semper est mortale peccatum, quia est ibi immutacio contra deum, licet aliqui dicant, quod mulieri est licitum ornare se, intellige: ornare, ut turpitudinem suam celet, non tamen, ut ampliorem pulcritudinem monstret.

7.

Hs. I F 516 v. J. 1471; Sermones per circulum anni; früher dem Kollegiatstift in Glogau gehörig.

[Bl. 161 r] Et sunt quidam, qui pannum ita circumcidunt undique superius et inferius, acsi essent pilosi similes histrionibus et ioculatoribus. Et quidam, qui pannum, quo due vestes fierent, ad unum sumunt; nam manicas habent ad terram provenientes, ex quibus solis tunica fieri posset competenter. Hoc eciam maxime in mulieribus nostri temporis apparet, que se multum in vestitu conformant et magnum studium apponunt, ut nimium amplas et longas vestes habeant. Nam quedam tam longas caudas post se trahunt, ut plateas purgant, pulveres elevant et pulices aggregant.

8.

Hs. I F 497 v. J. 1424; Matthiae de Cracovia Postilla; früher den Dominikanern zu Schweidnitz gehörig.

[Bl. 17 v] Heu, iam inoluit superbia in vestitu et apparatu! Jam portant manicas sicut magnos saccos pendentes usque ad terram. Quondam subsanatorie terrebant pueros dicentes: Recipiet te monachus ad cuculam, si non tacebis! Sed quare nunc non terrent parvulos suos manicis suis, ubi non unus puer, ymmo quatuor vel pluries imponentur et quod porci includerentur sicut in stabulo? Quia ita bene mulieres sicut viri deferunt in periculum animarum suarum, ergo pueri non advertunt.

9.

Hs. I Q 335, Mitte d. 15. Jh.; Sermones; früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig.

[Bl. 68 r] Impediti rostris calceorum longissimis . . . Item, quidam non possunt se inclinare de impedimentis, ligaturis caligarum rigidissimis, manus ligantur manicis strictis, corpus cingulis latis deargentatis, pedes calceis strictis, crura et genua ligaturis caligarum.

10.

Hs. I F 485; vgl. zu Nr. 4.

[Bl. 22 r] Quod deberent servare mulieres nostre, sed male servant. Nam quando volunt ire pro indulgenciis vel ad ecclesias, oportet quod decem domicellos habent iuxta currum et hovisatores suos.

11.

Hs. I F 480 v. J. 1415; Sermones Conradi Waldhausen; früher den Augustiner-Chorherren in Sagan gehörig.

[Bl. 88 r] Vidua debet frequentare ecclesiam. Est enim quasi media monacha, quod demonstrat ligatura capitis et vestium color obscurus et talia multa, propter que oportet eam ex magna parte renuncciare mundanis deliciis.

12.

Hs. I Oct. 53, 15. Jh.; Miscellen über die Beichte; früher den Dominikanern zu Breslau gehörig.

[Bl. 75 r] Huiusmodi aliqui Polonorum fecerunt, dummodo contra fratres beate Marie in Prussia pugnauerunt et ideo turpissime corruerunt. Sic hodie faciunt omnes superbi confidentes potius in seipsos et videri ultra alios volunt,

aut gloriam mulierum querentes sive amorem sepe preliando succumbunt. Et heu! similes hodie dicunt: Postquam tuum ad delictum seu amaziam prosperaberis et in campo victor eris. Ideo nostri propugnatores certa clenodia meretricum secum ferentes bohemicæ et vulgariter voce alta manu erecta etiam nominibus mulierum expressis clamitant et vocibus implent aërem, acsi tota victoria staret in tali prophanacone. Ideo prosternuntur in bellis, captivantur et occiduntur.

13.

Hs. I Q 328, 14. Jh., Sermones de sanctis, Anf.: Ego elegi vos; früher dem Dom zu Neisse gehörig.

[Bl. 47 r] Non sunt tales a iure excommunicati, sed excommunicandi nisi cessent amoniti. Factorem vel venditorem esse solarium [Schleier? gewiss nicht: Söller!] pictorum, aurifrigiatorum, peplorum inventorum, novarum invencionum in vestium incissuris, in suturis, que non deserviunt ad necessitatem, sed ad vanam gloriam et ad abusum. Si tali intencione fiant, ut vendantur, et venduntur, ut in eis fiat abusus, mortale peccatum est, et omnia peccata, que occasione talium fiunt, eis imputantur.

14.

Hs. I F 657 v. J. 1460; geschr. von Laurentius de Neumarkt; Sermones; früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig; Bl. 132 v Sermo ad agricolas, Anf.: Labores manuum.

[Bl. 133 v] Alii vestimenta, que iure sunt pauperum, vel vendunt vel rasoribus suis vel lotricibus et huiusmodi pro precio tradunt vel ita defigurant, quod de cappa postmodum veteri pallium, de pallio scapulare, de scapulari caligas, de caligis calceos fieri permittunt. Et totum pauperibus auferunt vel histrionibus tradunt vel mures inde nidum suum faciunt, quia in perticis putrefiunt.

Volkskunde in schlesischen Archivalien.

Von Georg Schoppe.

Die hier abgedruckten Zeugnisse der Volkskunde stammen aus den sogenannten Malefizbüchern, die das Breslauer Stadtarchiv aufbewahrt. Sie bieten nicht wesentlich Neues, sind aber doch geeignet, manchen sonst nur spärlich überlieferten Brauch zu erläutern. Von einer Aufzeichnung und Heranziehung weiterer Literatur wurde abgesehen; sie ist dem Kenner bekannt und leicht zur Hand. —

1. Auff dis wer im des weinborners dinerin borten wirckern denn 9 Marcij begegnet, auff dem kleinen margte, in nochlich angelannget, mitt bittenn vmb gottes willenn, es het got einer person beim weinborner ein heide beschert, es solde doch demselben zur Christenheit verholffen sein. Hs. J. 123, 1

Bl. 84^b (aus dem Jahre 1563). Der Scharfrichter wird hier gebeten, Gevatter zu stehen.

2. Do hott dj Elisabeth von Irer Spülle einen faden genomen vnd der kechin Ir haupt gemessen, vnd hernacher ist ein beckenknecht, den Sj nicht nennen kan vnd auch alreit wegk gewandert kommen, vnd demselbigen auch das haupt mit einem faden gemessen. Ist gefraget, wodurch willen solchs gethann.

Dorauf zegett Sy ahnn, Es hett ein Edellfrau dj Adam Reimnizen . . . gesaget, man sol einen fadenn Nemen, denselbigen so weitt enem das hauptt ist In dy lenge lassen, nachmoln sol man denselbigen nemen vnd Sich vonn haupt an bisz vntter dy Nassen messen; ging der fadenn gleich zu, so wer Einer oder ein Magdt from, ginge aber wesz drüber, soll dj selbige person dy man dormit mist, nichtt from sein. Hs. J. 123, 9, 125.

Ihn denn vorgangen fastnacht mitwoch alldo hetten Ihn die weiber Ihm dorffe angesprochen vnd gebeten, Er wollte die drummel nehmen vnd mitt Ihn Ihm dorffe Ruhm gehen nach brottwurst, welches er dan auch gethann, vnd also 1 brottwurst Ihm dorffe bekommen.

Nochmalen weren Sie Samptlich Ihn creczschem gangen, habenn also die würschte lassen zuerichten vnd sie mitteinander gessenn. Hs. J. 123, 4, 128^b (157^o).

3. Liebeszauber. Katherina hat bekant, das Dorothea gesprochen habe zu dem knechte Wolffgank, würde her sie nicht wegfüren vnd nemen zu der Ee, sie welde jm machen, her sulde nymer gesunt werden. Item das Dorothea gesprochen habe, sie habe seiner hore in jrem kosten. Dorothea hat bekant, das sie habe willen gehabt, sie welde dem knechte Wolffgank machen, das her an sie nicht könde bleiben. Item das sie desselben knechte höre eynen strengen hat in jrer laden, vnd auch würde her sie nicht nemen zu der E, sie welde jm machen, her sulde nymmer gesunt werden. Item hat becant, das ein frawe gnant Mikynne, die ist ein Jare zu Katherinen jrer Wirtynnen ynne gewest, die hat se wellen leren czöwbern. Hs. J. 115, 16^b.

J. 115, 237^a: „Item (hat sie bekannt) dass die gele kethe gesprochen hab czu ir, du hast gemacht, das mir die herrn sulden gram seyn, sie hett es aber nicht geton.“

Item ir swester hab sie gelart, wy sie eynem die libe machen

suld. also sie sulde nemen eynen deckel von eyner kanne, vnd das lyd hett eyn loch habin sullin, mit deme was sie gegangen uff eyn Crewtze, da sich die gassin schaiden ader dy wege, da hatte sie geruffen eynen schreyber Jurge gnant, das er sy suld lyb habin vnd ir nicht vorgessin, jm nahmen des vaters vnd des sones vnd des hailigen geistes amen. das had sie mir mals gethan vnd mit dem schreyber czugehalten. J. 115, 237^b.

Item sie konde machen, wenn man vnd weib ader ander lewthe fyntschafft czu sampne hettin, das sie musten frunde werden durch dieselbe wortzel vnd die hülffe gottis. Hs. J. 115, 237^b. (Gemeint ist die Wurzel des Knabenkrautes.)

J. 115, 238^a. Die (genannten Frauen) grabin wurtzeln vnd krewtticht vnd geben es den frawen das sie liebe mitte machen, vnd die plume hab ir derselbin wurtzel gegeben vnd krewtticht, sie suld domith jrem manne das haupt waschen, so wird er von ir nicht lowffen.

Die gemeldte Bebe had bekanth, das sie den Jersigk hab lib gehabt, der das weysse bir breweth, da sey sie gegangen czu Sand Math. jnn das Spittel czu einer alden frawen, die had ir gemacht, das sie denselben brewer nyme lib hat gehabt.

Item das die Erhartynne die huffsmidyn jrem manne gemacht hab, das er sie hab müssen nehmen. Sie hab genommen eyn hertz von eyner turckeltawben, vnd die jnn eynem brote gebacken, ader gebrottin vnd em gebein czu essen.

Ist gefragett was sie dan dem barttel Seiffert eingegeben, das er sie hatt lieb müssen gewinnen vnd nicht lossenn mogenn. Zeget sie ahnn vnd schwert hoch das sie Ihr tage dem knechte nictes eingeben hott, das Ihme schedlich sein möchte. Dann sie wer Ihm Sonsten So gunstig gewesen, das sie wol oftersz ein bitten brodt mitt Ihm getellt hott. Das sie aber Ihm hott sollen todenbehn eingeben, wiel sie auch nicht gestehen.

Den es hette sich alles zuegetragen, das Ihm fraisz ir kyndtt kranck gewesen Ist. also hatten sie die leutte gelernett, Sie sollte ein wenigk ahn einnem Sonttage oder Im Freittage morgens von einnem todenbehn schaben, vnd das trincken vnd gebrauchen. So wurde disz gesundt werden. Hs. J. 123, 7, 326. (1576.)

Wan ehr nohr ein stücklein von der magtt Sohmen gepölfert trincke, So wurde Ihm nicht mehr so bange sein. Hs. J. 120, 9,

14^b. — vnd wollte Ihnn auch noch gerne zur Ehe nehmen, wan er nohr den tranck vonn Ihrem klede nicht getruncken hett, dan sie besorgett sich, er möchte Ihr dordurch gram sein vnd werden. Hs. J. 123, 9, 16^b.

4. Heilung von Krankheiten. Appolonia Fischerynne had bekanth, das ein crawt wechst jm meyen, das had eyne schone blume, di hette dy mutter gottis selber bedackt mit jrem mantell, di habe gar grosse craft vnd vil togunt in ir.

Item das sie krank gewest wer XIX gancze Jar vnd krompp wurdin vnd mussin vff kruckin gehin, wer ir eyn stymme kommen, sie sulde sich globin czu Sant Anna kegin Mylitsch mit gebettelichem almus. das hette sie gethan, da was Sant Anna sichtlichen czu ir kommen, vnd czu ir gesprochin, gehe bey dem Eynsiddel bey dem Hundesfelde wonende, da wirstu fynden eyne wortzel, die grabe aus jm namen des vaters, des sones vnd des heiligen gaistes. da was sie balde gesunth wurden vnd ane krocken wegg gegangen, vnd vnder der wurtzel hatte sie funden drey closser, die worn blutfar gewest, vnd das crewticht an der wurtzel hatte sie jnn jren gartten gesatzet, das wer schone wurden, schone gewachsen, vnd eyne blume gehabt, danoch was ein wasser kommen und die vorterbit.

Item sie konde der menschen ouch des fyhes krankheit vnd gebrechen erkennen vnd dis wandeln, das hette sie gar von sand Anna.

Item sie hette der Sibalth goltsmidynne einen methen, der vortorben vnd ful maden wurdin were, widderumb gute gemacht mit der gedachten wurtzel, vnd hette vnder der wurtzel funden die selben maden vnd der goltsmidyne gebracht.

Item das dy packerzyckynn mit jrer swester mit disen dingen ouch vmbgehin, sie grabin ouch wurtzeln, aber konnen dis nicht Rechtfertigk als sy, nemen doch gelt von den lewtten vnd hulffen nicht, sie westen der Rechten czeit nicht, dan man muste dy grabin jm meyen vnd jnn der Crewtzwowe, ouch zwischin der czweyer vnsser Junckfrawen tage, jnn ander czeit tochte di nicht. Hs. J. 115, 237^{a. b}.

Hs. J. 123, 6, 158 (vom 9. Juni 1574). Ist gefrogett, was er dan fur den worm gebraucht, wan er den leutten hier oder anderswo geholffen. auch wo er den stehnn hatt mitt dem

kruczefix samt den evangeliën, welche dorinnen sein sollen. Dorauff zegett er ahnn, das er solchen stehnn bein seinem weibe fun Sanct moricz hott. Dieselbe wurde den stehnn einem erbaren Radt wol zustellen. Sagett wan er einner perschonon fur die gicht hat helfen sollenn, do hatt er den stenn dorzue gebraucht. Den dieser stenn Soll die krafft bein sich haben, wen er des patienten Rechten namen nentt über den stenn, So thut er sich auff, vnd do sicht man alle evangely dorinnen. wan sich aber der stenn weis ferbtt, So wer dem patienten nicht zue helfen, wan er aber sich Rott ferbette, So wer dem patienten wol zue helfen. einer bittnerin auff der bitner gasse hatt er den wormen geheillet. flegeln einem heringer, welcher nicht lengst verstorben, hatt er die heisse gicht geheilet mitt dem stenn vnd kreutticht; nymet der grossen nesseln, So wol hitter nesseln vnd pilssen kreutt, toste, wegebredt, eissen krautt, huncztolle; dieses kreutticht braucht er fur den worm vnd die gicht. Sagett er habe einem knaben den worm geheillet In einnem dörffen zue nechst am schmolcz, gehört vnder die nonnen zue S. klaren; einem Münche zue S. ficencz, welcher kuchemeister ist, hatt er auch geholffen mitt bemelltem kreutticht. Derselbe solle sich Im leibe erkellet haben. Schweret hoch, das er seiner tage kein zeuberey gebraucht hatt, Sondern den leutten mit dem kreutticht durch die anzegunge des stennes geholffen. Ist auch gefragett, wo er den solchen steen genummen. Zeget er ahnn, er habe vngefer fur 14 Jaren zue bleischwicz gedienet. Do hette er alldo die gicht bekommen; alldo hatte Ihm ein alldes weib, Anna genandt, durch die krafft des stennes und kreutticht geholffen. Nochmollen kurz vor Ihrem tode hatte sie Ihm den sten geschencket. do hot er Ihnn behaltten bis auf heutthe.

Ferner noch harter vormannungk Zegett sie ahnn, das Ihr die Anna Reusnerin vngefer fur einnem Jahre ein hemdlin geben hott, das sie das hatt zun einer wahrsegerin kin bochwicz getragen hinder der schiebanckwicz gelegen, Soll ein grosz dicke weib sein, vnd gar polnisch. aber sie weisz die wahrsegerin nicht zu nennen, vnd wie sie Ihr das hemdlin gebracht hette, So hatte sie es auff den Tisch gebrettet vnd doruber weiter gesprochen. nochmollen hatte sie Ihr gesogett, die Reusnerin hette sich sehre erkellet vnd dorumb wehre sie krankk, hatte Ihr das

hemdlin weder geben, kan aber nicht wiessen, was Ihr sonsten die wahrsegerin vor anttwort geben. dan es hotte sie alles vorgessen. Hs. J. 123, 8, 55^a (1577).

5. Wahrsagen (Siebdrehen, Wachsgiessen usw. Ferner gestehett er zue, das er mit denn Ziegenan ein halb Jahr Ihm lande Rhuemgezogen, Ihrem Oberstenn fur ein Jungen gedienett. Die hetten Ihnn lernenn wahr sagen Inn henden was der mensch vor gelücke haben soll, dergleichenn Ihnn auch gelernett auf einer blossen wehre gehen, dan sie hettenn Ihnn drey gebette gelernett; die muste er alle morgen für der sonnen auffgangk nichtern betten. So kunde Ihnn kein woffen schneiden, So wol Ihnn kein mensch beschedigen ahnn seinem leibe. Hs. J. 123, 7, 359.

Er wuste einne wahrsagerin auff dem elbigk, er wollte mitt Ihm ader der magtt dohin gehen, Sie wurde Ihm woll sagenn, wer solches (Geld) genummen hatt. Hs. J. 123, 5, 11 (1572).

Sagett ferner, das sie verschiener zeitt einen gulden Rinnk verlohren hatt. dis hette sie der schwarczen Margrett vortrauet; dieselbe hatte sie zun Kawalle zun einer zeberin gefuerett: Soll Anna heissen, wonnett In Einnem heuslin mitt Ihrem Manne alleine, aber sie weis den selben nicht zu nennen. die hatte Ihr Sagen sollen, wo der Ringck sey. wie sie Ihr aber das geltt geben hatt vngefer 10 gr. do hatte Ihr die zôberin zur antwortt geben, ein medlin hette Ihr den Rinck genumen. Sie wurde Ihn woll weder bekommen, aber sie hette den Rinck Ihr tage nicht weder bekommen. Hs. J. 123, 6, 40.

Ferner gefragt, was ihr vmb die zauberey bewust sey. Darauff zeigt sie ahn, ihre frau . . habe sie zu einem alten weibe geschickt, dy sie fragen solle, wo dy vorlornen sachen hinkommen weren. Dorauff sie mit dem jungen dohin gegangen, es hett aber das weib, welche eine dicke person und nicht gar zu alt sey, nichts sagen wollen, sondern hette sie ausgelacht. Hs. J. 123, 10, 144^a.

Das Sieblein hatte sie ja lauffen lassen Inn gutter meinnungh, aber kein böse wort wurde dorczu gebraucht. Sondernn Rpeffet Sanctt peter vnd paullen ahnn, der ist Ihr sagen, wer dies vnd jennes genummen hatt. Hs. J. 123, 6, 151.

. . . vnd haben Ihr vormeldett, das sie ein Ringk verlohren hetten. Ob sie nicht wissen kundt, wer denselben genumen. Also

hatt sie der kellerin In beysein der margortt angesagett, Sie wolte das sieb lassen lauffen, vnd wie sie dies gethan, hatt Sie erstlichen S. petter vnd S. paullus vnd S. kielian angerufft. do war das sieb gelauffen, vnd auff ein medlin troffen, dieselbe sollte den Rinck haben. Hs. J. 123, 6, 59.

Was des wachsgiessen belangende, alldo beruegett sie entlichen auff Ihrer aussage, . . das deme allso sey, den sie kunde dormitte nicht zaubern, Sondern hette die leutte dormitte betrogen, dormitte sie geltt vnd ander sachen von Ihnen bekommen hatt. Hs. J. 126, 9, 102.

(wird aus der Stadt verwiesen) darumb das sie mit wachsgissin vnd anderer zauberey vmbgangen. Hs. J. 126, 1 (30. VII. 1533).

Ferner Ist sie Inn der peinlichen Frage zum heftigsten vormanett vnd gefragett worden, wehme sie dan ferner Ihr tage gezôbert, vnd was sie vor wetter gemacht, auch weme sie dan geschoss (Rheumatismus) gemacht hatt, vnd viehe gesterbett ader verterbett. Hs. J. 123, 6, 102.

Do hatt der Junge weder Ihr gesagett . . . wan man erde vnder dem fusstopffen (des Täters) nehme vnd hinge sie In einem tüchlein In die feuwermauer, So wurde derselbige verdorren, der den pflugk zur hauwen hett. Hs. J. 123, 5, 120 (1572).

do hette er von viellen leutten gehorett, wann einner einnen falschen eidt zueliesse, So kendtte er nicht das Jahr vber leben. Hs. J. 124, 1, 142.

Sogett das er ein pfeifflein vonn hollunder gemacht, eczliche Jar bein sich getragen hott. do man auch die pawernn mitte berucken kan. aber er hette keinnen dormitte betrogen, viel weniger dormitte goltt gewonnen. Hs. J. 123, 6, 356.

. . . das ein fraw Anna genant zu Troppaw zu gabriel in der herberge wonende hat jm crewticht gegeben, davon alle slos sein vffgangen. Hs. J. 115, 20^a.

. . . ausgegeben, sie habe ein gesicht Spiegel, sie konnte Wahrsagenn. Hs. J. 120, 2 (5. IV. 1594).

vngefer für 8 Jarenn hatte ein appotecker geselle ein spiegel bein Ihr gelassen, den hette er den schaczspiegel genannt. aber sie hette sich auff den Spiegel nicht vorstehen können vnd vngefer fur anderthalb Jaren hatt die kellerin goltschlaerin zun Ihr

geschicket, vnd hatt sie bitten lassen, das sie zun Ihr komen solt. solches hette sie gethan. wie sie alldo hinkomen sey, do hatt Ihr dis die kellerin angesagett, wie das ein schacz Im keller wer, ab sie nicht wissen kôndt, wo er lege. In des hatt sie Ihr vonn dem Spiegell gesagett, aber vor Ihre perschonn hatt sie bein dem schacz nictes wissen zue thun. Sey auch seider der Zeitt dohin nicht mehr komen. Den Spiegell hett sie auch nicht mehr. Sondern ein kürschner geselle hette Ihr denselben genumen. Hs. J. 123, 6, 52 f. (1573).

also hotte er eczliche wundtsegen schriefftlichen bein sich gehahnt, vnd wie Inn die diener besucht hatten, So hatten sie Ihm die brieffe genumen. J. 123, 6, 269. — Sagett er habe diese wundtsegen von einem Kriges mann Inn seiner heimet vngefer für einnem Jare bekumen; derselbe hotts Im geben vnd dorneben angezegett, wen er diese wuntsegen bein sich truege, So kônde Inn keinner mitt den woffen beschedigen. Hs. J. 123, 6, 269.

6. Tod; Leichenschändung aus Aberglauben usw. . . . wan sie (die Wahrsagerin) Ihr was geben kôndtt, das Ihr mahnt nichtt das Jahr vberlebett; auff dieses hatte Ihr die warsagerin zue antwort geben, sie solte erde vonn einnem newen grabe nehmen vnd dieselbe dem manne vber den kopff strewen, So wurde er nicht das Jar vberleben. Hs. J. 123, 6, 51 (1573).

Hanns Torke hat becant, das her seinen eigen elichen betegenossen hat die treppe abegestossen vnd hat vorbas mit der plotzen dirslan, vnd hat sie zu dem hawse awsgesleppt vor die tore vnd hat die kanne bey sie gesatzt vnd ein licht vnd spricht das her das geton hat in Trunckener Weise. Hs. J. 115, 32^a, 236^b: dy (Frau) had gelegin am tode, das man ir tag vnd nacht obirgesessin hette vnd licht gebrandt.

er (der Totengräber) hette den haulitz Ihnn sarch gelegett, vnd Ihm den Kittel angezogen, also hette er das hemde behallden, das er angehabtt hatte, dan es Ihm gebuerett, wen es nicht vmb j gr. vonn Ihm gelöst wirdtt. J. 123, 8, 93^b.

Ist gefragt aus was vrsachen sie gestriges tages auff Ihrer frawen Inn gott Ruendt grab eier vnd ein Nelkenstreuchlen geschorren vnd was sie dormitte gemenett oder wer sie das gelernet hott. — Zegett sie ahnt, das sie gestern des morgens frue, Inn die kirchen gangen ist, alldo sey sie fur Ihrer frawen grabe vmb-

gangen, vnd das grab angesehen, auch ahn Ihre frawe gedacht, wie sie ein gutte fraw gehabt hett; aber sie schweret hoch, daz sie kein ehr noch nelckenstreuchlen auff dies grab gelegett noch vorschorren hatt. . . . Dan sie vor Ihr tage mitt keiner zauberey vmbgangen. Hs. J. 123, 7, 210.

Do mahnt Ihn bald zu der leiche gefuhrett vnd Ihm auferleget das er die selbe leiche herzen sollte, welches er dann auch gethan. — Auff den andern tagk alls auff den Freitagk hette mahnt Ihn wiederomb zue der leiche gefuhrett. Do habe er vber die leiche 2 mahl springen müssen, vnd darnach habe er sie mit 2 fingern auff die Nase streichen müssen. Es hatte aber gar nichts geblutt, auch kein zeichen von sich geben. Hs. J. 123, 4, 129^b (1570).

Item der Comptor der czum grossen Tincz gestorben ist, der hat bey sechs hundert gulden jnn den ordin gebin vnd hat begert das man enn sulde begraben czum heiligen leichnam czu Breslaw, vnd wo das nicht geschege, vnd gruben en nicht widder ausz, so hett er Cristoff biber einen eidt gesworn, er welde es an dem orden rechen ader dirfordern. Hs. J. 116, 91^b.

Sie bekennt, wie das sie ist gegangen zu herren Hieronim Hörnigk vnd hat gesagt, wie ir seine hausfraw jnn der nacht wer furkomen, er sulde XV. marg geben, ein teil jns closter zu Sant Bernhardin vnd ein teil jnn ein spittel — so wurde sie erlost. Hs. J. 116, 206^a.

Auff den abentt vmb 24 seint sie mitt einander zum gericht nausz gangen, also ist der nauff gestiegen an der stangen bisz zum Rade vnd habe also ein finger abgeschnitten, nochmallen Sey der hanz weiss auch nauff gestiegen vnd habe Ihm den andern abgeschnitten, also hot er sie alle beide bekommen. Do hetten sie Ihn bericht, einner hette gut gelück zum kauffschlagen. Hs. J. 123, 4, 90^b (1569).

Hans Schweike ein fleischerknecht, jst zur Staupe gestrichen, der stadt vnd hauptmanschaft vorwiesen, darumb das ehr vnlangst bei dem Gerichte aufm Schweidnitzer anger, einer todten leychen vnd der person, so jres vobrechens halben mit dem Rade gericht worden, einen finger von der handt abgeschnitten. Hs. J. 120, 1 (6. X. 1569).

Diese irst gemeldte 2 Delinquenten sind 8 Tage darauf von

denen Rädern gestohlen, vnd nach dem Ihnen ihre Membra abgeschnitten gewesen, in einer unweit davon befindlichen Pfützen ganz nackend vnd bloß zerstimmt gefunden. Hs. J. 126, 5, 3 (29. XI. 1727).

Nach erfolgtem glücklichen Raubzuge und der Ermordung der Beraubten geschieht folgendes: Des Edelmanns hercz und der Jungfrauen brüste hotten Sie in dem blutte, So Sie von dem Edelman aufgefangen, im schwarzen sode gekochet, vnd mit einander geszen. Des Edelmanns Manlich gliedt hette Tosset gepulvert, vnd Ihnen allen davon zu trincken gegeben. Hs. J. 120, 3, S. 49.

Volkskundliches aus dem ostschlesischen Grenzgebiet.

Von Georg Nelke in Breslau.

I. Volkstümliche Heilverfahren bei Krankheiten.

(Vgl. P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Schlesiens volkstüml. Überlieferungen II, 2 S. 275 ff., Nr. 661 ff.).

Den Krankheiten und ihrer Heilung wird allgemein volle Aufmerksamkeit zugewandt. Die Geheimmittel, die der einzelne in seinem Wissensschatz bewahrt hat, die ihm grösstenteils als Überlieferungen in besonderem Masse vertraut sind, werden höchst ungerne preisgegeben. Dennoch lässt sich bei näherem Zusehen feststellen, dass die Mehrzahl dieser Heilmittel Allgemeingut ist, teils, weil die Kenntnisse auf die gleichen Quellen zurückgehen, teils, weil durch die aufklärende Wirksamkeit der Schulen vieles bei den jüngeren Geschlechtern keinen uneingeschränkten Glauben an die Wirksamkeit mehr findet, daher im Gespräch bekrittelt und so zu aller Ohren gebracht wird. Gerade aber bei der bodenständigen Bevölkerung scheint dieser Einfluss nicht auf die Dauer erfolgreich zu wirken. Schon Leute in mittlerem Alter zeigen wieder starke Neigung zum Glauben an die Wirksamkeit des Überlieferten, und vielleicht gerade dort, wo das Ankämpfen der Geistlichkeit besonders stark zum Ausdruck kommt (Reese-witz), ist jene Neigung um so lebhafter im Geheimen vertreten. An Grundsätzlichem lässt sich festhalten, dass — sollen die Heilmittel Erfolg haben — auch in diesen Gegenden nur einer Person

anderen Geschlechts Wissenswertes verraten wird [= Drechsler 662], und aus dem gleichen Grunde nur eine Person anderen Geschlechts die entsprechenden Heilungsversuche anstellen darf.

Das Übertragen und Ableiten [D 663] scheint gegenüber dem Besprechen [D 662] zurückzutreten. Neben dem Messen und Ziehen [D 664] ist das Anhauchen [D 665] kranker Stellen besonders lebendiger Brauch. Amulette [D 667] scheinen nur auf katholische Kreise beschränkt zu sein.

Das Zeichen † bedeutet: bei Drechsler nicht erwähnt; * bei D für diese Gegend nicht erwähnt; = bei D ebenso; > bei D. abweichend.

A. Äusserliche Krankheiten.

1. Gegen Sommersprossen hilft das Waschen mit dem „Stillewasser“, das man am Karfreitagmorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend aus dem Mühlgraben bei Gross-Wartenberg holen muss [† D 668]. Ort: Gross-Wartenberg (Christiane Schipke, 65 Jahr) und allgemein. — 2. Flechten „verziehen sich“, wenn man links herum um die Flechte dreimal im Kreise mit Kreide streicht [† D 668]. Ort: Reesewitz (ehem. Schäfer Bernert, Mitte der 70er Jahre), oder wenn man sie mit Pferdespeichel „einschmiert“ [† D 668]. Ort: Niederstradam (Mühlenbesitzer Fritz Schneider, 48 Jahr, eingesessene Familie). — 3. Geburtsfehler (Muttermale, Feuermale) verschwinden, wenn die betreffenden Stellen mit der Nachgeburt von einer „Erstlingin“ abgestrichen werden [† D 668]. Ort: Reesewitz (Schäfer Bernert); Neustradam (Auszüglerin Kirsch, 70 Jahr). — 4. Zum Vertreiben von Hühnerwurzeln dient folgendes: a) Man eile bei einem Begräbnis während des Läutens hinter dem Sarge her, reisse die Hühnerwurzel ab und werfe sie mit den Worten: „Sie läuten einer Leiche, ich meine Hühnerwurzel streiche. Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des hl. Geistes †. Amen“ in der Richtung auf die Leiche zu [* > D 669]. Ort: Reesewitz (Frau Kirchner, Anf. 40er Jahre). b) Man mache bei zunehmendem Monde mit einer Erbse drei Kreuze über die Hühnerwurzel, sehe den Mond an und spreche: „Was ich sehe, nehme zu; was ich fühle, nehme ab.“ Die Erbse wird darauf in der Regentraufe vergraben [* > D 669]. Ort: Neustradam (Frau Meseke, Auszüglerin, 80 Jahre). c) Bei abnehmendem Monde bestreiche man die Hühnerwurzel mit einer Speckschwarte oder einer abgeschabten Knoche und sage dabei: „Im Namen des Vaters, des

Sohnes und des heiligen Geistes.“ Darauf vergrabe man die Schwarte (Knoche) in der Traufe. Ist sie verfault, so sind auch die Hühnerwurzeln verschwunden [* > D 669]. Ort: Gross-Wartenberg (Frau Christiane Schipke). d) Der „Ableiter“ kann auch im Freien vergraben werden an einer Stelle, wo der Mond hell scheint, und zu einer Zeit, wo niemand es hört oder sieht [* > D 669]. Ort: Mechau (Christiane Walla, 20 Jahre). e) Dreimaliges Bestreichen der kranken Stelle mit dem aschenhaltigen Kehrbesen nach dem Brotbacken [† D 669]. Ort: Neustradam, mitgeteilt von Luise Näfe, 38 Jahre). — 5. Um Kopfgrinde bei Kindern zu beseitigen, muss der Schmied vor Sonnenaufgang den grindigen Kopf mit seinem Löschwisch dreimal abstreichen [* > D 670]. Ort: Mechau (Christiane Walla); Niederstradam (Fritz Schneider). — 6. „Vor Blut und Wunden zu versprechen, 3 mahl zu versprechen“, dient die handschriftlich überlieferte Formel: (1) „Unser Herr Jesus Christus, Heiland, hatte fünf Wunden, (2) diese werden nicht verbunden, (3) sie schwitzen nicht; sie geschwären nicht; (4) also Wunde, du sollst nicht schwitzen, du sollst nicht hitzen (5) und solst nicht gehren und solst nicht geschwären, (6) du solst nicht gehren und solst nicht geschwären, (7) bis die heilige Jungfrau Maria, Mutter Gottes, ihren zweiten Sohn wird gebären. (8) Bluth und Wunden Christi und Jesu Schmerzen, das zall ich mir oder dir zu gut ††† (9) dass Bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi zu Ehren“ [† D 671]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider).

Vgl. zu 6 (1—3, dem auf Christus hinweisenden Eingang): Sechstes und siebentes Buch Mosis oder der altägyptische Hausschatz, das Geheimnis aller Geheimnisse, Alessandria; Verlag Paul Kühn, Hainichen in Sachsen, Teil I: Die 90 Geheimnisse: Nr. 6: Den Schmerz zu nehmen an einer frischen Wunde. „Unser lieber Herr Jesus Christ hat viele Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden, sie gähren nicht, sie schwären nicht, es giebt auch keine Eiter nicht.“ Vgl. auch Formel des XVI. Jahrh.: Unsers herren fünf wunden, | die wurden nie verbunden. (Vgl. Urquell N. F. II 103. — Palästra XXIV Kap. V S. 61. — Bl. f. Pomm. Vk. I 140 (IV 12). — Zu 6 (4—6) = eigentliche Beschwörung: Buch Mosis, Teil I Nr. 17: Vor die Rose: „... du sollst nicht hitzen, du sollst nicht schwitzen, du sollst nicht gähren, du sollst nicht schwären, du sollst nicht wüthen, du sollst nicht tödten...“ — Zu 6 (7, viel verbreitete eingeschobene Wanderstrophe) = Buch Mosis, Teil I Nr. 71: Vor Würmer und Darmgicht: „... bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn wird gebären.“ — Zu 6 (8): Allgemein üblicher Formelschluss, vgl. z. B. Buch Mosis, Teil I Nr. 9,

17, 19, 34, 35, 39 pp. — Zu 6 (9): In Anlehnung an die kirchlichen Formeln vgl. Buch Mosis, Teil I Nr. 53: Feuersegen: Schlussatz: „... um deines bitteren Leidens und Sterbens willen ...“

Ein in jener Gegend viel gesungenes Kinderlied spricht gleichfalls vom Wundenheilen:

„Es war ja nur ein Tröpfchen Blut, | Liebchen, es wird alles gut! | Musst nur heut im Garten | Zehn Minuten warten: | Kommen drei Vögelein, | Waschen mit Sonnenschein | Dir deine Stirne rein. | Eins legt darauf ein Rosenblatt, | Das zweite ein weisses Nelkenblatt, | Das dritte frischen Holunder | Und Wunder, Wunder! | Dann kommt kein einziges Tröpfchen Blut | Und eh' du Braut bist, ist alles wieder gut!“ (Denkt man an die Dreizahl sowie bei Berücksichtigung der schwarzen Beeren des Holunder — *Sambucus nigra* — an die Farbenzusammenstellung der Heilmittel, so könnte man fast an eine Analogiebildung zu den „Würmerformeln“ denken.) Das Lied gehört jedoch offenbar zu den scherzhaften Wundsegen († Ebermann, Palästra XXIV S. 121) und ist vielleicht aus einer Variante des Dreiblumensegens hervorgegangen. (Palästra XXIV Kap. 11.) Ort: Reesewitz (Frau Kirchner).

7. Erfrorene Glieder heilen, wenn sie mit Schweinsgalle „eingeschmiert“ werden [† D 673]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider). — 8. Gegen verbrühte Stellen wird in Niederstradam handschriftlich die Besprechungsformel empfohlen:

„Vor Feuer und Wasser verbried worden ist. Unser Herr Jesus Christus Heiland ging über Land, | in seiner Hand trug er einen Brand; | brand brand brante aus und nicht eine Brandte | sollst auch sein bey Jesu Christi Gluth und Maria Geburth | brandt dass [zähle] ich mir oder [dir] zu gut ††† | dass bittere Leiden und ster[ben] unseres Herrn Jesu Christi zu Ehren.“ [† D 673]. Vgl. Mosis I 8, 22, 30. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider).

9. Bei der Wäsche aufgewaschene Hände sollen schnell heilen, wenn man „darauf harnt“ [† D 673]. Ort: Neustradam (Frau Meseke, Auszüglerin). — 10. Ein Mittel gegen Geschwulst ist das Auflegen von Säckchen voll heisser gestampfter Kartoffeln, die beim Lauwerden sofort gewechselt werden müssen [† D 675]. Ort: Gross-Wartenberg († Frau Juliane Lindner, 72 Jahre). Ebenso wird dagegen das Auflegen von warmen Kuhfladen [† D 675] Ort: Niederstradam (ehem. Gutsförster Walther, 90 Jahre) oder von feuchten Birkenblättern empfohlen [† D 675] Ort: Neustradam (Frau Kirsch, Frau Sossinski). Wie eine Beule geheilt werden kann, zeigt folgender Bericht einer alten Frau polnischer Abkunft, die sich seit frühester Jugend jedoch in deutscher Erziehung (Kunzendorf, Stradam) und später dauernd in deutschen Diensten befand (Stradam).

Da woa ich mäl gerüft tsü ena fráo | dea ia jüne woa kránk. | Da woa hia gækrikt so eno bócle | hinta dem óa, so eno díkə | unt kens wüstə nich, wás tsu mochn. | Da háb ich gənüm fum rikn-mälə | so ne pápə unt lémkuchn | aqs da swítsúnka-milə | unt dan štrú fum bétə náosgətsupt | unt gəderte lindpbleta | unt ófgəlákht | und kólə ín ena šís | geróçhat. | Unt wi ich bin wida gekum | da woa in da nácht dás díkə | gons fun aléna geplétst | unt da pásgut gəšbritst húç bis tsum bálkŋ | dás háht gəhúlfŋ! [† D 675]. Ort: Neustradam (Sephe Sossinski, 70 Jahre).

11. Die Rose muss man ausräuchern (abrauchern, abdern, abtrojen) mit Windkräutig [† D 675] (Neustradam, Sephe Sossinski) oder mit Rosenblüten [† D 675] (Gross-Wartenberg, Christiane Schipke) oder mit Brautmyrten [† D 675] (Neustradam, Frau Meseke), indem der Rauch oder die beim Kochen dieser Dinge entstehenden Dämpfe unter Gebeten über das Gesicht der Kranken geleitet werden (übereinstimmend auch Mechau, Walla, pp.). Man kann die Rose versprechen [= D 675]. Eine Gesundheitsbeterin, Frau Casperczik, soll sich in Oels befinden. Entsprechende Formeln lauten:

a) Vor die Rose zu Versprechen. 3 mahl zu sprechen (vgl. Wuttke § 232; Bartsch II 383, 419; Engelien 275 Nr. 228; Palästra XXIV S. 139 — Wanderstrophe):

„Höre ich drey Vöglein singen, | Höre ich drey Glücklein klingen, | Höre ich drey Evangelien vlesen, | Deine Rose soll verwesen, | Sie soll stille stehen | Und nicht wieder gehen, | So vierwahr Jochanniss an[i] Jordan stille stund, am[en] +++“ [† D 675]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider, handschriftlich). (Zur letzten Zeile vgl. Geheimbuch Mosis, I. Teil Nr. 53, Feuersegen: „. . . Christus stand am Jordan, da taufte ihn Johannes, der heilige Mann.“) — In den ältesten Formeln ist es bekanntlich in Anlehnung an die Bibel das Wasser, das still steht. Vgl. Palästra XXIV, II, Jordan-Segen.

b) Oder ebenfalls dreimal zu sprechen (ist gegenüber den urspr. Formeln sehr entstellt):

„Es war eine selige Stunde, | als Maria, die Mutter Jesu, ihren Sohn empfang, | noch seliger war die Stunde, | da sie ihn als Sohn empfang. | Im Namen des Vaters, im Namen . . . +++“ [† D 675]. Ort: Reesewitz (Frau Kirchner). Vgl. Palästra XXIV, VII, Glückselige Wunde. (Man vgl. dazu Geheimbuch Mosis, Teil I Nr. 4: Blutstillung: „Glückselige Wunde, glückselige Stunde, glückselig ist der Tag, da Christus geboren ward!“)

c) Wenn Neumond ist, muss man — aber durch die drei mittelsten Finger der rechten Hand — den Mond ansehen und dabei sprechen: „Du neues Licht, ich sehe dich — bewahre mich vor Kopfschmerz und vor Rose, vor Zahnschmerz und vor Gicht. Im Namen der hl. Dreifaltigkeit, im Namen des Vaters . . .“ [† D 675].

Ort: Reesewitz (Frau Kirchner). Die Rose wie auch jede Geschwulst, Beulen und selbst die Gicht „erholt man sich gewöhnlich in einem Wirbel“ [= *D 675]. Ort: Reesewitz (Schäfer Bernert). — 12. Wer einen Kropf hat, muss danach trachten, ein schwarzes Band aus Sammet über den Hals einer frisch gestorbenen Leiche zu ziehen. Wenn man es dann um den Hals gebunden trägt, verliert sich der Kropf [> *D 676]. Ort: Gross-Wartenberg (Frau Schipke). — 13. Gegen schlimme Augen hilft das Auflegen von Ochsenzungeblättern [† D 678] Ort: Neustradam (Frau Näfe, 38 Jahre) oder das Benässen mit Fensterschweiss [= *D 678], allgemein: Gross-Wartenberg, Cosel, Stradam, Schleise, Mechau. Ist jemandem etwas ins Auge geflogen, so muss man das obere Augenlid vorziehen, dreimal ausspucken und „tui, tui, tui“ sagen [= *D 678], allgemein: Gross-Wartenberg, Stradam, Reesewitz. — 14. Bernickel werden entweder von einer Gesundbeterin besegnet (Ort: Namslau, mitgeteilt von Zahnarzt Dr. Guttmann) oder selbst besprochen, indem man mit einer Ecke des Deckbettes sacht darüber streicht und spricht: „Bernickel, Bernickel, ich streich dich mit dem Bettzipfel“ [† D 678]. Ort: Grosswartenberg (Frau Schipke). — 15. Verschiedenartig ist die Behandlung des Zahnschmerzes: a) Man wirft einen ehemals im Munde befindlichen Zahn nach rückwärts mit den Worten: „Mäusel, hier hast du ein Beinernes, gib mir dafür ein Steinernes“ [> *D 679]. Ort: Neustradam (Frau Näfe); b) Man sichert sich einen Span von einem Baum, den der Blitz getroffen hat, und beisst in ihn, sobald man Zahnschmerz empfindet [= *D 679]. Ort: Mechau (Christiane Walla); c) = 11 c; d) Es hilft der Spruch:

„Gegrüset seist du, neues Licht, | Vor die Zähne und vor die Gicht. | Was mich angeht und dich ansteht. | Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des . . . Amen. Das Vaterunser gebetet“ [> *D 679]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider); Reesewitz (Frau Kirchner).

e) Sieht man zum ersten Male wieder den zunehmenden Mond, so hilft gegen Zahnweh auch die Beschwörung: „Ich sehe dich, du liebes Licht, mit zweien Augen sehe ich dich, wenn ich dich werde mit dreien sehn, werden meine Zähne wieder wehn †††“ [† D 679]. Ort: Niederstradam (Fritz Schneider).

B. Innerliche Krankheiten.

16. Gegen das Fieber hilft a) das Rezept: „2 Loth Gyna Pulfer in Starken Brandtwein distilliret, wenn dass Fieber kommt

nach und nach ein wenig eingenommen“ [† D 681]. Ort: Niederstradam (Fritz Schneider, handschr.); b) oder auch: „Nim Koth aus einem Storchnest, weil die Jungen Störche noch drin sitzen, mache ihn zu Pulver, gib solches dem Kranken in Thee oder Milch oder Bier ein, es hilft“ [† D 681]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider, handschr.). — 17. Bei Brustschmerzen helfen aufgelegte warme Pferdekuttel mit Schaftalg gemischt [† D 583]. Ort: Reesewitz (Schäfer Bernert). — 18. a) Wenn jemand Krämpfe hat, soll man von ihm das Hemde nehmen, das er bei dem ersten Auftreten seinerzeit anhatte, es in einen neuen Topf legen und diesen in ein frisches Grab setzen, so aber, dass es ein Grab eines Mädchens sein muss, wenn ein Junge an der Krankheit leidet, und umgekehrt [† D 683]. Ort: Neustradam (Frau Näfe). b) Wenn jemand das erstemal einen sieht, der die Krämpfe hat, muss er ihn schnell in die Zehe beißen, das hilft [† D 683]. Ort: Reesewitz (Frau Kirchner). — 19. Gegen Gicht sind anzuwenden die Formeln: a) = 11 c [† D 685]; b) = 15 d [$>$ D 685]; c) ein Spiritus aus einem gekochten Gemisch von Branntwein und „Hitternesseln“ (Heiternesseln) [= * D 685; vgl. Weinhold, Wbch. 35]. Ort: Neustradam (Frau Näfe). — 20. Bei Kopfschmerzen erweist sich das Auflegen von Klattblättern als nützlich [† D 686]. Ort: Neustradam [Frau Näfe], sowie Formel 11 c. Kopfschmerz wie auch Haarausfall rühren oft daher, dass man ausgekämmte Haare hat zum Fenster herausfliegen lassen, so dass die Vögel sie zum Nestbau holten [† D 686]. Ort: Niederstradam (Frau Meseke), Neustradam (Frau Kirsch). — 21. Beim Schlucken, wobei man gewöhnlich: „Tröst dich (Gott) mein Herzl (Schatzl) sagt [= * D 688] Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider), Gross-Wartenberg (Frau Schipke) empfiehlt es sich, mit den Zinken der Gabel auf die Brust zu stossen; da hört das Schlucken auf [† D 688]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider). — 22. Schnupfen vertreibt man, wenn man am Schwanz einer Katze riecht [= * D 688]. Ort: Mechau (Christiane Walla). — 23. Gegen Abzehrung hilft das Messen [= D 689]. Gemessen wird der auf dem Fussboden liegende Kranke, der Arme und Beine ausgespreizt hat, bei zunehmendem Monde übers Kreuz mit einem Band bei den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.“ Auch Kinder, die nicht recht gedeihen wollen, werden zu einer „älteren Frau ge-

bracht, die das versteht. Sprüche und Gebete werden beim Messen gemurmelt“ [> * D 689]. Ort: Gross-Wartenberg (Vinzenz Zembaldt) und allgemein: Stradam, Kunzendorf, Schleise, Reesewitz, Mechau. — 24. Der Anschauung, dass die Krankheiten von Würmern erzeugt werden, die an der schmerzenden Stelle ihren Wohnsitz haben, entsprechen die Formeln: a) „Ich töthe die Würmer im Nahmen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, Gottes des Heiligen Geistes. Amen“ [\dagger D 692]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider, handschr. überliefert), und b) „Wenn eens a besen Finger hat:

Es fuhr ein Bauer ins Acker | und tat drei Furchen im Acker, | die erste die war weiss, | das war den Würmern ihre Speis', | die zweite die war blau, | das war den Würmern ihre Plag', | die dritte die war rot, | das war den Würmern ihre Tod. | Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes †††“ [\dagger D 612]. Ort: Reesewitz (Frau Kirchner). (Vgl. hierzu Geheimbuch Mosis, Teil I Nr. 68: „Für die Würmer beim Vieh: Gott der Herr fuhr hinaus zu ackern, fuhr 3 Furchen, es waren keine Furchen, es waren 3 Würmer, die erste sieht weiss, die zweite sieht schwarz, die dritte sieht roth, da seh' ich die drei Würmer todt!“ — und desgl. Nr. 70: „Vor das kalte Fieber: Unser Herr Jesus fuhr 3 Ackerfurchen, die eine weiss, die zweite schwarz, die dritte roth, so thut man die drei Würmer ausackern zu todt!“)

25. Gegen das Bettnässen soll das bei Drechsler [= * D 695] geschilderte Verfahren die erwünschte Heilung bringen. Ort: Niederstradam (Sephe Sossinski). — 26. Hat sich jemand Schaden getan, so lässt er sich „ziehen“ (= „messen“) [= * D 696]. Ort: Gross-Wartenberg (Frau Schipke) und zahlreich.

II. Leiblicher Schutz.

(Vgl. Drechsler 2, 264 ff.)

Jägerspruch vor dem Ausgange. Der nahe an 100 Jahre alte ehemalige Gutsförster Walther in Niederstradam übermittelte mir im Sommer 1921 einen Spruch, den ich in zweifellos besser erhaltener Form nebst noch einem anderen in Nr. 43 Bd. 78 S. 587 der „Deutschen Jägerzeitung“ als Wiedergabe einer handschriftlichen Aufzeichnung eben erneut vor Augen habe, diesmal jedoch mit der Herkunft aus „einem alten Liederheft“, das sich der Einsender E. Kröner aus Mühlacker in Württemberg „von einem alten Jagdfreunde zum Lesen erbeten“ hatte.

[Württ.:] Jetzt stehe ich auf mit
Gott, im heutigen Tag, mit Jesu Christi
Fleisch und Blut, das sey mein Har-

[Stradam:] Ich trete heraus mit
Jesu Christi Fleisch und Blut. Das sei
mir vor meinen Feinden und Riesen

nisch und Riesen Hut, dass mich kein Baum fällt, kein Wasser Quell, kein Waffen schneid, den ich habe es in meiner Hand, dass mich keine Kugel nicht verleg, sie sei gleich von Gold, Silber, Stahl, Eisen, Zinn oder Blei, || Gott mache mich aller Feinde frei. Jetzt geh ich mit Gott über die Schwellen, nimm Jesum Christ zu einem Gesellen, jetzt geh ich mit Gott über die Strassen, derselbe wird mich nicht verlassen. Jetzt geh ich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, welcher stärker den diese drey Namen, der komme und greife mich an. Amen.

sichere Hut. Dass mich kein Baum kann fallen, dass mich kein Waffen tut schneiden und mich keine nicht verlegen, || ob sie auch von unsern schlimmsten Feinde sei. Ich geh ja mit Gott über die Schwellen und habe Jesus Christus zum Gesellen mit seinem heiligen Geiste. gehe ich sicher die Strassen, er wird mich niemals nicht verlassen †††. Wer ist stärker als diese, greife mich an. Amen.

(Zu beiden Versionen: Der 1. Teil der Formel zeigt offenbare heidnische Einwirkungen.)

(Vgl. zu beiden Versionen: Geheimbuch Mosis, I Nr. 50, das teilweise wörtlich anklingt: Morgen-Segen, desgl. zu dem Schluss in beiden Fassungen: Mos. I, 51: „Ein Spruch, ehe man früh ausgeht: Jetzt geh ich aus in Gottes Geleit, behüte mich Gott und die heilige Dreifaltigkeit! Jesus Christus ist ein starker Mann, wer stärker ist wie Gott und die heiligen drei Personen, der komm' her und greif' mich an! Behüte mich Gott der Vater, Gott der Sohn und der hl. Geist! Amen.)

(Der zweite aus Württemberg mitgeteilte Spruch, der mir hier in Ostschlesien nicht begegnet ist, dürfte jedoch infolge seiner unzweifelhaft kirchlichen Abstammung und seines Freiseins von mundartlichen Kennzeichen nicht auf seinen Fundort beschränkt sein. Er lautet:

Gebett. O! du Herr und Gott alles Fleisches, der du den Menschen alles hast unter seine Füße gethan, dass er soll herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel, und über die wilde Thiere, ich bin ein Jäger und fange Thiere auf der Jagd, die man isset, und will mich jetzo in die Wildniss und das Gebirge machen, so bitte ich dich, mein Gott, dass mir kein Unfall begegne, dass ich mich nicht selbst beschädige oder schade, und auch mir niemand Schaden thue, ich auch meinen nächsten nicht verletze, behüte auch mein Leben für dem grausamen Feinde, für dem Jäger, für den listigen Anläufen des Teufels, der herumgehät wie ein brillender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge. Du, Herr, wollest auch mit mir sein, dass ich glückselig und ein gewaltiger Jäger seye, Glück habe, Wildbrätt jage und Heim bringe, hilf mir auch gnädiglich, dass ich nach jage der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Gottseligkeit, dem guten Frieden suche und ihm nachjage dem fürgestreckten Ziel und dem Kleinmoth, welches fürhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Amen.)

III. Ortsneckereien.

(Vgl. Drechsler 2, 390 ff.)

1. Die Schlagfertigkeit und die drastische Handlungsweise der Landbevölkerung beleuchtet folgendes Geschichtchen:

„Bei einem Familienfeste bewirtete ein Bauer zahlreiche Gäste. Er sonderte sie jedoch nach dem Werte ihrer Gaben und bewirtete die einen besser als die andern. Als ihn einer der letzteren nach dem Grunde der unterschiedlichen Behandlung befragte, sagte er laut und trocken: „Liebe Brüder, willkommen seid ihr mir alle; aber alles was recht ist: Gold bleibt Gold und Flachs bleibt Flachs!“ [† D 390]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider).

2. Spitznamen sind zahlreich. Sie knüpfen sich an den Beruf, an den Namen, an Eigenschaften oder auffällige Angewohnheiten u. a. m. 1. Gruppe (Beruf): der Bernert-Schäfer (aus Reesewitz), der Schneider-Müller (Niederstradam), der Schuster-Fleischer (Reesewitz), der Fleischer-Schuster (Niederstradam), der Hosenschneider (Jendrecki aus Reesewitz), der Lumpe-Vogt (Niederstradam), alte Rodehacke (Ausruf als Anrede für einen Landwirt, Stradam). 2. Gruppe (Eigenschaften und Angewohnheiten): die Prima-Mutter („Meine Butter ist prima“; Reesewitz), der Witwentröster, der Gräkler, der Heirater (Reesewitz), der Miesepetrich (vgl. wegen der Wortbildung: der Besucherich; Niederstradam), der Schöpfenfänger (wegen der krummen Beine; Reesewitz), der Neunmalkluge, der Superkluge (Reesewitz), der Schnurrbart-Kärle, die Timpelkröte (= dumme Person; Stradam), die alte Koharke (= altes Klatschweib; Niederstradam). 3. Gruppe (Besitz und Vorbesitzer): der Raiter-Gawert (Reesewitz), der Horn-Vogt (desgl.), der Guse-Weiss (= gûse-wäs; desgl.), der Wald-Kula (Grunwitz), der Kastanien-Kosuch (Mechau). 4. Gruppe (Eigennamen): der Feldrabe, der Feld-, Wald- und Wiesenrabe (Bauerngutsbesitzer Rabe aus Obischau [† D 390]).

3. Gelegentlich werden die Ortsbewohner in einem „Ulkgedicht“ (einer Dorfpresche, Dorfkurrende oder Puschkowill, vgl. Mitt. Heft 18, 101 ff.; Bd. 23, 118 ff.) der Reihe nach „gewürdigt“ [* D 390], so in folgendem:

„Die Hofezüge fahren in den Wald, | der Herr Oberamtmann spricht: 's ist kalt, | der Thiel scheisst auf den Weg, | der Kanzog muss 'n räum', | der Hellmann schüttelt die Birn' . . . | dem Fleischer auf die Stirn, | der Igel klopft die Ziegeln, | der Skupin will ihn prügeln, | der Schubert guckt zur Feueresse 'raus, | der Müller denkt, 's ist 'ne grosse Maus, | der Wanzek hat ein krummes Knie, |

Tondera hat viel junges Vieh, | der Scholz ist der Vaterunserlehrer, | der Wohle ist der Gläserleerer, | der Kleinert ist ein halber Bauer, | der Hoppe ist ein Falbenbauer [† D 390]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider).

4. Der Verspottung der einzelnen reihen sich Spottverse auf die Ortschaften an: a) Der bei Drechsler 2, 33 angeführte Spottvers auf Strehlen findet sich ähnlich in Stradam und Umgegend allgemein:

„Wollt ihr wissen, wo Stradam liegt, | Stradam liegt im Grunde, | wo die schönen Mädcl sind, | faule wie die Hunde. | Abends, wenn sie schlafen gehn, | setzen sie sich auf die Treppe, | und nachher, wenn der Bräut'gam kommt, | nehm' sie ihn mit ins Bette.“

b) „Hamburg ist ein schönes Städtchen“ klingt nach in:

„Stradam ist ein schönes Dörfchen, | weil's so nah am Wasser liegt, | drinnen gibt es schöne Mädchen, | aber keine Jungfer nicht“ [vgl. † D 390]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider).

c) „A Liedel war gesungen, | es war nicht viel daran, | de Reesewitzer Mädcl, | de kriegen schwer an Mann. | De tragen schene Recke | und bilden sich was ein, | und haben lange Taschen | und kriegen nicht viel 'nein“ [† D 390]. Ort: Reesewitz (Frau Kirchner).

d) „Reesewitz vor allen, | ja du kannst mir sehr gefallen, | Ulbersdorf auch du, | Dalbersdorf dazu! [† D 390]. Ort: Reesewitz (Schäfer Bernert).

e) „In Distelwitz, in Distelwitz, | da frisst der Hase Kraut, | doch kommt er kaum nach Reesewitz, | da hat er's schon verdaut! [† D 390]. Variante: da scheisst er's wieder aus. Ort: Reesewitz (Schäfer Bernert).

f) Die Sprache der Mühle wird wiedergegeben mit: „Vom Säckel ein drittel — vom Säckel ein drittel!“ [† D 391]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider).

IV. Diebesegen. (Vgl. Drechsler 2, 45 ff.)

1. ††† Dieb Seegen.

„Maria, die Mutter Gottes, ging über Land, | Hatte ihr liebes Kind an der Hand, | Es kamen drei Diebe gegangen. | Sie wolten Ihr stehlen Ihr Liebes Kindlein aus der Hand. | Maria sprach: Petrus binde die Diebe Feste. | Petrus sprach, ich habe Sie gebunden in Gottes Hand, | An Stock und Bein, | Sie müssen stehen wie ein Stock | Und sehen wie ein Bock, | Sie müssen zehlen alle Sand Kernlein im Mehre | Und alle Sterne am Himmel †††“ [† D 396]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider, handschr. überliefert).

2. Ein anderes. „††† Maria sprach Petrus Binde die Diebe noch Fester, Petrus sprach ich habe Sie gebunden in drei Teufels Namen, an Stock und Bäume, an Ketten und Banden, sie müssen stehen . . .“ (usw. wie zu 1) [† D 396]. Ort Niederstradam wie 1.

3. Loss Spruch. „††† Gehe hin [in] drei Teufels Nahmen, wen du nicht wilt fahren [in den] Höllen Rachen, so gehe und lass dich die Leute aus Lachen †††“ [† D 396]. Ort pp. wie zu 1.

4. Dieb Seegen vor Sonuntergang 3 mahl zu sprechen:

„Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Jesus Mutter ging im Garten — drey Engel Thun ihr Pflegen und Warten. Der erste heisst Michael (!), der andere Gabriel und der dritte Kustahl (!!). Da sprach Petrus zu Jesu Mutter — dort sehe [ich] drey Diebe oder Dieben (= Diebinnen) hergehen — die wollen dir dein Liebes Kind stehlen. Jesu Mutter sprach — Petrus wer sein sie — Petrus antwortete und sprach — Herodes Ponzius Pilatus Pontus (!!). Da sprach Jesu Mutter — Petrus bind — Petrus bind — Petrus bind — sank Petrus sprach — ich habe gebunden — druch (= durch) die heilige fünf Wunden — und durch [die] heiligen Sieben Worte — [die] Jesus Christus am Stamme des heiligen Kreuzes gesprochen hat. — Durch die Allmacht und Gewalt und Herrlichkeit Gottes sind alle Diebe oder Dieben geschlossen und gebunden — durch eisen und Banden geschlossen — ich befehle die sie mesten die fier Elemente mesten im Himmel behalten — und mit meinen bestohlen nehn Gut — keine drey oder vier scheidt von dannen zu kommen. — Dieses aber zu Haus und zu hoff zu wiesen — und zu Feld zu Wasser und zu Land zu sprechen — dass müssen stille Stehen alls wie ein Stock — und muss halten wie ein Plock — und muss klatzen als wie ein Bockk und dass sie (müssen) alle Sternlein die am Himmel stehen zählen müssen — und alle Tröpflein Regen — und alle Sandkörnlein — wie auch alle Steine die im Meere und Wasser liegen sehen müssen — und alles Laub und Grass was er von weiten und breiten liegen sieht — er zählen muss — und solst mir nicht von dannen kommen — bis ich ihn mit meinen Augen sehe — und mit meiner Zunge losspreche ††† [† D 396]. Ort pp. wie zu 1.

5. Loosspruch vor Sonnen aufgang. Drey mahl zu sprechen vor Sonne aufgang. „Dass mahl habe ich vor dich gezahlt — gehe hin in Gottes Namen — du Spitzbibische Seele — und komme nicht mehr an die Stelle †††. — Die erste Ohr Feige an[1] rechten backen, die andere [am] linken, die dritte am rechten“ [* > D 396, D 413]. Ort: Niederstradam (Friedrich Schneider, handschr. überliefert).

Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz.

Von Karl Rother.

(Fortsetzung von Mitteilungen XXIV, 104.)

In den im Klosterbezirk gelegenen Gemeinden sind nicht so viele Flurnamen anzuführen, denn zahlreiche Besitzungen, deren Flurnamen bereits angeführt wurden, sind von der Herrschaft aufgekauft worden. In Gierichswalde und Johnsbach ist zwischen herrschaftlichem und Gemeindebesitz nicht unterschieden worden.

.Altaltmannsdorf altsndruf: Halmelberg. Buschberg. Luxberg Pn. Fuchsberg. Das Erbe, dahin führt die Erbegasse. Der Keil, zwischen Gemeindeländereien gelegen, aber zum Rittergute gehörig. Die lange Liebe, ein langgestrecktes Ackerstück. Der Dorfbach heisst Tellnitz. An der Grenze gegen Hertwigswalde fließt der Krebsbach.

Baitzen dr baetsa: Der Tannicht, früher Tannengehölz. Fabrikacker, früher Besitz der österreichischen Zuckerfabrik Batzdorf. Kannenhenkel, nach der Form. Judenbrücke. Rote Brücke. Volkmererlicht, ein Erlengebüsch. Niedersand. Oberfeld. Kaltes Vorwerk.

Banau bōnə: Horn, ein Garten; daneben der Hornrand. Die Sommerlatten fimrlota. Totenbrücke, über die die Begräbniszüge von Pilz nach Frankenberg gingen. Tausendfichten táofentfichtla, Acker und Wiese. Kohlgasse, „weil sie dort nach Kohle gesucht“, jedenfalls aber die Holzkohle abgefahren haben. Die Herrseite, die nach Osten, nach dem herrschaftlichen Besitz zu gelegenen Äcker. Die Hagebuttenseite, die Westseite.

Baumgarten baomgōrta: Hauke-, Straube-, Prausebatterie Pn., alte Schanzen am Ostabhang des Buchberges. Erlicht ərlich, Erlengebüsch. Mühlweg nach Dürrhartha, wohin man in sehr alten Zeiten in die Mühle fuhr; s. Hartha. Hier auch der Mühlberg. Wachtberg mit der Selmagrube, Magnesitgrube, wohl nach einer Gräfin Deym. Judenberg mit Magnesitgruben, die dem Juden B. in Frankenstein gehören. Hoppebüschel hupapišla Pn. Schwarzer Graben. Kuhbusch kipišla. Warthasteig. Quersteig. Seidelsbirklein faedlsberkla Pn. Bäckersteig. Stadtsteig. Hohlweg. Die Hintersteige, Fusswege hinter dem Dorf entlang. Goldner Ast, einzelne Häuser im Niederdorfe. Kreisbruch, ein Steinbruch. Hoffmannwiese höfmawilla Pn. Totenweg, von Paulwitzern für Leichentransporte mittelst Leichenwagen benutzt. Müllermichel Pn. Staudenbach Pn. Das Vogelgründel, Wiesengrund. Bartschwiese Pn. Gänsemagen, kleines Feldstück. Nadelerlicht. Königsweg Pn., Feldweg.

Camenz: Friedrichsplatz, wo Friedrich d. Gr. gesessen haben soll. Riemerbrücke, nach einem früher dort wohnenden Sattler.

Dörndorf derndruf: An der Bensch, s. o. Die Hedwig hēdewjə, nach einer Hedwigsstatue; vgl. XXIV, 101. Rautenstrauchstück u. a. nach Pn.

Eichau ečə: Neissberg; an ihm und dem Neisseufer ist die Bahn angelegt worden, die längere Zeit durch Bergrutsche zu leiden hatte. Kanonenweg, auf dem 1806 Napoleon die Kanonen nach Glatz befördert haben soll. Schindergraben; die Bayern sollen hier 1806—7 Vieh geschlachtet haben. Wachtberg; die Ritter sollen früher von dort aus die Fuhrleute „abgeklopft“ haben. Borstelgraben, soll zur Ritterzeit eine Rolle gespielt, eine Mühle an ihm für die Ritterburg gemahlen haben. Am Marienbilde; dies sollen 1807 die Bayern zerschossen haben; später neu errichtet. Oberleede. Die Hunderttalerlehne soll vom Umröden 100 Taler gekostet haben. Birkenlehne. Aberg aberk. Den Eichgraben hinauf soll 1806—7 ein Häusler Schmidt die Württemberger auf den Spitzberg geführt haben; diese hätten ihn mit den Worten entlassen: „Spitzbub, jetzt mach, dass du heimkommst, aber lass dich die Preussen nicht erwischen.“ Der Raabenberg soll, vielleicht im siebenjährigen Kriege, einem Häusler Raabe geschenkt worden sein für wichtige Dienste, die er unserem Heere geleistet habe. Die Herrschaft Camenz soll ihn durch Machenschaften in ihren Besitz gebracht haben. Triebweg, vom Viehtriebe. Langegrund. Die kalte Eiche, früher mit Eichenbestand. Schmiedehübel. Den Reiterweg sollen die auf dem Wachtgraben und im Borstelgraben hausenden Raubritter benutzt haben, um bei der Schmiede,

an der der einzige Weg nach Osterreich vorbeiführte, die Reisenden zu überfallen. Die Breme unweit des Passkreuzes. Mäuseberg. Die steinernen Treppen. Die Finke; daneben das Fichtenstück.

Follmersdorf: Butterberg. Der Halmich, Pn. Helmich? Pfaffenhügel. Rodeloch. Hakenhübel. Ameisenhübel. Grassellehne. Hinterberg. Tiefgrund. Pulvertal. Taubenberg. Steinberg. Mühlenberg.

Frankenberg und Sand: Der Dom, Ackerfleck und Häusergruppe. Der Schachteldeckel, hügeliges Ackerstück. Kanonenweg. Knauergraben Pn. Kahlersberg Pn. Herrenberg. Leutnantskuppe, auf dieser die Annawarte. Die Schneiderei. Mühlberg mit Sandgruben. Fuchsloch, tiefe Einsenkung. Hartharand, scharf aufsteigender Rand gegen Dorf Hartha. Der Erlich ęriřh. Kasperbusch kořpřpřš Pn. Der Koblitz Pn. Die Gunkenpfütze gunkařtřz; Gunke = Frosch. Die Werder (Mz.) an der Neisse; in diesen das Schwarze Loch Wehrplan. Die Scheren oder das řęrla. Fludergraben, Verbindung des Mühlgrabens nach der Ziegelei. Pampsgraben poms, pomř, breiiger Schmutz. Die Klunne, vielleicht von Kolonie; Spuren alter Ansiedlung lassen sich erkennen. Hornrand. Patenstück pōtařtikō, ein Patengeschenk eines Camenzer Abtes an den Erbscholtiseibesitzer in Johnsbach. Die Klingen, zwei langgestreckte Wiesen. Die Heete hętō, Inseln in der Neisse. Der tote Arm, der diese Inseln bildet. Die Zunge, schmales Ackerstück.

Gallenau: Mehreren Besitzern gehört das Erbe. Bockschädel. Teichacker. Jankebrünnel Pn.

Gierichswalde: Hentschelkoppe Pn. Banauer Holzberge. Dürre Berg. Gücklingsberg giklichberk. Klapperkapelle. Mohgrund. Lindengrund. Kuhhirtengrund, Flötengrund, Flötenhübel, frühere Viehtriebe. Am Pestkreuz; dieses vom Vorbesitzer des Grund und Bodens, Geisler, errichtet. Spitzberg, auch Königshainer Spitzberg, 751 m, mit Aussichtsturm, trigonometrischer Punkt. Dorflehne. Ochsenbusch; Busch přš, Wald. Lange Grund.

Grunau grünę: Wehrscheibe. Hutplan hertaplōn, heut meist bebaut. Fiebich. Der Kauzmich, erst bei der Separation řipratsōn 1852 an die Gemeinde gekommen. Die Ablösungsfleckel óplifęlekla für gewisse Gerechtsame, z. B. Waldstreuholen, Laubstreifen, noch von Klosterszeit her. Ein Dorfzipfel heisst die Wiltsch.

Hartha hōrtę, erst seit 1898 Dürrhartha, von der Eisenbahnbehörde beantragt wegen leichter Verwechslung mit Wartha: Die Hutweide hütwędę. Die Mühscht milřt, wo früher eine Neissemühle gestanden hat, 1363 als Harth moele erwähnt. Der Hartharand, hohes Neisseufer.

Heinrichswalde henerřwālę: Die Hölle, der Höllengraben de hęla, „vielleicht nicht von Hölle, sondern von Hela, Göttin der Unterwelt“; vgl. unter Pilz; sicherlich eine unhaltbare Vermutung; eher von der Kleinform von Hau. Fiebich = Viehweg. Hutberg. Mittelberg. Der Ninnler, ein Weg. Krehlberg, vielleicht von Pn. Grehl. Überschar. Kohlweg und Kohlstück, von Holzkohle.

Hemmersdorf: Der kleine Gückling giklich mit Aussicht nach dem Neisse-tale. Der grosse Gückling mit Aussicht nach der Grafschaft. Die Kohlstrasse nach Maifritzdorf, auf der die Bauern die Holzkohlen zum Kalkbrennen fuhren. Der „Forst“ soll nach Erzählung der Leute durch List an das Klosterstift ge-

fallen sein. Kinscherkuppe Pn. Schölzerei. Reichelgrund Pn. Milankuppe mflänkupō Pn.

Johnsbach jōnsboch: Die Harten hōrta, ein Gebirgsstock. Der Leitendrand lačtarant, de lačta; vgl. die Hainleite in Thüringen. Heidenbügel, vielleicht von Heide hēda = Heidekraut. Das Herrloch hērločh, ein alter Stollen an der Neisse. Der Eiskeller, ein tiefes Tal, in dem es immer sehr kühl ist. Das Windgebrüche, von Windbruch. Buhl-, Hentschel-, Kindlerhahn, Waldstücke nach früheren Besitzern. Der eingefallene Berg ōgefōlnē berk, der Bergsturz, Wartha gegenüber. Rabenstein, grosser Felsblock vom Bergsturz 1598. Schlosslehne nach einem alten, verfallenen Schlosse. Silbergrund. Börnellehne bērnla-lānē nach dem Marienbrunnen. Böhmischer Winkel. Früher hier der Böhmensteig bīmaštačk, steiler Aufstieg nach der Wallfahrtskapelle. Brigittenstein, Steinblock am Grenzweg in der Brune (s. Wartha). Eine Brigitte holte eine „Hucke“ Holz; auf dem Steinblock stellte sie die Bürde auf, um auszuruhen; die Bürde rutschte ab und erschlug die Brigitte. Abtstück, von der Giersdorfer Herrschaft dem Abt von Camenz geschenkt. Der Remmels, ein Bergrücken. Ofentopfdeckel, früher Schlagfläche in Form eines Ofentopfdeckels: ☪. Die Ladestatt lōdēstōt, jedenfalls früher Holzaufladeplatz.

Laubnitz lapnits: Kreuzberg. Galgenberg. Kapellenhäuser. Die Finke. Die Lerche. Pollakenberg. Kammerhof. Seegewende. Seeteich. Steinberg. Rittgruben. Gärtnerstück. Parkstück. Hofewiese. Ein altes Steinkreuz liegt am Beginn des Dorfes.

Maifritzdorf mēweršdruf, mēberšdruf: Klüssel. Der Quicker. Krebsbügel. Katzenbuckel. Das Kitschel, von Katze. Kohllehne. Der Hannig Pn. Heidenbügel. Schwalbenschwanz. Überschar. Münchhau. Sängerberg. Köchelberg. Kapellenberg. Hemmberg. — Plischkerei, Grähnerie, Welzelei, Grosserei, Kauscherei, Präzelei, alle nach Pn. Türkendörfel terkaderfla. Goldflüssel, Kuttelgraben, Krebsbach. Fischloch. Höllegraben helagrōba. Molchgraben. Lämmelteich. Löwenteich. Kretschamgasse, Weingasse, Kirchgasse. Wachsmannruine Pn. Heimannruine Pn.

Paulwitz: Entschädigungsfleckel, vgl. die Ablösungsfleckel in Grunau. Die Gründlein grindla Mz.

Pilz: Regerlache, vom regern der Frösche; Kälber-, Scholzen-, Schmiede-, Steinkorb-, Grenzlache. Judentümpel, meist jūdatempl gesprochen. Judenwiese. Schweinelöcher. Grosser und kleiner Wiesengarten. Die Schmirgel, eine Wiese. Schmirgelacker. Rodeland. Buschäcker Pūšekr. Die Rosenmorgen. Der Rosenwerder. Pietschwinkel Pn. Lausepelz. Rodehacke. Brandhübel. Weidenacker. Weidenplan. Otterfleckel. Das Hela hēla, könnte Kleinform von Hau sein. Teichwiese. Die Quere. Kuchenspitze kuchašpitse, vielleicht von Kuchelspitze. Ein spitz zulaufendes Ackerstück heisst die Gehre gīrē. Dorfteile: Kuhgasse. Hutplatz. Fiebich. Sand.

Plottnitz plōms, spöttisch de lōdaplōms, soll 19 Teiche besessen haben; zu den S. . . genannten: Bressteich und Feldteich, richtiger als Fellteich, wie ich auch geschrieben fand. Die Finkenkoppe. Mühlhau mlhela. Pfaffenbusch fafrpūš, also wohl vom Pn. Pfeffer. Schmiedebusch. Andermannacker Pn. Fischeracker Pn. Nentwigacker Pn. Die Kolonie. Hirschgewende.

Reichenau: Alte Aue ālaŋ. Im Bachate bachāta, jedenfalls „am Bach“. Über die Giftbache giftbaĝe (von Reichenstein her) führt die Marschbrücke; eine Abteilung schwedischer Söldner soll im dreissigjährigen Kriege dort abgezogen sein, ohne nach Reichenau zu kommen. Die Gemeinde feiert dafür einen Gelöbnistag (23. Jan.). An der Marschbrücke. Die Neisselachen. Gestrüppwiese. Teichäcker, früher Fischteiche des Klosters. Pferde- und Kuhgasse, vom Viehtrieb. Grenzgraben. Das schwarze Werder. Im Siechdichfür. Schmiedegasse. Wehrteich. Hundeschleussen. Fludergraben. Als Flurnamen dienen auch drei etwa 1 km voneinander im rechten Winkel stehende Sandsteinsteinsäulen mit Statuen von Jesus, Maria, Joseph, die der Sage nach eine Frau für glückliche Erettung von einem Raubanfall habe setzen lassen. Am Wege nach Schrom steht ein altes niedriges Steinkreuz als Denkstein für einen im siebenjährigen Kriege gefallenen Offizier.

Reichenstein: Der Hummel. Im Stadtwalde: Hölle. Haferleden. Kegelpäne.

Schlottendorf ślutəndruf: Taubenhübel. Kirschenberg, früher mit Kirschbäumen bestanden. Schromlehne. Lettespitze latšpitse. Eisengrund mit Graben mit eisenhaltigem Wasser. Kieferberg. Oppitzberg Pn. Siegertlöcher Pn. Fuchslöcher. Waldrute waltrutə, von Rodung? Hochberg hüberk mit hüströse. Läusehübel. Jesuswiese bei der Jesusstatue. Dörrhauswiese bei dem längst verschwundenen Flachsdörrhause. Hinterberg, -lehne, -wiese. Krauseberg Pn. Kreuzberg. Schutzwiese in der Nähe einer Wasserschütze zur Absperrung des Wassers zur Bewässerung der Wiese. Steinteich. Graseteich. Scheidebrücke an der Grenze. Gorkegraben Pn. Lerchenhübel. Meyerberg Pn. Langerei Pn. Mariafeld an der Marienstatue. Schromwiese. Josefstümpel. Hintersteig, abkürzender Weg ausserhalb des Dorfes.

Schrom: Rogauhohle rŋgahŋle nach Kolonie Rogau. Am Steinbruch, am vorgeschichtlichen Neissedurchbruch. Gänsemagen. Das Gründel grindla, ein tiefer Bachlauf mit Gebüsch. Das Hexenbüschel heksapišla, ein Wäldchen.

Wartha dī wŋrtə: Der Hag, Vorstadt von W., früher Dorf, 1836 als Hack villa erwähnt, noch früher der Grenzwald zwischen Böhmen und Polen. Die Brune brūne, mit einigen Häusern bestandenes Tal; eine Vermutung geht dahin, der Name komme von dem braunen Wasser, das das gleichnamige Bächlein bei Regengüssen führt. Der Boden, der niedrig gelegene fruchtbare Teil des Hags. Der Hirsch, ein gegen Giersdorf „scharf vorspringendes“ Ackerstück. Der Pfarrwinkel, kleines Wiesenstück, zur Propstei, die eine Zeitlang Pfarrhaus war, gehörig; neuerdings auch der an die Wiese grenzende Teil der Neisse. Die Gucken guka (Mz.), der Südabhang des Rosenkranzberges mit Aussicht auf die Stadt. Kahlertberg, Kahlertacker Pn.

Wolmsdorf wulmsdruf: Die Birken. Der Brücht brücht, sumpfiges Wiesengelände. Ochsenwiesen, früher Hutplatz für die Ochsen. Die Flutrinne, Abflussgelände des Baches, nach der Regulierung desselben Wiese und Feld. Die Ölicht eliĉ, früher Gemeindeweide, heute Acker. Die Widmut witmut, älter widnt, Pfarracker. Die hohe hüĝe Seite. Das Gründel grindla, alter Wasserlauf mit Gebüsch, jetzt feuchter Wiesengrund. Buttermilchweg, Spottname; die ihn benutzen, gehen angeblich nach Reichenstein mit Buttermilch zu Markte. Die Porre porə, Bedeutung unbekannt.

Ein lausitzisches Hochzeitsgedicht von 1659.

Mitgeteilt von Walther Ziesemer in Königsberg.

Das im folgenden abgedruckte Hochzeitsgedicht befindet sich in einer Sammelhandschrift der Königsberger Universitätsbibliothek (Oe 113⁴) neben anderen in Königsberg, Elbing, Danzig, Stettin, Greifswald, Stendal, Görlitz u. a. gedruckten Gelegenheitsgedichten des 17. Jahrhunderts. Das Titelblatt enthält die Verse:

Was allhier zu lesen ist / sind der guten Freunde Sachen /
Die sie wolten unbeschwert auf Herr Justens Hochzeit machen.

Darunter: Zittau, den 24. November. Anno 1659. Druckts Joh. Caspar Dehne.

Über die Persönlichkeit des Herrn Just erfahren wir nur, dass er eine Jungfer Rosina heiratet. Auf ein lateinisches Gedicht und vier deutsche, von denen eins mit vollem Namen (M. Christian Schmiedichen) unterzeichnet ist, folgt das mundartliche „Seß leiden schlöm ôz gihh“. Zur Feststellung der Mundart sei auf v. Unwerths „Schlesische Mundart“ (U.) und Fr. Wenzel, Studien zur Dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens (Deutsche Dialektgeographie, herausgegeben von Wrede, Heft VI, 1920, zitiert als Wz.), verwiesen, indem ich nur auf wenige Einzelheiten aufmerksam mache. Dehnung eines kurzen Vokals vor auslautendem r (Wz. § 23): Naar 16. 29, vor l + ursprünglichem Dental (Wz. § 23): haal 17, bei Abfall von auslautendem n (Wz. § 24): hie 2. Kürze in Hutt 13, gutt 44 (Wz. § 28), Übergang von o zu a vor k, ch (Wz. § 41 ff.): ack (= nur) 3. 27, dach 9. 20. 27. 29, zu u: wul 51. Kürzung von â zu o in Nobber (Wz. § 52 nopr); zu zeschlön 32 vgl. Wz. § 51 Anm. 2. Übergang von mhd. ê zu i in gihh 1, gieh 5, mie 46 (Wz. § 56). Kürzung des mhd. ô zu u (Wz. § 61, U. § 29): Huxt 39. Mhd. ou als ô (Wz. § 71, U. § 39) in Fro 35. Wahrscheinlich ist in tífste 19 Kürzung von ie zu i anzusetzen (Wz. § 79). Das mhd. Präfix er- erscheint hier als der- (Wz. § 81 tär): dernäben 21, derfrohrr 36, das Deminutiv -el: Mädel 6, Schätzel 39 (Wz. § 91). Abfall von n (Wz. § 118): ma 2. 3. 4, mey 15. 23, ney 19, key 20. 32, vo 50, azesehn 3. Mhd. sch vor n zu tš (Wz. § 121), hier tzschn geschrieben: Gottšwuntzsch 29, wöntzsch 47. Inlautend ist t stimmhaft in gude 51 (gegenüber gutt) vgl. Wz. § 122 Anm. Durch Assimilation ist t inlautend geschwunden in aler 38, halen 44 (Wz. § 123). Nach m ist germ. p unverschoben geblieben (Wz. § 129): Strumpe 23. Über sett (= solch) 34. 38. 42 an der nordböhmischen Grenze vgl. Wz. § 193. Diese weitgehende Übereinstimmung berechtigt uns zu der Annahme, dass der Dialekt unseres Gedichts an der lausitz-nordböhmischen Grenze zu suchen ist.

Auch der Wortschatz weist, etwa mit Krätzschen 9 und Brünckel 26 (vgl. Wz. § 217), auf des Gebiet des Lausitzisch-Schlesischen.

Im Gedicht werden überdies einige Ortsnamen erwähnt. Unter Grote 13 und dem Gröter Wege 1 ist zweifellos Grottaw südlich von Zittau, auf böhmischem Boden, gemeint. Spittel 31 könnte wohl Spittelgrund bei Grottaw sein. Und Porzsch 29 ist Poritsch, heute Gross- und Klein-Poritsch bei Zittau. Damit wird bestätigt, dass wir es mit einem Gedicht in oberlausitzischer oder, enger begrenzt, zittauischer Mundart zu tun haben.

- SEß leyden schlôm ôz gihn / draußn of â Grôter Wâge
 Och wu ma sist kômt hie / es âckel Kutn und Jauche /
 Daß sen graut azesehn / denn wenn ma ack von Stâge
 trôt / sinckt ma ân Madrast / daßn en kaum siht beym Bauche.
- 5 Ich gieh sûst nôch viel auß / ich hââl mich emmer ônne /
 Aß wie â Mâdel das ân Freyer wôlle han.
 Hajch ju sûst nischt ze thun / se sez ich mich und spônne
 Mit unser grûße Majd bißß Neune hot geschlan.
 Dach ging ich gestern früh ey onsen Jûde Krätzschen /
- 10 Und that mem Leib â Gutß mit Bier und Brandtwein /
 Gaß och en gantzen Bauch vo âr gebrotnen Hâtzchen /
 Dz of de lezt môrß hâut gar drônde Waule seyn /
 Do wuchs mer arst der Hutt / ich docht an Wein ze Grote /
 Do sôlln se sajt â Man ân Usterreicher han.
- 15 Ey / Ey / wie trafs mey Herr / ey daß dich Gott berote
 Du 14facher Naar / do hingen Klunckern an /
 Ich haal / ich haal ich kriegtß / ich hatte mich besoffen /
 Daßch jnd' und jndefort wiedr Gottßboden niederfiel
 Ey de tifste Tuncke ney / daß beyde Hosen troffen /
- 20 Und war dach gleisewul mâß Jammers noch key Ziel.
 Ich trat â einzig mohl ân Daumen breit dernâben. /
 Wiß en den wiederfâhrt / do bleib vom lôncken Fuß
 Mey Schuch âm tifsten Drâck mit samten Strumpe kleben /
 Sôß leiden â schwôr Thun wâr ôtze wandern muß.
- 25 A mânnen andern Hand hatt ich eine braune Flasche
 Mit Weine / die ey / ey ei hondert Brûnckel ging.
 Wie wôrdß ack nu hôrgihn / de kriegst dach ânne Tasche /
 gedocht ich / wânn ich heim kom und nischt mitte breng /
 Wer ich Gottßwuntzscher Naar / dach of Porzsch zu gegangen /
- 30 Do sôß ju besser seyn / ma kômt och sôcher fort /
 Doß' em bem Spittel sûst de Kolben nehmn gefangen /
 Zeschlon âiß braun und blo / und gân noch key gut Wort /
 Ja 10 mohl besser wers ofn Hindern stôll gesâssen /
 Aß sich â sôtter Zeit ofn Lande rûm geschoren /
- 35 â mohl de Fro gehârtzt / daß ôß â ander âßen /
 Das wârmt â gantzen Leib / wer ennr och halb derfrohrn.
 Ehr machtß ju gar ze râcht / Herr JUST / mit Euern Sachen /
 Herr Brâtgem aler Frindt / dafr âbn â sôtter Zeit
 â Schâtzel hat gesucht / mit dânn ôhr Huxt wâlt machen /
- 40 Sôß beßr aß Tyriackß bhôlft viel zôr Frûligkeit /
 GOTT gâhch viel Scheffel Gutß / viel Mâlder Heil und Glôcke
 Ze setten Euern Thun / GOTT gâch ân steiffen Muth /
 Viel 100 Heizel och daß settne Liebes Strôcke
 Vo ôckel Hanffe sein und halen jnde gutt.
- 45 GOTT gâ Euch jnde viel Haus / Acker / Kinder / Rinder /
 Und was das Bettels mie / das wôntzschtt mey gantzer Leib /

Ich wöntzsch Euch och so viel Ihr hüschen Jompffer-Kinder
 Die lädigß Standes noch seyn â lostig Weib /
 Allein ich bitt Euch sehr fahrt ôtze nôch spazieren /
 50 Sôß schrecklich graüer Kuth und sajn vo Kriegern och /
 Die könn ân guden Man wul ôm de Fichte führen /
 Spannens' eim de Pferde aus s'hotß gantze Ding â Loch.
 Aus guder Meinige
 Saztß â Nobber fôrn Froenthore.

Zwei Adventspiele. II. Frankstädter Adventspiel.

Nach dem im Besitz der Frau Rosa Groer in Frankstadt befindlichen Manuskript
 des Karl Franz und der Katharine Axmann, Frankstadt Nr. 53.

Aufgefunden und mitgeteilt von Fritz Rotter in Mährisch-Schönberg
 (vgl. Mitt. XXV, 127 ff.).

1. Vorbot (geht ein und spricht)

Guten Abend geb' Ihnen Gott!
 Ich komm herein ganz langsam und spot,
 Ich bring Ihnen die Post herein
 Von dem lieben Christkindlein,
 5 Wann es uns möchte erlaubet sein
 Bei Ihnen zu kehren ein.

1. Fürst (geht ein; 2. Fürst geht ein; dann begegnet ihm der erste und spricht)

Willkommen im Namen der Götter, edler, Gespann!

2. Fürst Einen guten Abend im Namen der Götter wünsch ich auch
 Sagt mir zu Gefallen mit Fleiss, [sodann,
 10 Woher oder wohin steht eure Reis'.

1. Fürst Kanaan ist mein Vaterland,
 Diese harte Reise muss ich tun zur Hand,
 Muss reisen nach Bethlehem hin,
 Um dort zu vernehmen des Kaisers Sinn.

15 Aber eines wundert jedermann,
 Was dieses zu bedeuten hat,
 Dass jeder zu seinem Geschlecht muss reisen,
 Um alles alldort anzuzeigen,
 Was sein Hab und Vermögen sei,

20 Welches wieder was Neues sei.
 Ach, was sich doch Augustus denkt,
 Dass er wissen will die ganze Volksmeng'
 In seinem Lande, gross und klein,

- Ach, was wird für ein Aufruhr sein!
 25 Vielleicht werden wir versteuern unser Vermögen,
 Ja, sogar die Nahrung unseres Lebens.
2. Fürst Edler, dies scheint euch zu sein ein Unrecht,
 Dass Kaiser Augustus den Steuer fordert von seinem Knecht.
 Aber denkt, dass Augustus' sehr langer Krieg
 30 Land und Volk sehr hart gedrückt.
 Seine Schatzkammer ist ausgeleert.
 Edler, darum Augustus begehrt,
 Dass ein jeder Untertan
 Nach Inhalt seines Vermögens steuern kann.
1. Fürst 35 Aber warum das Kriegsvolk zählen,
 Welche vor ihn und Vaterland
 Ihr teures Leben geben dahin?
 O Augustus, Augustus, was hast du im Sinn!
 O, ich lege ab meine Lanze und Schwert,
 40 Sobald mich Augustus als Krieger mit Steuer beschwert.
2. Fürst Edler, ihr habt gehört, dass König David in Israel
 Auch zählen liess sein Kriegsvolk schnell,
 Welche an Zahl dreizehn mal hunderttausend Mann.
 Da stieg Davids Herz dem stolzen Mann.
 45 Aber traurig muss er sehn in einer Nacht
 Siebzigtausend Mann von der Pest dahingerafft.
1. Fürst Edler, da sind unsre Götter nicht so hart,
 Wie der Gott Israel dem David tat.
 Aber hängt denn Leben und Nahrung von Augustus ab,
 50 Welches ich von einem höh'ren Wesen hab?
 O, ihr Götter, ich klag' euch meine Reis',
 Die ich tun muss mit Müh' und Schweiß.
 So könnt ihr sehn, dass Menschen hier sind ein Ballenspiel.
 O, ich wünsche, dass ich nicht wäre hier,
 55 Sondern wäre bei euch im Götterhimmel
 Und empfände nicht mehr dies Weltgetümmel.
2. Fürst Edler, hab Geduld noch eine kleine Zeit.
 Die Hilfe der Götter ist stets an unsrer Seit'.
 Sie wollen uns für dies Weltgetümmel
 60 Bereiten einen Götterhimmel,
 Welcher besser und schöner ist

Als Augustus mitsamen sein Götterreich.
O, dies freuen wir uns allzugleich.

1. Fürst Das Zeichen der Freundschaft fordere ich von euch.
2. Fürst ⁶⁵ Edler, dies geb ich willig euch.
1. Fürst Glück zu im Namen der Götter, wir reisen mitsam.
2. Fürst Hier ist meine Hand, edler Gespann.
1. Fürst Reisen nach Bethlehem hin,
2. Fürst Dort zu vernehmen des Kaisers Sinn.

Hirten (treten vor und singen)

- ⁷⁰ 1. O Brüder, sagt mir, was dies denn bedeut',
Dass Schafe und wir so freudig sind heut.
Es ist ja kein Wunder, so freudig sind wir,
O, sehet die Sterne, sie leuchten so schön.
2. O Himmel, und tauge von oben herab,
(Und sende uns deinen Gesalbten herab,)
⁷⁵ Welchen du verheissen dem Adam und uns;
Ganzer viertausend Jahr hoffen lasst uns.

1. Hirt (lustig)

Bruder mein, ich was weiss.

2. Hirt

Ich auch was weiss.

3. Hirt

Von Simeon, dem alten Greis.

- ⁸⁰ Er hat ein Gesicht gesehn,
Dass er nicht eher sterben wär,
Er habe den Messias gesehn.
Brüder, das ist meine Mär.
Brüder, lasst uns fröhlich sein,
⁸⁵ Es nahet sich die Zeit herein,
Dass der Messias zu uns wird kommen.
O Messias, lass dich sehn
Und erfülle unser Flehn.

Gastwirt (geht ein und spricht)

Ich muss auch hereinkommen, und muss sehn, was für
ein Getümmel in diesem Hause ist.

(Unter dieser Rede erbittern die Hirten.)

Hirten

Dass der Messias zu uns wird kommen,

- ⁹⁰ Fried' und Freude wird bringen den Frommen.

O Messias, lass dich sehn

Und erfülle unser Flehn. (Unter diesem Singen spricht der Wirt:)

Wirt

Potz Element, was soll dies Geschrei bedeuten?

(zu den Hirten)

O, ihr, meine Hirten, seid ihr es?

95 Sagt mir, Hirten, was ihr treibt,
Dass ihr heut' so freudig seid.

Hirten Wir wissen nicht, warum es sei,
Dass wir heut so freudig sein,
Uns ahnet, es sei die Zeit,

100 Dass uns Gott vom Himmelreich
Sendet uns den Messias,
Hört, mein Herr, die Freud' ist das.

Wirt Geht und seid ruhig! Erwartet die Zeit!
Das wird noch nicht geschehen heut.

Josef und Maria gehen ein. Josef geht zum Diener des Wirts und spricht:

105 Vetter, um eines wollt' ich bitten,
Wann ihr mich möcht' berichten,
Ob der Gastwirt zu Hause ist.
Um Herberg' wollt ich bitten zu dieser Frist.

Diener Ja, zu Hause ist er wohl,
110 Freund, es sind schon alle Zimmer voll.
Seht, er kommt daher gegangen.

Wirt (zu Josef)

Freund, was ist dein Verlangen?

Josef Es wird dir so wohl bewusst sein als mir, dass der Kaiser
ein Patent hat ausgeschickt, dass jedermann soll hier
erscheinen; so bitt' ich um Herberg'.

Wirt Was, Herberg' willst du haben? Ei, das sind Possen.
Ich bekomme andre Leut'. Bleib du nur draussen.

115 Zwar, hast du Geld zu verzehren,
So kannst du dich bei mir auch schon nähren.

Josef Nein, kein Geld hab ich nicht;
Ohne Vermögen steh' ich hier, wie du mich siehst.

Wirt Hast du kein Geld zu verzehren bei mir,
120 So hab ich keinen Ort zu behalten für dich.

Josef Erbarme dich doch diesesmal,
Dieweil das Geld ist gar zu schmal,
Ich werde mich schon aufrichtig aufführen bei dir.

Wirt Du magst ein aufrichtiger Vogel sein,
125 Das hört man an den Worten dein.
Wer ist denn der Gefährte, den du bei dir hast?

- Josef Mein Weib.
- Wirt Was, diese dein Weib, diese steht vor dich, diese ist passend auf deine Person, siehe sie nur genau an!
Wie alt ist dieses Mädel, welche du dein Weib nennst?
- Josef Ungefähr fünfzehn Jahre.
- Wirt Fünfzehn fünfzehn Jahr! (Zum Diener) Diener, was glaubst du zu diesem Mann?
- Diener In seinen redlichen Gesichtszügen erblicke ich Zutrauen.
Und dieses fordert auch Erbarmung.
- Wirt Jawohl, hinter manchem freundlich(en) zeigendem Gesicht steckt ein Schurke. Dies müssen ja Schmeichler sein.
Sagt weiter, wo seist du her?
- Josef Von Nazareth.
- Wirt Und so weit schleppst du so ein zartes Weiblein mit dir!
Du hättest ihr diese Reise ersparen können. (Zum Diener)
Diener, siehest du, seine Reden und seine Taten verraten seine Gesichtszüge. Er ist so eifersüchtig, dass er sie zu Hause gelassen hätte, dieweil sie so jung und schön ist, und er ist doch schon ganz mannbar, ich fühle kein Zutrauen.
- Diener Siehe, Herr, hast du unter allen deinen Gästen einen solchen Mann, der einen Wunderstab führen kann?
Kennst du nicht diesen Mann?
- Wirt Was willst du wohl mit diesem Wunderstab sagen? Ich kenne und glaube keine Wunder.
- Diener Kennen kannst du keine Wunder; aber durch deinen Unglauben leidet es doch keine Abkürzung.
- Wirt Berichte mich näher über diesen Wunderstab.
- Diener Höre kurz. Alle Jünglinge aus Davids Geschlecht mussten nach Gottes Willen ein jeder eine Rute oder Stab in Tempel bringen, und der Hohe Priester Zacharias legte alle diese Stäbe ins Heiligtum, und, siehe Wunder! dieses Mannes Stab wurde grün mit blühenden Lilgen, und die Jungfrau wurde am 23. Jänner durch Gottes Willen ihm gegeben.
- Wirt Ist das wahr, was mein Diener spricht?
- Josef Ja!
- Wirt Aus welchem Geschlecht bist du?

- Josef Aus dem Geschlechte Davids, und Bethlehem ist meine Vaterstadt, und alle Verlassenen haben gleich dir und mir die gewisse Zufluchtsgerechtigkeit.
- Wirt Geschlecht und Vaterstadt hin und her, ich gib dir keine Herberge.
- Josef Um Erbarmung — Erbarmung flehe ich vor dir. Schon vier Tage ist meine mühsame Reis'. Ich bitt, hab' Erbarmung um Herberg'.
- Wirt Was Herberg'! Du musst gewiss ein loser Vogel sein. Es siehet dir nicht viel Gutes aus deinen Augen, weil du ein so zartes Weiblein einen so weiten Weg mit dir schleppst; da du doch siehest, dass sie keine Zeit mehr vor ihr hat. Vielleicht ist ihre Geburtsstunde nahe. Ei, packe dich, mit einem solchen Mann, ich mag ihn nicht in meinen Augen haben. Er ist nicht wert, dass man ihn aufnehme. Ei, packe dich mit deinem schönen schwangeren Weib gar hinaus aus der Stadt; dort hat es einen Stall, wo Verlassene ihr Vieh einstellen. Dort ist es gut für einen solchen Vogel, wie du bist; dort kannst du bleiben, solange es dir gefällt.
- Hirten (treten vor und singen)
- O Herr, die Freud' steigt immer mehr.
O, wenn heut die Zeit da wär'!
O Herr, wie schön dies Weiblein war,
Und ihr Mann vom Davidstamm!
- 130 Ach, hättest ihn' ein Zimmer gegeben,
Wir wollten dir unsern Lohn geben.
- Diener Auch meinen Lohn nimm auch dazu,
Und vergönne ihm die Ruh
In dem kleinsten Zimmerlein.
- 135 Umsonst will ich dein Diener sein.
- Hirten (singen)
- Ja, Herr, in dein Haus sie aufnimm,
Und unsern Lohn schenken wir dir.
- Wirt Es soll nicht sein, denn euere Bitt' ist zu spät.
- Diener O Herr, zu spät ist es noch nie,
- 140 Die Verlassenen sind noch hier.
Bedenke, ihre Reise ist weit und beschwert.

- Erbarme dich des Mannes und seines treuen Gefährt.
 Sie ist so jung und schön,
 Ihresgleichen nicht in Bethlehem,
 145 Ja, im ganzen Davidstamm
 Ist sie die schönste Dam'.
 Sie stehn zwar ohne Vermögen hier.
 Herr, ich bitt', bezahle für sie.
 Wirt Dein Bitt' ist vergebens.
 Diener 150 Herr, aber eines erinnere dich,
 Du sollst ja erbarmen dich
 Über jeden, der dich um Herberg' fleht,
 Sieh, wie erbarmend er vor dir steht.
 Auch sollst du nicht sehn auf Person und Vermögen,
 155 Auch nicht auf Glaube, es sei Jud', Heid'.
 Dies erwäge, ein jeder dich um Herberg' bitt'.
 Dies sollst du ihn abschlagen nicht.
 Tust du das nicht, so bist du ein Feind bei Mensch und
 Ich bitte dich, der Armut nicht spott'. [Gott.
 160 Denn Armut ist älter als Reichtum.
 Bedenke, da Gott die ersten Menschen geschaffen,
 Nun, wo war dort Rang und Vermögen?
 Arm war der erste Mensch,
 Dies erwäge. Merk, dein Vermögen wirst verlassen,
 165 Wenn du wirst antreten die Ewigkeitsstrassen.
 Das Los ist zwar dein,
 Barmherzig oder unbarmherzig zu sein,
 Nach diesem wird deine Ewigkeit sein.
 Wirt Geh, Plaudrer, und schweig.
 Diener 170 Strafe mich, hab' ich unrecht,
 Essen und Trinken kann der Mensch bei sich tragen,
 Aber nicht die Herberge auf seine Schultern laden.
 Oder tat Gott denn unrecht, da er schuf die Nacht?
 Antworte mir und den Schöpfer straf',
 175 Dass er alles so einrichten tat.
 Wirt (bösa) Still und sei ruhig; ich behalte sie nicht.
 Josef (zu Maria)
 Maria, liebste Gemahlin mein,
 Jetzt weiss ich unser gar keinen Rat.

Ich hab' schon an allen Orten nachgefragt,

180 Aber niemand will uns nehmen auf.

Maria Ach Josef, liebster Josef mein,
Warst du auch bei den Freunden dein?

Josef O Maria, zu ihnen war meine erste Bitt',
Aber sie hörten und kannten mich nicht.

Maria 185 Nun, Josef, noch eines wage mir,
Gehe zu dem grossen Gastwirt hin,
Bitte, flehe, so viel du kannst,
Weiche nicht eher, bis du Herberg' erlangst.

Josef O Maria, meine Augen tränen noch,
190 Was mir der Mann hat angetan für Spott.
Weil ich Armer kein Vermögen hab',
So schlug er mir die Herberg' ab.
Er schalt mich gegen dich eifersüchtig,
Dass ich gehandelt unvorsichtig,

195 Er wiese mich hinaus vor die Stadt,
In jenen alten Stall neben die Stadt.

Maria O Josef, willkommen sei uns jener Ort,
Wo Gottes Vorsicht ruhet über uns dort.
Komm, Josef, leg' ab allen Schmerz und Spott,

200 Gott ist auch dort, weil unsere Not ist gross.

Josef O Bethlehem, o Bethlehem, hätt' ich dies von dir gedacht,
Darin ich bin geboren, und bin so veracht'.
O Freundschaft, Freundschaft, wie bald ist dein End',
Wenn der Mensch verarmt und kommt ins Elend.

Maria 205 O Josef, jammere und klage nicht,
Komm, wir ergeben uns in Gottes Vorsicht.
Gott und unser Schutzgeist ist an jenem Ort,
Er wird uns retten in aller Not.

Engel (gehen ein und singen)

Gloria, Gloria, Gloria in exelsis Deo!

210 1. Frohlocket ihr Menschen und freut euch zumal,
Euch ist heut geboren zu Bethlehem im Stall
Ein Kindlein so klein, so zart und so fein,
Soll euer Erlöser und Heiland auch sein.

2. Er ist herabgestiegen vom Himmel zu euch,
215 Und hat wegen euch verlassen den Himmel, sein Reich,

Dafür danket ihm und tretet zu ihm.
 Singt Gloria, Gloria, dem Neugebor'nen da, ja da.
 O, Jubel mit euch und Triumph für euch,
 Ihr Menschen, seid dankbar, das verkündigen wir euch.

(Zu den Hirten)

220 3. Nun, Hirten, blickt auf und fürchtet euch nicht,
 Nun eilet und glaubet der Engel Geschicht'.
 Dort neben der Stadt werdet finden den Ort,
 Ja, werdet ihr finden das Kindlein dort, ja dort.
 Nun gehet, eilet, euch nicht verweilet,
 225 Das Kindlein werdet finden auf Stroh und auf Heu,
 Ja Heu, auf Stroh und auf Heu.

Hirten:

Erster Bruder, was war das?

Zweiter Ich hab's gehört, ich weiss nicht was.

Dritter Es waren Engelstimmen.

Erster 230 Sie sagten, es wäre geboren ein Kind.

Zweiter Zu Bethlehem zwischen Esel und Rind.

Dritter In einem Stall, das ist das Zeichen.

Alle Hirten (singen)

1. Brüder, wenn das wahr soll sein,
 Wir in die Stadt hinlaufen,

235 Und dem kleinen Kindlein
 Ein jeder etwas kaufen.

Erster Und ich will ihm bringen ein Lämmelein,

Zweiter Und ich schenk ihm das Herze mein.

Beide mitsammen

Ich hoff' es wird auch angenehm sein,

240 O ihr lieben Brüder mein.

Alle 2. O Brüder mein, ich sehe dort,

Hint' an jenem Ort,
 Brüder, o, ein Kindelein,
 Zwischen Ochs und Eselein.

245 Seine Mutter ist so schön.
 Sehet dort den Vater stehn.

3. Brüder, nun wollen wir
 Fallen hin auf unsre Knie,
 Beten an das Kindelein,

250 Unseren Messias klein,
 Opfern unsre Herzen ihm.

Ach, in Gnaden es annimm.

Christkindlein (geht ein und singt)

Einen guten Abend geb' ihnen Gott,
Ich komm' herein ganz langsam und spot.

255 Ich komm' hereingetreten.

Ich will sehn, ob die Kinder fleissig beten.

Türk Ich bin ein Soldat aus Türkenland,
Des Nikolaus Diener werd' ich genannt.

Mohr (geht ein und spricht)

Eine weite Reis' hab' ich getan

260 Aus dem Lande Kanaan.

Nahe Arabien ist mein Vaterland.

Trag' Schwert und Lanzen in meiner Hand (er zeigt sein

Aus meiner Hand kann niemand retten

[Schwert].

Die bösen Kinder, die nicht wollen beten.

265 Aus fernen Ländern kam ich daher

Und will mich nach bösen Kindern umsehn.

Türk Nun kann ich es nicht übertragen,
Ich will bei meinem Herrn anklagen
Diejenigen Kinder, so Böses tun.

Mohr 270 Bruder, dies wollen wir tun,
Klagen sie mit Schärfe an,
Dass er sie bestrafe da.

Nikolaus (geht ein und spricht)

Ich komme auch herein zu dieser Frist,
Der Nikolaus bin ich ganz gewiss.

(Zu seinen Dienern)

275 Nun, ihr lieben Diener mein,
Jetzt bringet eure Klagen ein.

Türk Herr Nikolaus, ich tue klagen an
Diejenigen Kinder, so Böses getan.

Sie wollen nicht in die Schule gehen,

280 Sie bleiben in allen Winkeln der Gassen stehn.

Nikolaus Diener, dies trag' ich dir auf,
Auf solche Kinder schlage drauf,
Treib' sie in die Schule hin.

Möhr Herr Nikolaus, höre auch die Klagen an,

285 Auch siehe, wie sie auf den Schlitten glitschen
Und einander die Kleider vom Hals gerissen.

- Nikolaus Diener, siehst du dieses noch einmal,
 So nehme sie allzumal,
 Setze sie auf deinen Donnerwagen,
 290 Tue mit ihnen in die Heimat fahren.
 Dort gib ihnen weder Essen noch Trinken,
 Schlagen tu sie nach deinem Gutdünken,
 Sperre sie in finstere Kammern ein,
 Dort sollen sie des Todes sein.
- Mohr 295 Herr Nikolaus, dies tue ich mit Freud',
 Ich will sie sperren in finstere Kammern ein,
 Alldort sollen sie des Todes sein.
- Türk Herr Nikolaus, höre ferner an,
 Auch sogar in der Kirche dann
 300 Tun sie lachen und schwätzen
 Und tun ihre Schulbücher verletzen,
 Graben sogar die Buchstaben aus.
- Nikolaus Ach, das wäre doch ein Graus.
- Türk Noch mehr! Die Blätter aus ihren Büchern reissen
 305 Und in alle Winkel schmeissen
 Solche Bosheit treiben sie.
- Nikolaus Diener, siehst du dieses noch einmal,
 So übergeb' sie dem Schullehrer all',
 Dass er sie straf' nach dem Gesetz
 310 Und sein Gewissen nicht verletzt'.
- Türk Herr Nikolaus, die Eltern werden zanken,
 Anstatt sie ihnen sollen danken.
 Aber doch, meinen Befehl richt' ich aus.
- Nikolaus Ja, schone nicht, ich trag' dir auf.
 (Zu den Kindern)
 315 Kinder, werdet ihr nicht folgen euren Eltern und Schul-
 So werde ich euch meinem Diener übergeben; [lehrern,
 Dieser wird euch in die Kirch' und Schule treiben
 Und die Straf' wird gewiss nicht ausbleiben.
- Mohr Freudig ist mein Befehlsauftrag.
 320 Ihr Kinder, nehmt euch wohl in Acht!
 Find' ich euch noch einmal auf der Schlittenfahrt
 Und schwätzen in der Kirchen dort,
 Mit Steinern ihr auch werfen tut,

Häuser und Fenster verletzen tut,
 325 Da will ich in den Gassen auf euch passen,
 Tu ich euch erhaschen,
 So will ich euch an grosse Ketten fassen,
 Dann will ich mit euch fortspazieren
 Über vierhundert Meilen, da werdet ihr verlieren
 330 Eure Eltern, nicht mehr sehn,
 Da werdet ihr vergebens weinen und flehn,
 Dann will ich euch sperren in finstre Kammern ein
 Alldort sollet ihr des Todes sein.

Nikolaus (zum Christkindlein)

Sei mir willkommen, liebes Christkindlein mein,
 335 Ich tu mich deiner Ankunft von Herzen erfreun.

Christkind-
 lein Nikolaus, lieber Diener mein,
 Geh' und frag' die Eltern fein,
 Ob ihre Kinder gehorsam sein.

Nikolaus Liebes Christkindlein, ich will dir ganz gehorsam sein,
 340 Ich will fragen die Eltern fein,
 Ob ihre Kinder gehorsam sein.

(Fragt die Eltern aus)

Eltern, sind Ihre Kinder gehorsam? Antwortet ja oder nein.
 Liebes Christkindlein, die Kinder wollen nicht gehorsam

Christkind-
 lein Wann die Kinder nicht wollen gehorsam sein, [sein.
 345 So geh' und schlag' mit Ruten drein.]

Nikolaus Liebes Christkindlein, nicht so geschwind!
 Verschone doch das kleine Kind.

Vielleicht, wenn du ihnen ein Geschenk wirst geben,
 Werden es bess're und frömmere Kinder werden.

Christ-
 kindlein 350 Nikolaus, lieber Diener mein,
 Wenn du der Kinder willst ein Vorbitter sein,
 So geh' und lass ihnen bringen ein Geschenk herein.

Nikolaus Diener, ihr meine getreuen Knecht',
 Die ihr in allen Sachen recht,

355 Geht hinaus auf meinen Wagen
 Und tut mir etwas vor die Kinder hereintragen,
 Damit ich ihnen ein Geschenk kann geben,
 Damit es bess're und frömm're Kinder werden.

Türk Herr, das wollen wir tun.

- Mohr 360 Und wann wir sollen verlieren unsre Schuh'.
 (Jetzt holen sie das Geschenk.)
- Nikolaus und Christkind (fragen die Kinder aus.)
- Türk Nikolaus, lieber Herr mein.
- Mohr Wir kommen mit dem Geschenk herein.
- Türk Sollt' es aber nicht sein genug —
- Mohr Sag's, so tun wir nochmals einen Sprung.
- Türk 365 Wir wollen beide in die Stadt laufen
- Mohr Und für unser eigenes Geld einkaufen.
- Nikolaus Es ist schon gut, es bleibt dabei.
- Christkind- Ich wünsch' ihnen eine schöne gute Nacht.
 lein Ihr Kinder, nehmt euch wohl in Acht.
- Hirten (treten vor und singen)
- 370 Brüder, wir sind gewiss,
 Dass dies unser Messias ist.
 Zwischen Ochs und Eselein
 Liegt er in dem Krippelein.
 O Brüder, er ist so schön!
- 375 Wir wollen alle Tag' hingehn.
- Wirt Sagt mir, Hirten, was ihr treibt,
 Dass ihr heut so freudig seid.
- Hirten Herr, als wir bei der Herd' da waren,
 Kam zu uns eine Engelschar,
 380 Und einer verkündigt uns die Freud',
 Dass der Messias geboren heut.
 Sein Vater und Mutter sind die Leut',
 Die du verstossen heut.
- Wirt Seid ihr gewesen dort?
- Hirten 385 Ja, Herr, wir sind gewesen dort
 Und wissen auch jenen Ort.
 Komm, wir wollen mit dir gehn,
 Tu das schöne Kind auch sehn;
 Komm, ach komm, tu mit uns gehn,
 390 Tu das schöne Kind auch sehn!
- Wirt Ist es weit an jenen Ort?
- Hirten Herr, vor der Stadt ist jener Ort.
- Wirt Zu weit ist es an jenen Ort.
- Hirten Komm, ach komm, ich bitte dich
 395 Keine Müh' wird gereuen dich,

Wann du wirst sehn das Kindlein schön,
Ich bitte dich, tu mit uns gehn.

Wirt Nun, so will ich hineilen.

Hirten Ach, tu doch nicht verweilen,

400 Nimm ein Opfer auch mit dir.

Komm, wir wollen gehn mit dir.

Wirt (macht die Nachreue)

Nun erfahre ich es klar

Von meinen Hirten da.

Sehr wahrhaft sind die Leut',

405 All Scherz und Lügen von ihnen sind weit.

Sie sagten mir von Engelstimmen,

Wie selbe das Gloria gesungen,

Und verkündigen zugleich

Allen Menschen viele und grosse Freud',

410 Dass der Messias geboren da,

Dort vor der Stadt in jenem Stall.

Ach Messias, Mutter und Vater,

Welche heut kamen und vor mich traten,

Bittend, flehend um Herberg' bei mir,

415 Ich aber hab' verstossen sie

Unmenschlich hin an jenen Ort,

Wo Verlassene ihr Vieh einstellen.

Dort, ach weh, was hab' ich mir gedacht,

Dass ich sie nicht beherbergt hab'!

(Zum Diener)

420 Ach, was ist doch für ein Mittel für mich?

Sage, wer ist der Bitter für mich?

Wohin, zu wem soll ich eilen?

Zur Krippe will ich eilen,

Den Messias suchen auf.

Diener 425 Ha, ha, du stolzer Reichtumsknecht,

Wacht auf dein Gewissen so unrecht!

Jetzt möchte dir der ganze Himmel zu Diensten stehn,

Vor Gott treten und für dich um Gnade flehn.

Und wann auch Moises und Samuel

430 Herauskämen aus der Vorhöll'

Und bitteten für dich,

So erhielten sie doch nichts für dich.
 Du darfst auch nicht gehen zur Krippe hinaus,
 Wann du nicht änderst deinen Lebenslauf.

Wirt 435 Mein Diener, du redest mir sehr hart,
 Aber wahr unmenschlich ist meine Tat.
 Ich schlug ihnen die Herberg' ab
 Und wiese hinaus vor die Stadt.
 Eilen will ich doch hinaus.

Diener 440 Eile mit gebessertem Lebenslauf,
 Und weinest du dort laute Tränen
 Und tust dich jetzt nach dem Messias sehnen
 Und fällst dort nieder auf deine Knie
 Und besserst du dein Leben nie,

445 So erlangst du keine Gnade, das sag' ich dir!
 Wirt Nun will ich in Reue eilen
 Und will bitten, dass sie mir verzeihen.

(Geht zu Josef und Maria)

Ach Messias, Mutter und Vater,
 Ihr kamet zu mir und mich batet
 450 Nür um Herberg', ich schlug es euch ab,
 Ach verzeihet, verzeihet mir diese Tat.
 Wählet euch bei mir das beste Zimmer.
 Bei mir, bitte ich, bleibet immer!
 Das ist mein Wunsch allein,
 455 Bei mir zu haben den Messias klein
 Und auch zugleich die Eltern sein,
 Das wünsch' ich mir und allen allein.

(Zu dem Volk)

Ja nicht mir allein,
 Sondern allen zugleich wünsch' ich euch das liebe Jesulein,
 460 Selbes zu sehn in ewiger Freud' und Herrlichkeit.

Amen.

Fine das heisst Ende,
 Wie froh sind meine Hände!

Karl Franz hat es geschrieben,
 Ja, ja, es ist wahr.

Das Lied vom Schlesischen Bauernhimmel.

Mitgeteilt von M. Hippe.

Hoffmann von Fallersleben hat in seinen mit Ernst Richter herausgegebenen „Schlesischen Volksliedern“ unter Nr. 269 mit der Überschrift „Der Bauernhimmel“ den Text eines Liedes veröffentlicht, das sich grosser Verbreitung erfreut und, wie es scheint, auf Schlesien und seine Nachbargebiete beschränkt ist. Es schildert mit derbem, durchaus echtem Volkshumor die Freuden, die der schlesische Bauer angeblich vom Himmel erhofft.

Das Lied ist uns zum ersten Male bekannt geworden aus einer Aufzeichnung J. G. Meinerts, der im Jahre 1817 eine Fassung in der Mundart des Kuhländchens veröffentlicht hat. Aus dem Troppauer Kreise hat 20 Jahre später F. Ens (Das Oppaland und der Troppauer Kreis, Bd. 3 (Wien 1836), S. 73) einen anderen Text mitgeteilt. Weitere Fassungen sind veröffentlicht worden durch A. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien I (1865), S. 334, Nr. 170, aus der Grafschaft Glatz in einem eigenartigen, politisch gefärbten Text, der auf die Zeit der Hardenbergischen Reformgesetzgebung weist, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrg. 9 (1899) S. 446, bei Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz (1911), Nr. 164, bei Knappe, Die Volkslieder und Volkstänze des Riesen- und Isergebirges (1912), S. 88. Vgl. ferner Mittler, Volkslieder der Deutschen 1323; Erk-Böhme, Deutscher Liederhort III, S. 549; Fr. Günther, Die schlesische Volksliedforschung, S. 204 (Hopsa, hopsa rüber on über).

Eine Fassung, die alle bisher bekannten an Alter überragt, findet sich nun in einer Handschrift der Stadtbibliothek zu Breslau (Hs. R. 2301), die den Titel führt „Arien-Büchel vor mich Gottfried Grunwald von Siegendorff. Anno 1753 d. 31. May geschrieben“. Das Lied ist dort mitten unter nicht mundartlichen, meist wohl aus gedruckten Sammlungen stammenden Gedichten auf Blatt 8^a bis 10^a aufgezeichnet und hat folgenden Wortlaut.

Das Bäurische Freeda-Laba.

In der Melodie:

Lasst uns, Brüder, wacker sauffen, | alls verlüdern, alls verkauffen, | hob sa sa.

1. Wenn wir warn as Schmos Land kumma, | hot die Plog a End genumma,
sies ke Omtmonn, sies ke Schinder, | sies ke Soldat, sies ke Sinder, hob sa sa.
2. Sies ke Prügel, Stuck noch Klaus, | ieder wohnt am guldnen Hausa,
sies ke Accis, sies ke Stoyer, | alls is wulffel, nichts is thoier.
3. Sies ke Brumma, sies ke Beissa, | sies ke Steche, sies ke Reissa,
sies ke Wiehthun, sies ke Schmartz, | es gibt eem ouch noch Wuntsch u. Hertza.
4. Durt am Schmaossland hats ke Rotza ¹⁾, | shot kein Ilstern ²⁾, shot kein Kotza ³⁾,
shot keine Morder, shot kein Moise, | shot kein Wantza, shot kein Loisa.

¹⁾ Ratten. ²⁾ Iltisse. ³⁾ Katzen.

5. Durt am Schmaossland iss a Laba, | wu ma frist de besta Baba,
Teige Birna, Walscha Nüssa, | hot ma täglich ufm Tische.
6. Honig Schnittla, dass se klecka, | doss ma muss die Finger lecka,
Laberwürstla, zwippel Fischla | und die schönsten Blumen-Büschla.
7. Kromer Nalcka ufm Poppe, | nischt vu Gritza, nischt vu Groppa,
lotter braone Knorpel Bissla, | iedem ey am Gulden Schissla.
8. Zucker Kalmes fer a Maga, | Rusa Wasser für de Oga,
Wos ma brocht, dass ist verhanda, | wennis gleich wär aos frenda Landa.
9. Frassa warn wer, dos wir rilpsa, | nischt vo Arbsa, nischt vu Peltza ¹⁾,
lotter fette Schwene Brota | und die grossa Wurst gesotta.
10. Wenn wir warn Ziebeba ²⁾ assa | und dass Gald mit Vierteln massa,
und ochs Guld mit Pfunda wiega, | neue Zippel Peltze kriega.
11. Wennis nu wird zum Saoffa kumma, | dau, dau warn die Boiche brumma,
wir warn Ween for Wosser scheppa | und hem tran a guldnen Töppe.
12. Wann mer saoffen, macht ma trarum | mit der Drummel trarrarum,
und der Pfeffer ³⁾ wird ufmacha, | dass ma sich wird schückicht lacha.
13. Wann se warn Trumpeta blasa | und wer warn hon gala ⁴⁾ Hosa,
da warn olle schreyn und singa | und mit gleechen Füssa springa.
14. Wann wer nu hon sott gesuffa, | warn wir gihn as Bette schloffo,
und warn um die Wette schnorcha, | keiner dorff a Seger hurcha.
15. Wanns der Schmaoss Herr welde gaba | a sich Samta, Seida Laba,
und liess sein Gebaute hala, | doss wir nicht die Thür verfahla.

Über den Schreiber des Liedes Gottfried Grunwald ist nichts bekannt. Seine Heimat Siegendorf, ein Dorf im Kreise Goldberg-Haynau, ist vielleicht, aber nicht notwendig der Herkunftsort des Liedes. Mancherlei spricht sogar dafür, dass der vorliegende Text weiter südöstlich zu lokalisieren ist. Die Strophen 5, 2; 8, 1; 8, 2 sind nur in dem alten österreich-schlesischen Gebiete nachzuweisen.

Die Bedeutung der mitgeteilten Fassung liegt darin, dass sie erheblich älter als alle bisher bekannten ist. Sie hat aber auch ihre besonderen Eigenheiten. Die Strophen 4, 1; 4, 2; 7, 1; 7, 2; 12, 1 sind in keiner der sonst bekannten Fassungen überliefert. Der (im Österreichischen verbreitete) Ausdruck „Zibeben“ (Str. 10) ist nur unserm Texte eigentümlich. An der entsprechenden Stelle des Liedes wird in der Grafschaft Glatz (Amft, Str. 18) und im Troppauischen (Ens, Str. 5, 1) dafür „Rusinka“, das im Schlesischen noch heut üblich ist, gebraucht. Die auffallendste Eigentümlichkeit der Grundwaldschen Fassung aber ist, dass die geschilderten Freuden nicht vom Himmel, sondern von einem „Schmausland“ erwartet werden, d. h. von einer Art Schlaraffen-

¹⁾ Pilze. ²⁾ Grosse Rosinen. ³⁾ Pfeifer. ⁴⁾ Hs. hala.

land, dessen Gebieter in Strophe 15 „Schmausherr“ genannt wird. Diese Bezeichnungen „Schmausland“ und „Schmausherr“ sind sehr merkwürdig und sonst nicht belegt. Sie sind weder auf schlesischem Gebiete bekannt, noch in andern deutschen Mundarten nachgewiesen. Da alle andern Fassungen des Liedes vom „Himmel“ sprechen, entsteht die Frage, welcher der beiden Ausdrücke „Himmel“ oder „Schmausland“ in unserem Liede der ursprüngliche ist. Die Antwort ergibt sich ohne Schwierigkeit durch einen Blick auf die 15. Strophe, die in unserer Fassung wenig verständlich ist und ihren eigentlichen Sinn erst durch den Wortlaut der jüngeren Fassungen des Liedes erhält. Bei Hoffmann-Richter heisst es, in der Hauptsache übereinstimmend mit allen andern Fassungen, in Strophe 39/40:

Is das nich a hübsches Laba? | Wenns doch Gott bal welde gaba!
Drüm lasst uns die Gebote hala, | dass ber 's Thürla nich verfahla!

Das Verfehlen der Tür hat nur einen Sinn, wenn man an die Himmelstür denkt. Man wird also annehmen müssen, dass die ursprüngliche Form des Liedes vom Himmel und von Gott sprach, und dass die Umdeutung in „Schmausland“ und „Schmausherr“ in der Grunwaldschen Fassung trotz ihres Alters der echten Form des Liedes nicht angehört. Vielleicht hat man in kirchlichen Kreisen Anstoss daran genommen, dass die sehr weltlich und drastisch geschilderten Freuden in dem vielgesungenen Liede mit der Vorstellung vom Himmel und dem Herrn des Himmels verknüpft waren, und aus diesem Grunde die harmlosen und in religiöser Beziehung unbedenklichen Begriffe „Schmausland“ und „Schmausherr“, die schon auf den ersten Blick durchaus unvolkstümlich anmuten, in den Text des Liedes eingeführt.

Aus meiner Sammelmappe für Volkskunde.

Von Karl Olbrich.

I. **Ôsbeen.** In den Sommerferien wohnte ich im Petzer im Riesengebirge. Gelegentlich stellte ich an meinen Wirt die Frage, ob er im Hause Ungeziefer, besonders Schwaben, habe. Er entgegnete, dies sei unmöglich, da er ein „Ôsbeen“ im Ofen habe; das sei ein Pferdeknochen, der sei dort eingemauert. Gleiches konnte ich dann bei den Nachbarn feststellen.

(Mitgeteilt von Studienrat Biedermann).

Drechsler (Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien) kennt diesen Brauch nicht; er berichtet nur, dass Knochen vom Karfreitagsbraten, in den Acker ge-

steckt, die Sperlinge abwehren sollen (II, 57). Dagegen teilt Ulrich Jahn (Die deutschen Opferbräuche bei Ackerbau und Viehzucht, 1884) mit, dass man in Böhmen, wenn ein Baum schlecht trägt, einen „Aasknochen“ in seine Äste hängt (S. 213); auch werden Knochen an einem Platze im Hause aufgehängt oder unter der Torschwelle vergraben, die als zauberkräftiger Talisman gegen Krankheit, Behexung, Gewitter schützen sollen (S. 323). Er deutet es wohl mit Recht als nicht mehr verstandene Reste eines Pferdeopfers für Wotan. Die Knochen der geopfert Tiere wurden, als geweiht, abwehrend-schützende Talismane. Jahn nimmt an dem Worte „Aasknochen“ Anstoss und meint, als das Verständnis schwand, habe man mit dem Knochen von einem Aase die nicht Frucht tragenden Bäume „beschämen“ wollen (!). Da der Bauer im Petzer seine Schwaben aber wohl kaum mit dem „Ösbeen“ beschämen will, erscheint es mir doch besser, man fasst anstatt dieser gesuchten Erklärung Aasbein schlicht als Knochen eines toten Tieres auf, die auf eine alte Opfersitte noch hinweisen.

Wollen die Siebenbürger Sachsen ein neues Gebäude gegen die Elemente schützen, so vergräbt der Zauberer, ehe er den sogenannten Hofbann spricht, die Knochen eines Pferdes in dem Bauplatze (Ethn. Mitt. aus Ungarn, Bd. III Heft 1/2).

II. Steinnachwerfen. Bei der Beerdigung eines wegen seiner Schärfe im Dienste sehr unbeliebten Finanzers bei den Grenzbauden im Riesengebirge fiel mir auf, dass das Grab rings dicht mit Tannenzweigen umgeben war; ich erfuhr, die Verwandten hätten dies getan und auch alle Steine in der Nähe entfernt, damit niemand dem Toten aus Groll einen Stein ins Grab nachwerfen könne.

(Von demselben.)

Es ist wohl eine Erweiterung der sprichwörtlichen Redensart: „Steine auf jemanden werfen“ im Sinne von „jemanden einer Schuld zeihen“ (3. Mos. 24, 14 ff.; Joh. 8, 7; vgl. Borchardt, Sprichwörtliche Redensarten, S. 455). Ein altertümlicher Rechtsbrauch scheint es nicht zu sein (vgl. J. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 181 unter „Stein“).

III. Hauswiesel. Im Petzer glauben die Bauern, dass jedes Haus ein besonderes Hauswiesel hat. Nach der Farbe des Tieres (braun, rot, grau) richten sie sich beim Halten von Vieh. So wollte der Bauer Bradler auf dem Braunberge seine rote Kuh, obwohl sie nur wenig Milch gab, nicht verkaufen, weil er ein rotes Hauswiesel hatte.

(Mitgeteilt von Studienrat Dr. Mätschke.)

Drechsler a. a. O. II, 234; zu dem „Gevatterle“ als Seelentier vgl. Mitteilungen XIX, 14.

IV. Betschel. In Zottwitz, Kreis Ohlau, sagen die Kinder beim Spielen: „Hust een Tåler, gī uf a Morgt, koof der ne Kuh, a Betschel derzu! Kille, Kille, Lenzel, is Betschel hāt kee Schwänzel.“

(Von demselben.)

Es ist ein Nachtrag zu Mitteilungen XXI, 120 f., wo G. Schoppe die Worte patz, betsch, betze bespricht; in der Anmerkung wird Betschel als Bezeichnung für Kälbchen in der Gegend von Brieg und Neisse nachgewiesen. Die Belege scheinen demnach, in einer bestimmten Gegend zusammengedrängt, der Forschung nach dem Ursprunge des Wortes den Weg zu weisen.

V. **Nachgeburts des Pferdes.** Im Petzer prügelte ein Bauer seinen Hund, weil er die Nachgeburts des Pferdes aufgefressen hatte. Er hätte sie sonst im Stall vergraben, weil sie das Wohlfinden der Pferde fördere.

(Mitgeteilt von Studienrat Biedermann.)

Mit der Nachgeburts einer Wöchnerin wird mancherlei Magie getrieben; bald muss sie, vergraben, verwesen, damit kein Trübsal über die Wöchnerin kommt, bald benutzt man sie sympathetisch zum Bestreichen von Muttermalen oder zum „schwarzen Pulver“ (Drechsler a. a. O. I, 183 und II, 306). Hier gilt ähnliches von der Nachgeburts eines Tieres.

VI. Ein Bauer in Saalberg bei Agnetendorf vermietet nicht gern an Sommerfrischler, denn ihre Frauen gehen, wenn sie ihr Monatliches haben, unter die Obstbäume, und diese tragen dann nicht mehr. (Von demselben.)

Eine Vorsichtsmaßregel im Anschluss an den bekannten Volksglauben (Drechsler I, 221; II, 83. 86), von dem die Städter natürlich keine Ahnung haben.

VII. Ein als Freimaurer scheu angesehener Kaufmann in Breslau (Domviertel) besitzt neben geräumigen, hellen Kellerräumen, in denen er seine Waren aufbewahrt, noch einen kleinen, dunklen Keller, in den er niemand hineinlässt. Die Leute behaupten, dass er dort mit seinem Teuflein verkehre, das in einer Flasche eingeschlossen sei. In Wirklichkeit ist es seine Dunkelkammer, wo er die Platten entwickelt. Vgl. dazu meine Abhandlung „Die Freimaurer im deutschen Volksglauben“, Festschrift der Schles. Ges. f. V. 1911, Mitt. XIII/XIV S. 236 f.

VIII. Zu den mancherlei Vorzeichen, die als **Vorboten des Todes** in Schlesien gelten und sich als Redensarten festgesetzt haben (Drechsler I, 284), kann ich eine aus Brigittental hinzufügen. Dort sagt man, wenn einer im Sterben liegt: „A macht a Leder.“ Liegt hier etwa ein Vergleich der Handbewegungen des Sterbenden mit dem Walken vor? Oder weiss jemand einen anderen Grund?

IX. **Vom Bau.** Drechsler II, 1 erwähnt, dass, wenn das Sparrwerk eines neuen Hauses fertig ist, der Bauherr den Werkleuten ein Richtfest gibt, wobei der Polier herkömmliche Glückwunschworte spricht. Am Zobten halten die Arbeiter dem Bauherrn ein Schnur vor, und der Polier spricht: „Mit Gunst und Erlaubnis, zu schnüren, weil hier ein neuer Bau entstanden ist. Wir schnüren Kaiser, König und Fürsten und trinken, wenn wir dürsten. Drum bitt' ich um ein Glas Bier oder Wein. Das soll mit meinen Kameraden vertrunken sein.“ Ist der Bauherr geizig, so lautet heute, dem freundlichen Geiste unserer Zeit entsprechend, der Spruch: „Ich komme mit Hammer, Kelle und Lot, und wenn du nichts gibst, so schlag ich dich tot!“ (Mitteilung des Baumeisters J. in Zobten.)

Über die Not der Hausbesitzer klagen zwei Haussprüche an Gebäuden in Zobten: „Bauen ist eine Lust, hätt ich gewusst, was kusst, hätt ich's geluht“ und „Behüt uns, Gott, vor schwerer Zeit, vor Maurern und vor Zimmerleut!“

X. **Kinderspiele.** 1. Ringsuchen. Das Spiel und die dazu gesungenen Worte „Ringlein, Ringlein, du musst wandern . . .“ sind allgemein bekannt. Bei Pirscham sangen am Grabenrande sitzende Mädchen, während sie ein Steinchen heimlich weitergaben: „Trauer, Trauer! Hab' verloren meinen Ring! Ich will gehen, ich will sehen, ob ich finde meinen Ring . . . Pudel such!“ War der Ring von dem suchenden Mädchen entdeckt worden, sangen sie: „Freude,

Freude! Hab' gefunden meinen Ring! Ich will gehen, ich will sehen, wem ich schenke diesen Ring.“ Dabei gab die Finderin das Steinchen einer anderen, setzte sich in den Kreis, und das Spiel begann von neuem.

2. Flucht vor der Hexe. Vor einigen Jahren beobachtete ich bei Gabitz, wie kleine Buben und Mädchen, sich haschend, über einen Graben sprangen. Dabei sangen sie: „Hexel, Hexel — über'n Graben! Du sollst mich noch lang' nicht haben! Pui-etsch, Baba!“ Besonderen Spass machte es dem lustigen Völklein, wenn einer in das schmutzige, träge fließende Wasser plumpste. Das Spiel erinnert an den Volksglauben, dass man sich vor verfolgenden Hexen retten kann, wenn man über ein fließendes Wasser eilt (für Schlesien belegt bei Drechsler II, 147 und 246, vgl. Kühnau Schles. S. IV unter „Graben“).

3. Des Königs Töchterlein. Dieses bekannte Kinderspiel beobachtete ich vor einer Reihe von Jahren im Süden Breslaus in einer eigenartigen Form: Ein Mädchen bildete den Turm, indem es den Kopf zwischen die Knie steckte und mit beiden Händen oben zudeckte. Die anderen schritten langsam im Kreise rechtsherum und sangen: „Hier sitzt des Königs Töchterlein in einem Schlosse. Wir haben sie gefunden in einer festen Mauer. Steinbrechen! Steinbrechen!“ Der Kreis stand still, ein Mädchen schlug der Sitzenden auf die rechte Hand: „Die rechte Hand fällt ab!“, ein zweites, nachdem der Kreis wieder herumgeschritten war, auf die linke: „Die linke Hand fällt ab!“ Die erlöste Königstochter sprang auf, stellte sich in den Kreis, und eine andere trat an ihre Stelle. Maria Radczwill in ihrem trefflichen Buche „Singspiele“ (herausgegeben vom Zentralausschuss für Volks- und Jugendspiele) führt eine Reihe Varianten an und weist darauf hin, dass Friedrichs in dem Spiele einen letzten Nachklang der Brunhildensage vermutet.

Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten.

Von Friedrich Graebisch. (Schluss.)

Sonntagsvergnügen. govėnlije tantsmŭlije, dŭ hait(t)sutŭgė olė fontije on oftrmols ā nōch ā am vōchatŭgė gėhŭla vert, vŭr lalda, ā monĉha ŭrtan blōf—om kerĉhafestŭ, tsr kermŭs on tsr fŭsnŭĉ. ai dr ŭdmŭtsait⁶⁵⁾ vŭr ėvrhaupt kŭnŭ, dō vorŭn dŭ laitla mŭdŭ on blėn hiš drhŭime on dōĉta ā kŭi tanta.

ā fontija vŭr š kerĉhŭgėn dŭ hauptlŭche; ėverŭl rėntsŭn ŭdr ərŭn a gŭlėĉsŭ⁶⁶⁾ macha, dŭs dorft nŭ fen. tsr ondrhaldunĉ vŭrŭ gŭmŭtlije špŭlŭ gŭmacht, blŭs tsum tsaitfŭtraip, vŭ lŭ nŭ gŭsvėndŭ hŭsa: bŭfŭ lėvŭnŭ, šlendŭn, švatspĉtan, hŭnŭn, klen—on—grŭs—hunda, pŭŭšan, elfmandŭn, rapša, šundŭ—ofdeka on—(n)ŭĉ fel andrŭ. grŭf—on klŭin nŭm drŭ tŭil. ā andr tŭmp dŭmĉ vŭr gŭtrėva: šŭtamanla, bŭndršlŭn. bai dam letsta fŭsa r tsvėŭ anandr gėjaevr, a bŭndrlit vŭr gŭfŭnŭ, on bŭrŭrta liĉh dŭ bŭda nŭg—m taktŭ mŭt a henda.

Kirmes. vŭrŭn aim herpstŭ dŭ tŭgė kerŭsr, dŭ ŭdm vŭr frbai, vŭr ai jėdm

⁶⁵⁾ ŭdmŭtsait Erntezeit. ⁶⁶⁾ a gŭlėĉsŭ macha umherkneipen.

dorfe on derfla dē kermēs gehāla, tsu dār frvante on bēkante aigēlāda vurn. dō hot—(d)ē kermēs n grōsa vāt, on nōch dār švāra arpt a gantsa lumr vula fičh dē dorflaitē ā amōl n gūda tāk mačha. dē kermesa fen dočh vōl tsum ādenka ās kerčhē-aivain aigēfūrt vurn on hān desvājn a ārvērdičh āldr. hait-(t)sutāgē galda lē nemē fēl, vail jō imr āi fest dos andr traiprt; bālē ēl—a fest fō dām, bālē fō jem fřainē⁶⁷⁾, on dō ēs dē kermēs ols āltnōdīch gants nāvafachē. jō, tsu da āla tsaita vār lāva on lōstikāit bai ola tsu fēnda! kučha vūr gebaka, a šōf, enta, genšē vurn gēšločht, on asa on trēnka vār ai hele on fēle frhanda. gār a batj(1)aita vūr haitē mār gān vī festē. ā lōstikāit vār ēverāl tsu fēnda, on gēfānk šolt aus jēdm haufē. kermēslīda vurn ā fō vaivlan⁶⁸⁾ gēfona, dī fičh drmēt a mildē gōvē frdin vula. „mai līvr kermēsfātr, gēlopt—sai jefu krēst, ven du ā vī a kātr miaust on bēlē best,“ dās lidla fōm klen šēničh aus mētivālē vūr ēverāl ganē firgētrān on ganē gehārt. mēčōndr mačhta ā dē kījōna a antličh kōntsōrt mēt īrn paitsa, ven r īrj⁶⁹⁾ tsvēā ādr draiē kučhaknola kāma. ā dī krīčhta a štrāifla kučha.

Dreschen. a ālē pauanrējl hāist: „mēčhēēl brēnd—a ōmt(t)sēl“⁷⁰⁾, dās hāist, tsu dār tsait giw dos flējlspēla, s draša, vēdr lōs. dē tāgē vurn imr kēptsr, on dō must, em dos vās bret⁷¹⁾ vūr, must—(d)r marja on dr ōmt tsu hēlfē gēnuma vān on a bēstemtr tsel gēdroša vān.

bai a klen laita, dī vink felt hota, giws ondr draia: „kōčh kraut tsū, kōčh kraut tsū!“ gresrē drāša ondr lekša: „pfafkrūčha baka, pfafkrūčha baka.“ bai a pār grōsa vūr ondr očhta gēdroša, on dō hīs dr drašrslāk: „dr gair lētst m bolkalōchē.“ šēn vārš, ven dr drašrslāk s dorw—on s tāl—(l)ānk—(k)lōw. haitē es(s) drmēt frbai on krāišt očh dē drašmašīnē. ā bem draša vūr mončhē kōrtsvāile on nartāi gēmačht, afō: dr bālm gēšlān on dr flējl tantsa lōn. tsu da bēda dēman gehārd—a grōfl gēšēkē, on a jēdēs brōčhts nī fertičh. bem bālmšlōn vūr dr bālm ai dē lēnkē hant gēnuma, tsvēmōl mēt—(d)r rečhta hant drōfgēšlān on dr bālm tsvēmōl of a bōdm ofgēšlān, on drnōch must a fičh em fai āksē drēn on dr štēl vēdr ai dē lēnkē hant—(t)surčēkē kōma. drbai vūr dos šōrnštāinfājrlit gēfōna. bem flējltantsalōn vūr dē hanthāvē fir lēčh ruf ai dē hēndē gēnuma on dār flējl ai a drēniē bēvājunk brōčht, āvr afō, dos a ondr a fīsa vek(g)iw. dō hīs(s), dē pfūta hēva, lōnst giwgs ās šēnbāin.

bem draša gāl—ā nōch mončhs andr gēnaršē on gētōlsē. s šēnstē fō olm āvr vār, ven ausgēdroša vūr, s mātšvān on dē drašpfānka. vār a olrētsta šlāk mačht, vār mātš, lul vās tsum besta gān on vūr tēčhtīch ausgēlācht. na, on dr drašpfānka, dās vār a gūdē fāchē! štots da gāstan⁷²⁾ vurn vāisa klēsla mēt rōflōkatōnke fō dr paijn gebaka ādr jō gār pfānka gēfōta on kāfē drtsū gēkōčht.

Flachsbrechen. nōg m ausdraša giws ais brēch—ādr derhaus, a floks ausbrēcha. dē monsmr musta ruman⁷³⁾ on dē vaipslaitē mačhta n of dr brēchē

⁶⁷⁾ fřain Verein (Lehnwort a. d. Hochd., daher ai). ⁶⁸⁾ vaivla, gemeint sind die „fēnvaivla“. ⁶⁹⁾ īrj (vollere Form, bes. vor Zahlwörtern, manchmal noch verstärkt durch unbetontes r) ihrer = deren. ⁷⁰⁾ tsēl (m.!) bestimmte Arbeitsmenge. ⁷¹⁾ bret bereitet, vollbracht. ⁷²⁾ gāšta aus Gerstenmehl. ⁷³⁾ ruman (rummeln) durch eine Rummel (Vorrichtung mit eisernen oder hül-

rain. dās vār a štāvichtə⁷⁴) arpt, āvr trotsdām vūr drbai mončh lidla gəfəna on mončhr mutvəla drbai gətrəva, on vūr dō dr brəchštāb—on -drek on ā di ena⁷⁵) nī afō gəšpūrt.

Spinnen. nōch dām kām āvr nū dē šenstə tsait firš ləna on firš loštich-fen ā de raie, s špena. vens dasə⁷⁶) rečht štermt on kōlrt on dr šnē lich ēla-hōch oftermt, och vī šēn vārš dō ai dr varma štōvə, on gār afō šēn, ven dē špenrādla afō šnorta! nōchdām fičh on tūvričh bərečht on gəmacht vār, lāsa dē paijn on dē mādla om roka on a jədəs trāt of lai bestəs, em dos (s) a tsəl bret. varkas⁷⁷) on fleksas tsu vēvəganə⁷⁸) vūr gəšpəna on tsum roka gana, āi nōkvv tsum andan. mončh alt lidla vūr gəfəna on gəšičhta drtselt, afō rečht grūllich, on vens afō rečht šaudričh vār, dō flūg—a ošrtōp⁷⁹), fə am jəna porša gəšmēsa, tsr tirə rai; dās gā n šrek, on lis mončhə n hala lauta gāl⁸⁰) gēn on fūr r dr ārt nai⁸¹) ādr ai de helə⁸²). dam ošrtōpmonə gins gār ofte kōntrār⁸³), ven a di mādla drvošta, dār vūr gəbot!⁸⁴) dās vūr mončhəsmōl a hetse on a gəfletšə⁸⁵). lənōmt vūr mēt m tōnkan⁸⁶) fairōmt gəmacht; dr mutrgōts tsu ārn vūr ēr ofgəhārt.

Advent und Weihnachten. kām nū dr ópfend⁸⁷)—atsū, vūs afō a frdinst-lije handlunck vār, di aim štōkfenstan marja gəlāfa rorāta⁸⁸) tsu bəfuchə. šon kām ola di dřenruok ās křeskendla on ā a křesōmt. dō vorñ di āla křeskendla lidla imr on imr vēdr gəfəna, di āla lāna lə ai dr dřenruok ā di šēn kēndr—on jəna jārə, s vār doch dē šenstə lāvastsait! nēndr of a hailija ōmt tsū tsūchs křeskendlaspəl rēm, fə em haulə ais andr, on ēverāl vūrš mēt frāida raigəlōn.

on—(n)ū eršt om hailija ōmdə, dō vār a fest bəfōndrš fir dos klāine fōlk, dē kēndr! ols lān, nī blōf—ai dr štōvə, ā dasə fir a fanstan lāna ləvəivla āl šēnə vainochtsgəfənə, on ganə vūr ā a štēkə křesštrētsl on fōnst vās naus-gəlant. hēnə vorñ bai dr gəbort lichthla on ampala āgəlečht, on dē kēndr musta drfir bāta, bis (s) klīmt ons křeskendla bəšārt hot. fə da grōsa vurn di āla gəbraiče imr vēdr ofgəfrešt, glēkə vūr gəhōva, gətrāide vūr gəmasa, tsvepl- napla vurn gəmacht, em dos ma lāch, vī de mōnda van lisa⁸⁹). ā lichthla ai ar valšənōššālə lis ma švəma on lāch, vas⁹⁰) lāvāslīcht m čsta auslēša vīr. s fij—aim štole kričht hait s olrbestə on s mārštə futr. m gārta vurn dē ōpstbāime mēt štrōfāila gəbōnda, em dos—(l)ə m naia jārə vēdr flaisich frēchtə trūga. em

zernen Walzen) drehen. ⁷⁴) štāvicht staubig. ⁷⁵) ena (pl.) Abfälle vom Flachse. ⁷⁶) dasə draussen. ⁷⁷) varkas Wergfaden und aus Werg gesponnene Leinwand. ⁷⁸) vēvəgan Garn für eine „Webe“, d. h. soviel wie zu einem Gewebe von mindestens 60 Ellen nötig ist. ⁷⁹) ošrtōp ein schadhafter tōnerner Topf, der entweder mit Backobst und Süßigkeiten oder auch mit Kehrlicht u. dgl. gefüllt war. ⁸⁰) gāl Schrei. ⁸¹) dr ārt für nai das Fadenende fuhr bis auf die Spule. ⁸²) helə Raum zwischen Flügeln und Spule. ⁸³) kōntrār gēn misslingen. ⁸⁴) gəbot (gebadet) tüchtig begossen. ⁸⁵) gəfletšə Giessen. ⁸⁶) s tōnkan (das Dunkeln) die Dämmerung. ⁸⁷) opfent Advent. ⁸⁸) rorāta Roratemesse. ⁸⁹) lisa (mhd. liezen = losen) von einem guten oder schlechten Lose betroffen werden (d. h. hier: die Witterung der einzelnen Monate vorherbestimmen). ⁹⁰) vas (gen.) wessen.

tsvelwə vūr, vār nōch holvič⁹¹⁾ kun, ai də křesnocht gawə. dō kun ma ai ař fenstan—(n)ocht fə ola laita də laite meř ličtan of də kerčə tsūkoma fān, vos ař n šen aidruk macht. də vainočta čf—on blait—(d)i tsait fom ličta on fom folksgafanə on də šenstə m gantsa jāre!

Neujahr. tsum najarə vār jō meřondr a lořtič lāva on traiva, ven də gefendə vandrta on ā n andan ārt tsūga. dō vār vōl mončhmōl avink—(g)enaršə on gətělšə, on monč šendrlidla kloz mēt—(d)rtsū.

Fastnacht. fir on ā dr fāsnič vār tantsmūlijə, bem šenka em də faule; dō vūr dr šoft gəslān on must—(d)ə tentsrn m tentsr meř pfaŋka of(v)ata. ā də āla vorŋ dō frtrāta on reškírta meř—(d)r mutr n rāin⁹²⁾, em dos dr floks gorōta ful. ařogār vūr ā mončha ārtan ā dr fāsnič nōchmets a kendan a tentsla drlāipt.

Fastenzeit. ai dr fostə vorŋ rokagewə on andr tsoமாகemfə m gawə, vail jō di tsait, es vēdr of də feldr gin, di „paupfārijn“ vorŋ. on vail dr firte fostařontič dr lumřontij—es, dō femr vēdr om āfanə ākoma on veřn meř—(d)r šel-dəruk fom řenə on fom lořtičfen s rāt řem⁹³⁾.

Schluss. nū řamr⁹⁴⁾ tsurekə of dos lāva on traiva ai dr āla tsait: s vār dorjaus nī ař a tōtəs on laukvailijes āinrlāi. em opvekslunk vār kái kōmr. də laite vorŋ meř irř lōgə tsufrōdə on vorŋ gleklič drbai. di fēla āla folkslidr, ai dān ař rečt dr řen on də gadawka fə da dorflaita tsum ausdruke kām, on di ēvarāl on bai jēdr galājnhait gətreva on gəpfāčt vurn, řen imr mār řřvonda, on es bālə očj də kerčə nōch dr āintsijə ārt, vū dos folk řent, āvr ā nī ař, vis řrř, vens ondr řēč vār, řaw. vū ař, vī of da atlāinsta⁹⁵⁾ derfan də laite nōch fir řēč a āndocht hāla, mās⁹⁶⁾ nōch s mārštə folkstimlič řen, vail řə dō nōch of řēč āgəvēřa řen.

vail dr folksgafan k ai dr řriān vailə vōl nemə öflāva vat on a folk, vos nī řent, švaiksm on traurič aus(f)it, dō mečta doč vėničstns ai dr kerčə di řen āla daitša kerčhalidr, di tsu ola hailija tsaita posa, rečt gəpfāčt vān. di řen jō řēčr ā dat gətēčt on gəmacht vorŋ, vis folk nōch ganə řaw. dō es tsum řlusə čts vōl dar vōnš nōg—om rečta flekə:

heř⁹⁷⁾ aus, heř aus, dū folksgafan k, | tsum vinsta ai dr kerčə,
on nī řřtōma řōl dai klaw k; | dās hořt on venšt hons jerjə!

Kongress für Heimatkunde,

veranstaltet von der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
in Mährisch Schönberg.

Ausbau bestehender Organisationen und Vertiefung der Arbeit durch Arbeitsteilung waren die tragenden Gedanken für die Einberufung des Kongresses, die Feier der 700. Wiederkehr des Tages der Verleihung des Stadtrechtes an den Ort Mährisch Neustadt war massgebend für die Wahl des Kongressortes.

⁹¹⁾ holvič halbwegs, irgend. ⁹²⁾ rain Tanzstück, -tour. ⁹³⁾ s rāt řem im Kreise herum. ⁹⁴⁾ řamr sehen wir. ⁹⁵⁾ atlāin entlegen. ⁹⁶⁾ mā mag. ⁹⁷⁾ heř (impt.) halte.

Die Tagesordnung der beiden Kongresstage war im Hinblick auf die Unsicherheit vieler Zusagen sehr reich besetzt; und erfreulicherweise hatten die meisten Vortragenden ihre Teilnahme am Kongresse ermöglicht. Die Arbeit der einberufenden Gesellschaft und der Vortragenden in ihrer Fülle vermittelte viele Anregungen, und durch die Vorträge und auch Referate wurde das Wissen des Einzelnen vom Streben und Ziel des Anderen aufs wertvollste vermehrt. Mit einem Worte: der Kongress hatte den erwarteten Erfolg. Bei den künftigen Kongressen wird infolge der Erfahrung das noch Verbesserungsbedürftige geändert werden.

Der Kongress wurde am Sonnabend, den 18. August, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags, von dem Obmanne der einberufenden Gesellschaft, Dr. med. Fritz Rotter, mit folgender programmatischen Rede eröffnet:

„Die viele Mühe und Arbeit, die heute allenthalben auf die Erforschung der Heimatgeschichte verwendet wird, und die in den verschiedenen Zeitschriften und Tageblättern ihren Niederschlag findet, brachte in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Schönberg den Gedanken, einen Kongress aller dieser werktätigen Kreise einzuberufen, zur Reife. Die Gesellschaft hatte die Notwendigkeit erkannt, in einer Vereinheitlichung der Arbeit, in einer gemeinsamen Besprechung der Arbeitsrichtlinien der gesamten Heimatkunde über manche Kinderkrankheit und manches Verschwenden von Arbeitskraft hinweg zu helfen. Da Mährisch Neustadt in diesem Sommer die Siebenhundertjahrfeier beging, war es für uns entschieden, dass wir zu Ehren dieser Stadt den I. Kongress für Heimatkunde dorthin einberufen müssten, und der Herr Bürgermeister und die Herren des Festausschusses haben viel zum Gelingen des Kongresses beigetragen.

Unsere Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Schönberg will lediglich im Bereiche des schlesischen Sprachstammes tätig sein, und wir erwarten, dass Schwestergesellschaften mit ähnlichen Zielen erwachsen werden im Gebiete vom Elbedurchbruch bis zum Mittelgebirge, wo Sachsen siedeln, und im Süden vom bayrisch-wald bis zur Donau und March, wo der bayrisch-österreichische Stamm lebt. Vielleicht kann von der heutigen Tagung die Anregung ausgehen, volkskundliche Gesellschaften in diesen angedeuteten Gebieten erstehen zu lassen, so dass in Zukunft diese drei Gesellschaften die Kongresse für Heimatkunde gemeinsam veranstalten könnten, wobei dann unsere deutsche Universität in Prag die berufene Führerin dieser Organisationen der drei Sprachstämme wäre. Es ist jedermann einleuchtend, dass die Eigenarten des einen von einem Angehörigen eines anderen Sprachstammes nicht so leicht erfasst und richtig bewertet werden können, so dass in der Volkskunde von Partikularismus nicht gesprochen werden kann. Diese Dreiteilung in der Volkskunde erscheint geradezu oft notwendig, denn die Verschiedenheiten in den drei Stämmen sind organisch bedingt.

Unsere Gesellschaft bestrebt sich, durch Hinleiten zu strenger Wissenschaftlichkeit, die von so vielen aufgewendete Mühe möglichst nutzbringend für das ganze deutsche Volk zu gestalten. Es soll zunächst eine gewisse Systematik in der Sammlung, insbesondere aber in der Verwertung der Sammlung Platz greifen. Grundsätze der Wissenschaft dürfen nicht übersehen werden; die Arbeit, die doch hauptsächlich von Männern geleistet wird, deren Beruf ein anderer als die Volkskunde ist, soll davor bewahrt werden, im Dilettantismus

sich selbst zu verzehren. Darum haben wir auch den Anschluss an die schlesische Universität gesucht und haben diesen Anschluss und die weitreichendste Unterstützung durch die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Breslau und insbesondere durch Geheimrat Siebs gefunden.

Wir wissen, dass die Heimatkunde nicht Selbstzweck ist, und wir suchen nach dem Wege, der aus der Vertiefung des Heimatsgedankens unserem schwer bedrängten Volke vorwärts helfen kann. Vergleichen Sie die Zeit vor 100 Jahren mit dem Zustande, in dem wir uns jetzt befinden, da sehen wir eine mächtige Bewegung in der Studentenschaft und Turnerschaft, eine Bewegung, die ich mit der heimatkundlichen Bewegung unserer Zeit vergleichen möchte. Wir sehen unser Volk in schrecklicher Bedrängnis, aber wir erkennen rückblickend auch, wie jede Zerstörung den Antrieb zum Neuaufbau in sich birgt. Damals wie heute besinnt sich das Volk auf sich selbst und sucht in der Sammlung der eigenen Kräfte Halt.

Neben allem Elend, das nach dem Kriege und Umsturze auf uns lastet, dürfte das Hässlichste sein, dass Wissenschaftler anderer Nationen die Ergebnisse der Forschungen deutscher Gelehrter aus nationalen Gründen, ohne auf das Sachliche einzugehen, bekämpfen, und dass fremdsprachige Universitätsprofessoren gegen unsere deutsche Universität aus nationalen Gründen losziehen.“

Redner bespricht nun die Notwendigkeit der Wahrung des deutschen Charakters der Universität in Prag, dass die Gesellschaft das Verständnis für den Schutz der Universität fordert, und fährt dann fort:

„Wir können feststellen, dass nicht nur die Übergriffe fremder Völker, sondern auch die geistige Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes im Zunehmen sind. Ein Blick auf die Versammlung, ein Blick auf die Liste der Vortragenden zeigt uns, dass wir den Weg der eigenen Arbeit beschritten haben und wir können der Hoffnung Ausdruck geben, dass es uns gelingen wird, durch eigene Arbeit wieder hochzukommen.

Die Zertrümmerung der Habsburger Monarchie enthielt für unsere Deutschen des Gebirges, neben der Zerreißung manches unersetzlichen Bandes, auch ihr Gutes. Die Loslösung von Wien stellte das Denken des einzelnen einigermaßen um, und diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, dass die heimatlichen Lieder, die heimatlichen Bräuche wieder mehr Anklang finden. Es ist zu hoffen, dass durch die Vertiefung des Selbstbewusstseins unseres Volkes das sentimentale Wiener Lied aus unseren Gebirgsdörfern verdrängt wird und unseren alten Liedern Platz macht. Ein mächtiger Bundesgenosse ist uns hierbei der Wandervogel.

Wir wissen sehr wohl, dass bei solchen Versammlungen durch Mehrheitsbeschluss keine Streitfragen entschieden werden können; wir wissen auch, dass keine Entdeckung hier getan wird; jedoch ist die gegenseitige Aussprache mit Gleichgesinnten, im selben Gebiete Tätigen und auch wiederum mit solchen, die auf dem Nachbargebiete tätig sind, unendlich viel wert, zumal da die Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Heimatkunde notwendig und der einzelne nicht in stande ist, den ganzen Stoff zu beherrschen.

So hoffen wir denn, dass die Zerstörung, die nach dem Kriege hereingebrochen ist, die Keime zum Neuaufbau entfalte; zu jedem Aufstehen, zu jedem Entfalten und Gedeihen gehört aber Arbeit, und wir dürfen uns nicht

verhehlen, dass wir diese Arbeit selbst leisten müssen, wenn sie getan werden soll. So lassen Sie uns denn jetzt an die Arbeit gehen, ohne Verzagen, im festen Vertrauen auf die Kraft unseres Volkes, im festen Glauben an die Zukunft unserer Heimat, an eine glücklichere Zukunft des ganzen deutschen Volkes.“

Sodann begrüßte Dr. med. Rotter als Obmann der Schönberger Schlesischen Gesellschaft die Vertreter der philosophischen Fakultäten der Universitäten Breslau und Prag, Vertreter des deutschen Parlamentarismus, des Landesausschusses Mähren (D. S.) und der Feststadt, sowie die zahlreich erschienenen führenden Männer der Heimatbewegung. Der Kongress wurde begrüßt vom Bürgermeister Dr. K. Marzelli namens der Feststadt, von Senator Ing. Oberleithner namens der Parlamentarier der deutschen Nationalpartei, von Oberlandesrat Dr. Gabriel für die deutsche Sektion des Landesausschusses Mähren, sowie von verschiedenen Vertretern lokaler Verbände und Vereine.

Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Siebs, Breslau. Er sprach über die Aufgaben der Volkskunde. Begeisterten Beifall fanden seine in Kuhländler Mundart gesprochenen Worte. Geheimrat Siebs' Ausführungen machten auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck. Er hatte sich im Fluge die Herzen seiner Zuhörer erobert, die ihm nicht nur dankbar, sondern mit Herzlichkeit gegenüberstehen.

Als nächster Redner sprach Prof. Dr. E. Gierach, Prag, über „Die Germanen am Eschengebirge“. Er besprach die Ergebnisse der Sprachforschung der letzten Jahre zu den Namen der Berge und Flüsse nördlich und südlich des Altvatergebirges und gelangte zu dem Schlusse, dass für die allermeisten Siedlungen im mittleren Mähren und Schlesien eine slawische Zwischenzeit anzunehmen sei. (Der Vortrag erscheint im vollen Wortlaute in Dr. Lehmanns „Heimatbildung“.)

Hierauf kam Privatdozent Dr. W. Steller, Breslau, zum Worte über „Seelenglauben und Totenkult“. Er brachte Material über diesen Gegenstand aus allen Teilen der Welt zum Vergleiche und analysierte die Vorstellungen der Völker von Seele und Tod. Zu diesem Vortrag sprach Prof. Feyerabend, Görlitz, welcher Erfahrungen bei vorgeschichtlichen Gräberfunden vorbrachte.

Als letzter Redner des Vormittags sprach Schriftsteller V. Heeger, Gräfenberg, über „Die Volksbühne im Dienste der Heimatpflege“. Er teilte die Erfahrungen mit, die er beim Schaffen von Volksbühnen gemacht, und legte die das Bauerntheater fördernden und hemmenden Kräfte dar: die Spieler müssen vor allem sich selbst spielen können, und es darf nicht der Massstab von berufsmässigen Bauerntheatern, wie es z. B. die bekannte Exlbühne ist, angelegt werden. Es ist äusserst wichtig, geeignete Stücke für diesen Zweck zu schaffen, da die vorhandenen meist nicht entsprechen. Eine staatliche Unterstützung, daneben Preisausschreiben würden mithelfen, dieses Ziel zu erreichen.

Der Nachmittag brachte zuerst den Vortrag Dr. F. Peschel, Freiwaldau, über das „Motiv des wilden Jägers in schlesischen Sagen“. Der wilde Jäger ist Wotan, der in allerlei Gestalten die Phantasie unseres Volkes beschäftigt. Der Vortragende stellte ein ungeheures Material aus dem reichen Sagenschatze der schlesischen Berge bei. (Der Vortrag wird in der „Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens“ veröffentlicht.)

Anschliessend daran sprach Dr. F. Rotter, Mährisch Schönberg, über „Flurnamen“. Er verwies auf seine frühere Veröffentlichung und legte nur in gedrängter Kürze dar, dass wir aus den uns erhaltenen Flurnamen Rückschlüsse auf eine germanische Besiedlung unseres Gebietes bis in die Zeit der Völkerwanderung ziehen können. An der Diskussion beteiligten sich Dr. Braun, Troppau, Prof. Gierach, Geheimrat Siebs, wobei Gierach Flurnamen nicht als überzeugende Gründe für eine kontinuierliche germanische Besiedlung anerkannte; Siebs nahm einen vermittelnden Standpunkt ein.

Der folgende Redner Dr. J. Walzel, Troppau, sprach über „Mundartenforschung im Sudetengebirge“. Er hob einzelne Besonderheiten der Mundarten hervor, die von Ort zu Ort wechseln und die — namentlich in den Grenzgebieten — von den Nachbarmundarten beeinflusst werden. Er verlangte staatliche Förderung für volkkundliche Arbeiten. Bei der Diskussion sprachen Prof. Gierach und Dr. Steller.

Ein Lichtbildervortrag des Prof. L. Feyerabend, Görlitz, über „Ausgrabungen und Vorgeschichtliches aus Südschlesien“ beschloss den Nachmittag. An der Hand eines zahlreichen Lichtbildermaterials besprach er die älteste Menschheitsgeschichte und befasste sich besonders eingehend mit den der ältesten Diluvialzeit angehörenden Funden von Brünn und Předměst. Auch für die Folgezeit ergeben sich zahlreiche Belege für die Kultur in Mähren, das als eine der Hauptverkehrsstrassen zwischen Nord und Süd verschiedenen Kulturkreisen angehörte. Alle Funde weisen darauf hin, dass Mähren vor dem Zuzug von Slawen im 6. Jahrhundert auf einer erstaunlich hohen Kulturstufe stand. (Der Vortrag wird in der Troppauer „Heimat“ erscheinen.)

Am Abend des 18. August fand auf Wunsch der auswärtigen Gäste eine zwanglose Besprechung statt. Von der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde war lediglich Prof. Dr. Peschel anwesend, dem die Leitung des Abends übertragen wurde. Seinem Taktgefühl ist es zu danken, dass einzelne kleinliche Eifersüchteleien, die sich hier geltend machen wollten, beseitigt wurden. Das Ergebnis der Besprechung wurde anderen Tags in Form von Anträgen an den Kongress geleitet.

Am Sonntag, den 19. August, wurde die Tagung fortgesetzt. Als erster Redner berichtete Prof. Dr. J. Hauptmann, Neutitschein, über die „Heimatforschung und Heimatpflege im Kuhländchen“. Er hob die führenden Persönlichkeiten hervor, Meinert mit Pfarrer Beier, Jaschke, Enders und den noch lebenden Sammler Gendarmeriewachtmeister i. R. Weigel. Prof. Hauptmann gab auch Proben der Kuhländler Mundart, indem er zwei selbstverfasste prächtige Dialektgeschichten vorlas. An Weigel, den Altmeister heimatlicher Sammlung im Kuhländchen, wurde eine Drahtung gerichtet.

Anschliessend daran gab Prof. R. Klimesch, Freiwaldau, einen bedeutenden und fein gefassten Bericht über Fremdenverkehr und Heimatkunde.

Privatdozent Dr. A. Staffe, Wien, sprach sodann über den „Wert der Mendelschen Gesetze für die Familienforschung“. Er forderte die Errichtung einer Zentralstelle für Familienforschung, eines Mendelhauses, wo von wissenschaftlich geschulten Kräften diese Fragen weiter verfolgt würden und für alle Rat und Auskunft zu holen sei. Er erklärte sich bereit, Anfragen

über diesen Gegenstand zu beantworten. Die Diskussion dieses Vortrages war die lebhafteste des ganzen Kongresses, ein Zeichen, wie viele sich bereits mit diesen Problemen befassen, und wie richtig es war, auch diesen Teil der Kunde vom lebendigen Volk beim Kongress zu besprechen. Erfreulich war auch die fast einmütige Auffassung aller Redner über die Ziele dieser (rassischen) Bewegung, wenn auch die Wege zu diesen nicht die gleichen sind. Es sprachen Ing. Bürger, Dr. Gierach, Rotter.

Der Direktor des schlesischen Landesmuseums in Troppau, Dr. Braun, gab die Anregung, volkskundliche und heimatkundliche Tagungen in Anlehnung an volkskundliche Sammlungen zu veranstalten; er überbrachte die Einladung, den nächsten Kongress in Troppau zu veranstalten und gab der Freude Ausdruck, dass dann das Landesmuseum in Troppau seine reiche volkskundliche Sammlung dem Kongress zeigen werde. Es wurde einstimmig beschlossen, den nächsten Kongress in Troppau abzuhalten.

Prof. Dr. E. Lehmann, Turn-Teplitz, sprach sodann über „Heimatsforschung und Heimatdarstellung“. Er analysierte die beiden Begriffe, durchdrang sie geistvoll und gab schliesslich die Anregung, Gemeindebücher für jeden einzelnen Bezirk anzulegen. In diesen Büchern soll alles heimatkundlich Erfassbare zusammengetragen und verzeichnet werden.

Als letzter Vortragender sprach Oberlehrer J. Blau, Freihöls, über „Volkskunde in Schule und Volkserziehung“. Er legte die neuzeitlichen Ansichten über die Organisation der Volksschule im Sinne des Heimatgedankens dar. Gleichzeitig streifte er die erschreckende Unkenntnis der benachbarten deutschen Stämme über das Deutschtum in der Tschechoslowakei. Mit diesem Vortrage war die Tagesordnung erschöpft.

Unterblieben waren die Vorträge: Jungbauer, Prag: Stammesmuseen; Bretholz, Brünn: Organisationsfragen und das Schwabentum in Südmähren; Fachlehrer I. Göth, Iglau: Heimatschule.

Sodann kamen in Form eines Berichtes des Dr. E. Lehmann jene Anträge zur Abstimmung, die bei der Abendbesprechung sich ergeben hatten. Es wurde die Forderung einer heimatkundlichen Zentralorganisation mit dem Sitze in Nordböhmen befürwortet; auch wurde diesem Zentralverbande anheimgestellt, eine Reichsstelle für Heimatbücher zu schaffen. Der Wunsch der Schulbehörden, ähnlich dem südmährischen, für die anderen Gebiete des Landes Heimatbücher zu schaffen, wurde zustimmend zur Kenntnis genommen.

Am Nachmittag hatten die Anwesenden Gelegenheit, das Wachsstockfest zu sehen, das einen alten Brauch zur Erinnerung an den Abzug der Hussiten von Neustadt darstellt, und unter der freundlichen Führung von Oberst Reimer die Sehenswürdigkeiten von Neustadt kennen zu lernen.

Bei der nächsten Tagung dürfte organisatorischen Fragen mehr Zeit eingeräumt werden als diesmal.

Der Kongress hinterliess bei allen ein Gefühl des Dankes für die Veranstalter, der Befriedigung und die Sicherheit, dass die Selbstbesinnung in allen Stämmen der in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen zugenommen hat.

Karl Krischke.

Friedrich Vogt.

Von Theodor Siebs.

Am 28. Oktober ist in Marburg der Gründer unserer „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“, der ordentliche Professor der deutschen Sprache und Literatur Dr. Friedrich Vogt gestorben. Die germanistische Wissenschaft hat in ihm einen bedeutenden Forscher verloren, die Universität Marburg einen hervorragenden Lehrer. Schlesien hat ganz besonderen Grund, sein Andenken zu ehren, denn mehr als ein Jahrzehnt hat er segensreich an der Universität Breslau gewirkt; vor allem aber hat er sich durch seine erfolgreiche und vorbildliche Arbeit auf dem Gebiete der schlesischen Volkskunde den Dank weiter Kreise erworben.

Friedrich Hermann Traugott Vogt wurde am 11. März 1851 zu Greifswald als Sohn des Konsistorialrats und Professors der Theologie Dr. Karl Vogt geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde dann im Herbst 1868 dort als Student der Philologie immatrikuliert; durch den Feldzug gegen Frankreich wurde sein Studium unterbrochen, aber nach Beendigung des Krieges in Tübingen und später in Leipzig fortgesetzt. Besonders auf Friedrich Zarnckes Anregung wandte er sich der älteren deutschen Literatur zu und promovierte in Leipzig am 29. Mai 1873 mit einer Arbeit „Die Létanie, ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts“. Zu Beginn des Jahres schon war er als Hilfsarbeiter an der Göttinger Bibliothek eingetreten, wurde ein Jahr darauf Assistent und später Kustos an der Bibliothek in Greifswald und habilitierte sich dort am 9. Mai 1874 mit einer Arbeit über „Die Wiener Genesis und Exodus“. Nachdem er 1880 das mittelhochdeutsche Spielmannsgedicht „Salman und Morolf“ herausgegeben hatte, wurde er am 8. Juni 1883 zum ausserordentlichen Professor ernannt. Am 27. April 1885 wurde er als Nachfolger von Friedrich Pfeiffer auf den ordentlichen Lehrstuhl der Universität Kiel und am 19. Juli 1889 als Nachfolger von Karl Weinhold

nach Breslau berufen. Nachdem er hier 13 Jahre lang gelehrt hatte, wurde er am 4. August 1902 zum ordentlichen Professor in Marburg ernannt und hat dort, in den letzten Jahren seiner Lehrpflicht enthoben, bis zu seinem Tode gewirkt.

An den genannten Universitäten hat Vogt eine grosse Zahl von Germanisten herangebildet und zu wissenschaftlichen Arbeiten angeregt. Seine Vorlesungen betrafen vor allem die deutsche Literaturgeschichte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, im einzelnen auch die Geschichte, Kritik und Erklärung des Nibelungenliedes und der mittelhochdeutschen Lyrik; gelegentlich las er über Goethes Leben und Werke und über Schillers Dramen; in grammatischen Vorlesungen behandelte er die Entwicklung der deutschen Sprache. Von den vielen wissenschaftlichen Arbeiten, die er angeregt hat, ist eine Reihe der wertvollsten in den von ihm herausgegebenen „Germanistischen Abhandlungen“ erschienen. Vogt war ein vortrefflicher und gewandter Redner; seine Art zu sprechen war ruhig und kühl wie sein ganzes Wesen, aber man fühlte die tiefe Durchdringung des Stoffes, und durch Sachlichkeit, Gründlichkeit und Wahrheit wirkte er stets überzeugend. Er verschmähte alle Phrase; um so stärkeren Eindruck machte es, wenn er einmal die Rede zu vollem Ton erhob. Zu Gebote stand ihm dieser höhere Klang gar wohl, ja auch schwungvolle Verse sind ihm gelungen: wir wissen, dass er solche zum Beispiel zu einem Festspiele „Phantasmagoria Silesiaca“ 1895 für den Deutschen Sprachverein und auch sonst gedichtet hat. In solchen Gelegenheitsdichtungen trat dann auch sein reicher und liebenswürdiger Humor hervor, und am trefflichsten wusste er ihn in mittelhochdeutschen Versen zu bekunden, wie er sie 1904 zu Felix Dahns siebzigstem Geburtstage in dem „maere von dem saelderichen“ dichtete.

Vogts höchste Verdienste liegen in seiner grossen Kenner-schaft des Mittelhochdeutschen. Das Gedicht „Salman und Morolf“, das bis dahin nur in einer minderwertigen Ausgabe von der Hagens vom Jahre 1808 vorlag, gab Vogt unter Zugrundelegung einer noch unbekanntenen Stuttgarter Handschrift in einer vortrefflichen Gestalt heraus; auch trug er zur Er-

forschung der Sage von Salman und Morolf bei, die auf orientalischen Ursprung zurückgeht und durch byzantinische Vermittlung in das Abendland und weithin von Russland bis nach Portugal gedungen ist. Die beiden bedeutsamen Aufgaben, sowohl rein philologisch-kritische Arbeit zu leisten, als auch die volksmässige Art der älteren Dichtung festzustellen, wurden in diesem Werke in einer ausgezeichneten Weise gelöst, und damit ward der ganzen weiteren Tätigkeit Vogts die Richtung gewiesen, die ihn sowohl zu einem der hervorragendsten Kenner und Forscher auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Literatur als auch zu einem der besten Vertreter wissenschaftlicher Volkskunde machen sollte.

Grosse Anerkennung hat sich Vogt auf rein philologischem Gebiete auch dadurch erworben, dass er die dereinst von Lachmann und Haupt geschaffene Sammlung „Des Minnesangs Frühling“ seit dreissig Jahren ergänzt und dann seit 1911 vollkommen umgestaltet hat. Es ist eine Ausgabe der Minnesänger vor Walther von der Vogelweide, die mit feinem philologischem Sinne den Text herstellt, den ganzen kritischen Apparat und einen höchst wertvollen Kommentar gibt. Fern von Willkür und Neuerungssucht, dabei aber zugänglich für jede Anregung und begründete Änderung, stets vorsichtig im Urteil, hat Vogt sich durch diese wie durch seine anderen Arbeiten den Dank aller Fachgenossen verdient.

Gewiss schätzen wir in der Wissenschaft den Gelehrten, der neue Vermutungen kühn vorträgt, sie aber, wenn sie sich als nicht haltbar erweisen, zurückzieht; höher steht uns derjenige, der gedankenreich seine Ansichten so wohl zu erwägen wusste, dass er nicht ein Wort zurückzunehmen braucht. Das gilt von Vogt. Und so ist er für uns durch seine gesamte „Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur“ der dauernde, zuverlässige und unentbehrliche Führer geworden. Das Werk war in zwei Auflagen im „Grundriss der germanischen Philologie“ schon vor langen Jahren erschienen; von einer auf drei Bände berechneten selbständigen Neuausgabe war 1922 der erste Band (als zweiter Teil des grossen von der Vereinigung

wissenschaftlicher Verleger herausgegebenen „Grundrisses der deutschen Literatur“) erschienen; mitten aus der Arbeit an diesem Werke, die Vogt — von den amtlichen Pflichten entlastet — rüstig zu fördern hoffte, ist er abgerufen worden. Die Vorsicht und Zuverlässigkeit, die ihn bei allen diesen Arbeiten leitete, ist auch dem ersten Teile der „Geschichte der deutschen Literatur“ zugute gekommen, die er gemeinsam mit Max Koch herausgegeben hat. Dieses Buch, das sich an weitere Kreise wendet, ist in verschiedenen Auflagen im Bibliographischen Institut in Leipzig erschienen und erfreut sich der grössten Verbreitung.

Das wohlerwogene und sichere Urteil Vogts wurde von den Fachgenossen sehr hoch bewertet. Als vor Jahren von beachtenswerter Seite die Ansicht vertreten wurde, dass dem Nibelungenliede ein lateinisches Epos nach Art des Waltharius zugrunde liege, zeigte Vogt, dass die dafür angeführten Gründe nicht stichhaltig seien, und wies die Quellenberufung der „Klage“ auf Pilgrims von Passau lateinische Aufzeichnung in eine jüngere Zeit (zur Geschichte der Nibelungenklage 1913); ebenso hat er in manchen Fällen, wo wichtige Fragen der Entwicklung des Minnesanges in Betracht kamen, als treu warnender Eckart gewirkt.

Aber nicht nur literarische, sondern auch reiche kulturgeschichtliche Ergebnisse brachten ihm seine Forschungen. Schon im Jahre 1875 hatte er eine wertvolle Abhandlung über das Leben der deutschen Spielleute verfasst; in späteren Jahren gaben ihm Amtsreden, als er das Rektorat bekleidete, und andere Gelegenheiten Anlass, über kulturgeschichtliche Stoffe zu handeln. Er sprach über das Königs- und Kaiserideal im deutschen Mittelalter und wusste mit feinem Sinne den Begriff des alten Treubundes zwischen dem Herrn und seinem ersten Diener zu entwickeln und sein Fortleben in dem Verhältnis Bismarcks zum ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches wiederzufinden; er redete über die kulturgeschichtliche Entwicklung des Wortes „edel“, das von dem Begriff der Abstammung auf das sittliche Gebiet übergeführt worden ist, und er beleuchtete die Entfaltung und Pflege des deutschen natio-

nalen Gedankens im Gegensatz zu der in der alten Richtung Frankreichs geltenden Auffassung.

Viele dieser Arbeiten zeigen eine besondere Teilnahme für das Volksmässige in der deutschen Dichtung. So ist es begreiflich, dass Vogt zur Zeit seines Wirkens in Schlesien den aufblühenden volkscundlichen Bestrebungen seine Kraft zuwandte. In Gemeinschaft mit einer grösseren Zahl eifriger Mitarbeiter rief er die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ ins Leben: sie ward am 28. Juni 1894 in einer öffentlichen Versammlung gegründet; Vogt ward zu ihrem Vorsitzenden gewählt und hat sie bis zu seinem Fortgange nach Marburg im Herbst 1902 geleitet; als ihr einziges Ehrenmitglied ist er ihr seitdem vorbildlich und treu geblieben. In der Eröffnungssitzung am 9. November 1894 hielt er einen bedeutsamen Vortrag über den schlesischen Volksglauben. Was er seitdem in der Gesellschaft durch seine mustergültige Forschung, durch reiche Anregung, durch die Herausgabe der „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ und von „Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen“, und, in Gemeinschaft mit seiner Gattin, durch treffliche Veranstaltung von Aufführungen für die Volkskunde gewirkt hat, ist weithin bekannt geworden. Seine wissenschaftlichen Beiträge zu den Sitten und Bräuchen, zu den Sagen und Volksliedern Schlesiens, vor allem aber seine „Schlesischen Weihnachtsspiele“ sind von grossem volkscundlichem Werte. Hatte schon Karl Weinhold 1853 in seinen „Weihnachtsspielen aus Süddeutschland und Schlesien“ den Wert deutscher Volksschauspiele für die Wissenschaft erkannt, so sah nun Vogt seine Aufgabe darin, eine Fülle von Adventspielen, Christgeburtspielen, Herodes- und Sternsingerspielen in Schlesien sammeln zu lassen, den alten Spuren solcher Spiele im 16. und 17. Jahrhundert nachzuforschen, die Texte mit philologischer Genauigkeit herauszugeben und — was besonders erfreulich war — auch mit grossem Geschick eine neue Gestalt dieser Spiele herzurichten, in der sie seitdem mit vielem Erfolge in Breslau und an anderen Stätten dargestellt worden sind. Bei diesen Forschungen ergaben sich beachtenswerte Einflüsse

der älteren gelehrten Literatur und auch der Knittelversdramen der Reformationszeit auf das volkstümliche geistliche Spiel des Mittelalters; daneben aber haben, namentlich in den Adventspielen, Weihnachtsumgänge mit altheidnischen Vorstellungen eingewirkt, und der Brauch des Berchtenlaufens und die Gestalt der Berchta und ihres zottigen Begleiters Rühpert oder Ruprecht hat sich in diesen Adventspielen erhalten. Bei den Aufführungen aber hat sich gezeigt, dass diese Spiele noch heute lebenswert sind und erfreuen.

Dass Vogt das letzte Ziel der volkskundlichen Arbeit nicht in der blossen Sammlung volkstümlicher Überlieferungen sah, sondern in ihrer wissenschaftlichen Erklärung, davon gibt auch seine bedeutsame Abhandlung Zeugnis, die den Dornröschenmythus mit dem antiken Mythos der Thaleia, der im winterlichen Todesschlaf ruhenden Vegetation, vergleicht und diesen antiken Mythos sowie die nordische Brünhildensage als Vegetations- und Jahreszeitenmythus erklärt — beiden liegt ein Stücklein urindogermanischer Gemeinschaft zugrunde, aber die märchenhaften Fassungen, die an den antiken Mythos anknüpften, sind seit der mittelalterlichen Überlieferung von Volk zu Volk gewandert. Wir erkennen Vogt auch hier als den weitblickenden volkskundlichen Forscher und als den vorsichtigen Urteiler, der es vermeidet, gleich manchem anderen Mythologen, nur den Mythos gelten zu lassen und die märchenhafte Entwicklung eines in späteren Generationen weitverbreiteten Stoffes zu missachten.

Alle solche Arbeit und das Bemühen, in Stadt und Land Teilnahme für die Volkskunde zu wecken, beruht letzten Endes auf der edlen sittlichen Grundlage tiefer Liebe zur Heimat. Mit ihr aber auf das innigste verbunden und ohne sie nicht denkbar ist die ernste, nicht durch hochtönende Worte, sondern durch stille, unermüdliche Arbeit wirkende Liebe zum Vaterlande. Und diese echte, ihm selbstverständliche Liebe zum Deutschtum war Friedrich Vogt eigen. Abhold jeder Phrase und allem Lauten und Aufdringlichen, trug er sie im Herzen und erwies sie durch die Tat. Er selbst hatte den Feldzug von 1870 mitgemacht; hoffnungsfreudig sah er 1914 seine Söhne

zum Kampfe hinausziehen; still trug er mit seiner Gattin die Sorge um sie alle und dann das grosse Leid, dass zwei von ihnen vor dem Feinde fielen; still auch trug er mit schwerem Herzen den Schmerz, dass Deutschlands Macht und Ehre so schlecht gewahrt wurden. Und sorgenvoll sandte er im Jahre 1919 der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ zum fünf- undzwanzigsten Jahrestage ihres Bestehens seinen Gruss mit dem heissen Wunsche für ein ungeteiltes Schlesien. Es ging ihm sehr zu Herzen, dass dieser Wunsch sich nicht erfüllte, denn Schlesien war ihm lieb geworden in den Jahren, da er für Schlesien viel gearbeitet hatte. Und er wusste Treue zu halten. Wahrheit und Treue waren der Kern seines Wesens, er hat sie bewährt in Leben und Wissenschaft.

Literatur.

Scherke, Dr. Felix, Über das Verhalten der Primitiven zum Tode. Philos. u. physchol. Arbeiten, hgg. von Th. Ziehen, Heft 7; Fr. Manns Pädog. Mag. Heft 938. 232 S. Langensalza 1923, Beyer u. Söhne. Gz. 6 M.

Der wertvolle Beitrag zur Erkenntnis des Verhaltens des Menschen zum Tode legt ein grosses ethnographisches Material wohlgeordnet vor. Eine brauchbare Begrenzung des Begriffes „primitiv“ ist nicht möglich, mit sogenannten Definitionen, an denen manche deutschen Philosophen so grosse Freude haben, ist hier nichts gewonnen; es handelt sich einerseits um Totengebräuche, anderseits um psychische Prozesse, und alles das findet sich in vielen Abstufungen, bei den sog. Naturvölkern, Halbkultur- und Kulturvölkern. Geschickt hat Sch. die Auffassungen vom Sterben und seiner Ursache, ferner die Trauergebräuche und den Unsterblichkeitsglauben zu Gruppen des ethnographisch-beschreibenden Teils geordnet, im psychologischen Teile aber die egoistischen und nicht egoistischen Verhaltensweisen gegenüber dem Toten und dann die Beziehung des Toten zu Seele und Leben. Sch. unterscheidet eine animatistische Totenvorstellung (der Tote wird als belebt, als Leben und Seele in einem seiend aufgefasst, und erst mit völliger Verwesung ist das Dasein beendet) und eine animistische (der lebendige Mensch ist eine Zweiheit von totem Körper und lebender Seele; trennt diese sich von jenem, so ist der Mensch tot); dazu kommt aber noch die bedeutsame Vorstellung von der zauberischen Wirkungsfähigkeit des Toten, und dieser Zauber Glaube kann zur präanimistischen (animatistischen) wie zur animistischen Auffassung hinzutreten. — Unter den durch Erfahrung gegebenen Deutungen (die höher zu bewerten sind als die philosophischen) findet sich

auffälligerweise keine Spur des für das Begreifen der Seelenvorstellung so wichtigen Alb- und Mahrenglaubens — sollten sich solche dem Traume nahestehenden Gefühle, dem Leben und dem Körper entrückt zu sein, nicht auch bei Primitiven nachweisen lassen? — Betont sei noch, dass das treffliche Buch auch für weitere Kreise höchst anregend zu lesen ist. Einer weiteren Auflage wäre ein Sachregister zu wünschen.

Siebs.

Otto, Dr. Walter, o. Prof., Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens. 94 S. Berlin 1923, Jul. Springer. Gz. 1,30 M.

Weit über den römischen Begriff der Di manes, θεοὶ χθόνιοι, hinausgreifend, handelt der Verfasser zunächst von dem ältesten Totenglauben bei den Griechen und unterscheidet die homerische Anschauung, nach der die Verstorbenen in ein fernes Schattenreich gehen, von dem Glauben, dass die Seele aus dem irdischen Körper erlöst in eine Seligkeit einziehen kann. Ein anderes ist die Seele des Lebenden, ein anderes die ψυχή des Verstorbenen, d. h. der ins Schattenhafte umgesetzte Leib. In ähnlicher Weise wird von Primitiven zwischen Lebensseele und Totengeist unterschieden. Sodann wendet sich O. gegen die Theorie des Präanimismus, die in der Vorstellung vom lebenden Leichnam die älteste und ursprüngliche Form des Totenglaubens sehen will. Die Anschauungen der Kulturvölker (z. B. der Semiten, ferner der Römer, die im Gegensatze zu den Di manes den genius als Lebensgeist und Geburtstagsgott kennen), sowie der primitiven Völker weisen auf eine Unterscheidung zwischen dem Totengeist, d. h. dem individuellen Verstorbenen als Schatten oder als Gespenst, und dem Lebensgeist. — Das Verdienst des Buches liegt vor allem in der Untersuchung des Totenglaubens der Griechen und Römer; insoweit der Totenglaube nach seinem Ursprunge überhaupt untersucht wird, geht der Verf. über einige allgemeinere Anschauungen, wie der Traumwirkung und der Auffassung der Seele als Atem usw., nicht hinaus.

—e—

Abel, Othenio, o. ö. Prof. d. Paläobiologie an der Wiener Univ., Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglauben. Wissen und Wirken, Bd. 8. Mit 8 Tafeln und 16 Textfiguren. 66 S. Karlsruhe i. B. 1923, G. Braun. Gz. 1 M.

Wie sich bei den argentinischen Indianern und bei den Chinesen Sage und Aberglaube an Reste fossiler Tiere geknüpft haben, so stehen auch bei uns Sagen und Märchen von Riesen, Drachen und Lindwürmern öfters mit Funden fossiler Überreste in Verbindung. Verfasser berichtet, wie die Entdeckung des Ichthyols, eines aus fischreichem Gestein der Triasformation fließenden Erdöls, zu einer Drachen- und Riesensage geführt hat; auch bei verschiedenen Lindwurmsagen haben alte Funde nachweislich mitgewirkt. Natürlich hat alter Aberglaube gemeinsam mit fabelhaften Berichten aus dem Altertum dabei eine Rolle gespielt, und naturgeschichtliche Unkenntnis, Betrugerei und ausgestaltende Phantasie sind in ihrer Wirkung nicht zu unterschätzen. Wie aber für alte fabelhafte Berichte des Mittelalters über Zwergvölker (man denke an die Epen von Alexander, Herzog Ernst u. a.) tatsächliche Grundlagen noch in unseren Tagen nachweisbar sind, so mögen solche auch in anderen Fällen in grösserem Masse anzunehmen sein, als es gewöhnlich geschieht. Besonders wird über die Basiliskensage, über Zyklopen und Riesen und über das Einhorn gehandelt, an

das von altpersischer Zeit an durch das Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert erstlich geglaubt wurde, und dessen Horn man vielfach in Funden von Mammutzähnen sehen wollte. Ein Abschnitt über den Gebrauch fossiler Reste als Amulette und über den Glauben an Versteinerungen beschliesst die wertvolle und anregende kleine Schrift.

Siels.

Drews, Arthur, Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie. Jena 1923, E. Diederichs. 319 S. 8°. Preis brosch. 7 M., geb. 10 M.

Dass zwischen vielen Mythen des Altertums und den kosmologischen und astronomischen Vorstellungen der Alten engere Beziehungen bestehen, war schon im Altertum bekannt. Auch dass in den Erzählungen des Alten Testaments und der Evangelien manches vorhanden ist, was an astralmythologische Vorstellungen des Altertums erinnert, war im christlichen Altertum bekannt und zugegeben. Man suchte den tieferen Grund für diese Ähnlichkeiten nicht durchweg darin, dass die betreffenden ausserbiblischen und biblischen Erzählungen nach astralmythologischen Motiven frei erfunden seien; vielmehr nahm man entweder an, dass die in Betracht kommenden altorientalischen Mythen ein Nachklang gewisser aus der ältesten Zeit des Menschengeschlechts kommender und mündlich überlieferter Erzählungen mit historischem Kern seien, oder man glaubte, die Providenz habe manche in den biblischen Büchern erzählte Ereignisse zu erziehlischen und vorbereitenden Zwecken am Himmel vorgebildet.

In neuerer Zeit ist man radikaler vorgegangen. Man hat meistens dort, wo in historischen Berichten astrale Motive erkennbar waren, die betreffenden Personen oder Ereignisse als unhistorisch bezeichnet. Manchmal schlug man auch eine Art Mittelweg ein, indem man an dem historischen Charakter der betreffenden Personen festhielt, aber dabei annahm, dass diesen Personen gewisse Handlungen oder Reden auf Grund astralmythologischer Vorstellungen angedichtet worden seien. Auf alttestamentlichem Gebiete hat der Panbabylonismus der historischen Auffassung mancher Berichte durch Heranziehung von Parallelen aus der babylonischen Mythologie den Boden zu entziehen gesucht. Nunmehr hat man dieselbe Methode auch auf das Neue Testament übertragen. Nachdem schon P. Jensen, vom Gilgameschepos ausgehend, die evangelischen Erzählungen einer einschneidenden Kritik unterzogen hatte, ist neuerdings das astralmythologische Material von Arthur Drews in den Dienst der Evangelienkritik gestellt worden. Auch das vorliegende Buch dient diesem Zwecke. Drews war bisher besonders durch seine Schrift „Die Christusmythe“ (1909) bekannt, welcher alsdann eine in denselben Ideengängen sich bewegende, einige Beweismomente weiter ausführende Studie über „Das Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu“ (1921) folgte. Dem letztgenannten Werke waren unter anderem zwölf Sternkarten beigelegt, ein Umstand, aus welchem man schon von vornherein auf die Bedeutung schliessen konnte, welche Drews den Vorgängen am Fixsternhimmel für die Erforschung des Sinnes und Ursprungs der evangelischen Erzählungen beilegt. Drews hat bekanntlich in seinem Buche „die Christusmythe“ aus der Astralmythologie zu beweisen gesucht, dass in mystischen Geheimsekten eines gnostischen Judentums die uralte mythische Gestalt einer

orientalischen Erlösergottheit kultisch verehrt worden sei, die dann in der durchaus als ungeschichtlich zu betrachtenden Person Jesu ein historisches Gewand erhalten habe.

Drews glaubt, dass die ablehnende Haltung, welche der grösste Teil der Exegeten sowohl gegenüber den Beweisgängen der Panbabylonisten als auch seinen eigenen oben genannten Schriften eingenommen habe, auf die mangelhafte Kenntnis sowohl der altorientalischen Sternwissenschaft als auch ihrer Bedeutung für das orientalische Denken zurückzuführen sei. In dem vorliegenden Buche macht nun Drews, um seine früheren Schriften über die Ungeschichtlichkeit Jesu verständlicher zu machen, den Versuch, eine Einführung in die Astralmythologie zu bieten; er hofft durch „Darlegung der astronomischen Voraussetzungen des Gegenstandes das Verständnis für diesen zu erschliessen“. Drews erklärt, dass er mit seinem neuen Buche auf dem grundlegenden Werke von Dupuis (*L'origine de tous les cultes*, 12 Bände, 1794) fusse und dass er dieses Werk teils ergänzen, teils berichtigen wolle. Er erklärt von vornherein, dass er niemandem das Recht zugestehe, über das von ihm Vorgebrachte ein wissenschaftliches Urteil abzugeben, der Dupuis nicht kenne, womöglich niemals einen Himmelsglobus genauer betrachtet und vom Sternhimmel keine Ahnung habe.

Referent erklärt von vornherein, dass er einen Himmelsglobus schon genauer betrachtet, sich auch einige Kenntnis vom Sternhimmel zu verschaffen versucht habe, dass er aber Dupuis nicht kenne; Referent will sich daher in der Kritik der grössten Zurückhaltung befleissigen.

Das Buch von Drews zerfällt in 10 Kapitel. Der Inhalt derselben wird aber übersichtlicher, wenn vorausgeschickt wird, dass das Buch in drei Hauptabschnitte zu teilen ist. Der erste Abschnitt verfolgt einen vorbereitenden Zweck, da er in das Wesen und die Voraussetzungen der Astralmythologie einführen soll (S. 5—38). Der zweite Abschnitt will eine Erklärung der griechischen, persischen, israelitischen, christlichen, germanischen sog. Mythen und des Mithraismus vom Standpunkt der altorientalischen Auffassung vom Sternhimmel bieten. Im dritten Abschnitt legt der Verfasser das astrale Schema dar, nach welchem die Evangelien von Markus, Matthäus und Johannes bei der Gruppierung der von ihnen erzählten Begebenheiten verfahren sein sollen.

Eine eingehendere Analyse möge aus dem reichen Inhalt des Buches einige charakteristische Momente herausheben.

Der Verfasser beginnt im ersten Abschnitt, der mit dem ersten Kapitel („Das Wesen der Astralmythologie“) identisch ist, mit einer Darlegung der astronomischen Voraussetzungen der Astralmythologie. Er erklärt in einer für gebildete Laien ziemlich verständlichen Weise gewisse Begriffe der Himmelskunde und legt auch dar, welche Auffassung die Alten von den Beziehungen der Himmelskörper zueinander hatten. In diese rein astronomischen Darlegungen verflucht der Verfasser aber schon einige astralmythologische Theorien, z. B. dass die Engel- und Dämonenlehre auf der Einteilung der „12 himmlischen Häuser“ in drei Teile zu je zehn Graden (36 „Dekane“) beruhe. Alsdann führt uns der Verfasser in das „Stierzeitalter“ d. h. in die Zeit, während welcher die Sonne bei der Frühlingsgleiche (21. März) im Stier aufging. Drews führt auf diese astro-

nomischen Verhältnisse die angebliche Tatsache zurück, dass damals die Sonne mit dem Stier gleichgesetzt wurde, und bespricht die mythologischen Konsequenzen dieser Gleichsetzung sowie der übrigen astralen Vorkommnisse jener Epoche. Hier werden wir schon mit der ganzen Methode des Verfassers bekannt gemacht. Das babylonische Welterschöpfungsepos, nach welchem der Sonnengott Marduk nach Besiegung der Tiamat die Welt bildet, wird aus den Himmelserscheinungen im Stierzeitalter erklärt. Auch eine Anzahl sonstiger Mythen, z. B. die Dionysosagen, die Sage vom Minotaurus, von der durch einen Stier entführten Europa, von der in eine Kuh verwandelten Jo, werden mit dem Sternbild des Stieres in Verbindung gebracht. Dass der ägyptische Apisstier ebenfalls hier in Betracht gezogen wird, ist leicht erklärlich. — Auf das Stierzeitalter folgt das Widderzeitalter. Während der letzten beiden Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung befand sich der Frühlingspunkt im Widder. An die Stelle der Stiermythen traten nach Drews die Widdermythen. Drews identifiziert mit dem Sternbild des Widder das Lamm, welches im Kultus der Perser, im Passahlamm der Israeliten, im christlichen Symbole des Lammes als eine Bezeichnung Christi uns entgegentritt. Dass Drews in dem indischen Feuergott Agni wegen der Ähnlichkeit des Namens eine Parallele zu Christus dem Lamm erblickt (Agni Deus = agnus Dei), dass die zwei Spiesse, welche die Israeliten dem Passahlamm nach Angaben des Justinus durch den Leib kreuzweise steckten, mit dem astralen Kreuz und dem christlichen Kreuz in Verbindung gebracht werden, dass die Zwölfzahl der Teilnehmer am israelitischen Passahmahl sowie die Zwölfzahl der Apostel, die beim letzten Abendmahl gegenwärtig waren, aus der Zwölfzahl der Stierkreisbilder hergeleitet wird, ist für die ganze Methode des Verfassers charakteristisch.

Im zweiten Abschnitt, der die Kapitel II—VI umfasst, geht der Verfasser auf die mythischen oder halbhistorischen Gestalten der griechischen Sage, alsdann auf die germanischen und persischen Mythen, endlich auf die von ihm als Astralmythen gedeuteten Erzählungen des A. und N. T. ein und sucht mit bewundernswerter Konsequenz alle in Betracht kommenden Personen und Ereignisse aus dem Sternhimmel herauszulesen. Drews schreckt vor keiner Schwierigkeit zurück, aber auch vor keinem einigermassen zulässigen Mittel, um die Schwierigkeiten zu beheben. Ist das eigentlich in Betracht kommende Sternbild nicht zu verwenden, so steht doch in der Nähe ein anderes, dem sich Züge abgewinnen lassen, welche in die Beweisgänge hineinpassen. Die ausserordentliche Vieldeutigkeit mancher Sternbilder, z. B. des Orion, erleichtert dem Verfasser seine kombinatorische Tätigkeit. Eine eingehendere Analyse dieses zweiten Abschnittes lässt sich wegen des ungeheuren Materials an Einzelheiten hier nicht geben, da eine solche eine eigene Broschüre füllen würde.

Der dritte Abschnitt (Kap. VII—X) enthält die Untersuchungen, auf welche es dem Verfasser besonders anzukommen scheint. Er wirft zunächst folgende Frage auf: nach welchen Gesichtspunkten sind die verschiedenen Erzählungen in den Evangelien aneinander gereiht, da sie doch, wie D. meint, gar nicht im Zusammenhange miteinander stehen und da jeder Evangelist seine eigene Reihenfolge hat? D. glaubt entdeckt zu haben, dass vor allem Markus,

dann aber auch Matthäus und Johannes die Reihenfolge der 12 Sternbilder des Tierkreises zum Prinzip der Anordnung des Stoffes gewählt haben. Der Messias gilt den Evangelisten als die durch die Tierkreisbilder wandelnde Sonne. Markus und Matthäus haben jeder dreimal, Johannes zweimal die Ekliptik vom ersten bis zum zwölften Sternbilde durchwandert und aus diesen Sternbildern und den benachbarten Gestirnen das Leben des Heilandes herausgelesen. Damit das reiche Material, das auch den kaltblütigsten Leser verwirren kann, überzeugender wirkt, hat Drews im letzten Kapitel (S. 307—316) die Sternbilder und die ihnen entsprechenden Ereignisse knapp durch Stichworte zusammengefasst. Er tritt zum Schluss der Meinung entgegen, dass alle seine Resultate auf einer fixen Idee beruhen, und sagt: (S. 306): „Wo alles Zug um Zug so bis ins einzelste stimmt, wo die astralen Motive, und zwar jeweils grade dort, wo man sie erwartet, so bestimmt und deutlich als Stichworte anklingen, als „Leitmotive“ den Gang der Darstellung und die Anwendung der Ereignisse bestimmen, und die Erzählung des Evangelisten sich unverkennbar an den Lauf der Sonne durch den Tierkreis anschliesst, wo die gleichen Motive in denselben Zeichen wiederkehren, da wird man von Selbsttäuschung wohl nicht sprechen können.“

Ref. muss erklären, dass er den Optimismus des Verfassers hinsichtlich der zwingenden Kraft seiner Beweisführung nicht zu teilen vermag. Man kann zwar auf diesem Gebiete keine Beweise von der Art der mathematischen verlangen. Aber man hat das Recht, sich den Beweisen gegenüber dann zu verschliessen, wenn man sieht, wie gequält, wie gezwungen die Kombinationen in den meisten Fällen sind. Es tritt noch ein Umstand hinzu. Der Verfasser ignoriert fast vollständig die ganze Literatur, die seiner Theorie ungünstig ist, und berücksichtigt nur die ihm zusagenden wissenschaftlichen Arbeiten. Ein ungünstiges Präjudiz gegen die Methode von D. schaffen ferner jene Ausführungen, die sicher Unrichtiges enthalten. Nach D. (S. 73) lässt die Genesis durchblicken, dass der Mensch ursprünglich ein zweigeschlechtiges Wesen war; denn es heisse Gen 1, 26: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde; als Mann und Weib schuf er sie.“ D. durfte das, was er will, aus dem Texte nur dann herauslesen, wenn zu lesen wäre: „Mann und Weib schuf er ihn.“ Bei Johannes dem Täufer, der „Stimme des Rufenden in der Wüste“ (Marc. 1, 3), sagt D. (S. 190), um die Beziehung des Johannes zum Sternbilde des *boötēs* herzustellen: „Die *phōnē boōntos* wurde als *phōnē boōtou* aufgefasst und so der Rufende dem „Steinbock“ zugeeignet.“ Der Sachverhalt ist aber folgender. Der Verfasser der LXX übersetzte an der entsprechenden Stelle bei Jes. 40, 3 das hebräische Wort *kōrē* richtig mit *boōntos*, und sicher hat kein Mensch im Altertum daran gedacht, die Stelle astralmythologisch zu verdrehen. — Dass der über den Gewässern schwebende Geist Gottes im 1. Kap. der Genesis die Milchstrasse sei, werde ich Drews nie glauben, auch wenn er hunderte von Abbildungen des Sternhimmels seinem Buche beifügt. Ebensowenig werde ich je glauben, dass der Fischmensch Oannes (oder Jannes) des Berossus etwas mit Johannes dem Täufer zu tun hat.

Ref. erklärt zum Schluss, dass er aus dem neuen Buche von Drews viel gelernt hat, dass er aber seinen Beweisgängen zu folgen nicht in der Lage ist, nicht um der Resultate willen, sondern aus methodischen Gründen. Auf weitere

Stellungnahme vermag sich Ref. nicht einzulassen, nachdem Drews allen, die Dupuis nicht gelesen haben, die Kompetenz zur Beurteilung seiner Beweisführung abgesprochen hat.

J. Nikel.

Olrik, Axel, Nogle grundsætninger for sagnforskning, utgivet af H. Ellekilde. 199 S. Danmarks folkeminder 23. København 1921, Schönberg. 7,50 Kr.

Das handschriftlich hinterlassene Werk des verstorbenen grossen Forschers Axel Olrik hat Ellekilde sorgfältig und mit ausführlicher Einleitung sowie mit Nachträgen herausgegeben. 1908 hatte Olrik in seiner „Episke love i folkedigtninger“ die wichtigsten Gesetze der epischen Dichtung gegeben, und darauf hatte er gleichsam eine systematische Anordnung der Grundsätze der Sagenforschung in sechs Kapiteln (199 Paragraphen) aufgestellt. Nach einer Scheidung der Sagen (in Götter-, Helden-, historische Sagen, sowie in höhere und niedere Überlieferung) spricht er von der Überlieferung und Quellenkritik (Zeit, Ort usw.), von den epischen Einflüssen bei Entstehung der Sage (Plastik, Einheitlichkeit), vom Weiterleben der Sage, von Grundform und weiterer Ausgestaltung (von Varianten und Dubletten und von der Frage, ob die einfachere oder ausgestaltete Form die ursprünglichere sei). Ein Anhang behandelt die Patriarchengeschichte des alten Testaments. Sehr dankenswert ist, dass Ellekilde zum Schlusse die Schriften Olriks (1883—1923) verzeichnet hat.

Siebs.

Kieckebusch, Dr. Albert, Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. Deutsche Urzeit I. 107 S. Berlin 1923, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Schon seit 1914 war beabsichtigt, die Ergebnisse der 1909 begonnenen Ausgrabungen zu veröffentlichen; jetzt erst ist es möglich geworden. Für lange, unermüdlige Arbeit gebührt dem Herausgeber und seinen treuen Helfern Dank. Die Beschreibung der Entdeckung und der Untersuchungsmethode, der Gestaltung des Hauses und des Dorfes, die Beschreibung der Einzelfunde und der Schlüsse auf die Besiedlungszeit und die Besiedler und ihre Kultur (es werden Germanen während des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung als Bewohner angenommen) ist rühmend und durch gute Abbildungen erläutert. Wir wünschen dem Fortgang der Bücherreihe „Deutsche Urzeit“ den besten Erfolg.

Winkler, Prof. Dr. H., Die altaische Völker- und Sprachenwelt. 86 S. Osteuropa-Institut in Breslau. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner. 1,50 M.

Reicher Dank gebührt dem hervorragenden Kenner der altaischen Sprachen dafür, dass er hier eine jedem verständliche Einführung in das leider so wenig gekannte und gepflegte Gebiet gegeben hat. Zunächst werden die finnischen Völker behandelt: die baltischen Finnen (Suomifinnen, Ehsten, Liwen, Wepsen, Woten) gegenüber den Mordwinen, Tscheremissen, Wotjaken, Syrjänen und den mit den Magyaren näher verwandten ugrischen Stämmen der Ostjaken und Wogulen. Weitere, leider nur kurze Abschnitte sind den Türken, Tungusen, Samojuden, Mongolen und Japanern gewidmet. Den zweiten Hauptteil bildet eine klare und übersichtliche Einführung in die Struktur dieser nichtindogermanischen Sprachen. Sie bietet nicht nur für jeden Denkenden ein volkskundliches Interesse, sondern schärft auch für alle sprachliche Erkenntnis das Urteil; wir sind von Jugend auf durch die für die indogermanischen Sprachen geltende

Systematik der Grammatik so einseitig beeinflusst, dass ein Einfühlen in ein ganz andersartiges Sprachleben eine gewaltige kulturelle Anregung bedeutet.

Finnische und estnische Volksmärchen. Herausgegeben von Aug. von Löwisch von Menar. Die Märchen der Weltliteratur, herausg. von von der Leyen und Zaunert. 301 S. Jena 1922, Eug. Diederichs. Gz. 6 M.

Die prächtige Sammlung, von der wir schon früher manche Bände besprochen haben, wird durch eine treffliche Übersetzung finnisch-estnischer Märchen fortgesetzt, die in Deutschland weiteren Kreisen, mag auch Finnland uns im Weltkriege besser bekannt geworden sein, bis jetzt nicht zugänglich geworden waren. Auch abgesehen von dem eigentlich Märchenhaften, bieten diese Erzählungen reichen Stoff für den volkskundlichen Forscher; durch die geschilderten Lebensverhältnisse und Charaktere sind sie kulturgeschichtlich bedeutsam. Märchenhafte Stücke aus dem Kalewala (die Gewinnung der Nordlandjungfrau und der Wundermühle Sampo) und dem estnischen Kalevipoëg (die Suche nach der Mutter und die Fahrten des starken Jünglings) sind aufgenommen. —e—

Kalewala, Das Nationalepos der Finnen. Übertragung von Anton Schiefner, bearbeitet und . . . ergänzt von Martin Buber. Verbess. Neuauflage. IV, 355 S. München 1921, Meyer und Jessen. Gz. 10 M.

Daniel Georg Morhof hat zuerst in Deutschland auf die Bedeutung der finnischen Poesie aufmerksam gemacht (1682). Erst viel später sind finnische Lieder zu einem epischen Ganzen vereinigt worden: 1835 gab Lönnrot seine Sammlung Kalewala von 12000 und dann 1849 eine grosse Erweiterung von 22793 Versen (in 50 Gesängen) heraus. Übersetzungen machten diese Poesie weithin bekannt. Jakob Grimm, der die schwedische Bearbeitung von Castrén kannte, hob die grosse Bedeutung dieser Dichtung in seinem Aufsätze „über das finnische Epos“ (1846) hervor. Eine gute deutsche Übersetzung in trochäischen Dimetern gab 1852 Anton Schiefner, und zum zweiten Male erscheint diese, durch Umbildung eines Drittels der Verse verbessert und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von dem Dichter Martin Buber. Die geänderten Verse scheinen mir gewandter und klarer geworden zu sein, ja ich möchte glauben, dass sie rhythmisch denen der Paul'schen Übersetzung des ersten Teils (1885) sogar überlegen sind, denn deren reiche Einführung der Daktylen hatte die Sprache der Dichtung weniger glatt und, wenn auch im einzelnen Verse vielleicht lebendiger, im ganzen etwas ermüdend gemacht. Das Verhältnis zum Original kann ich nicht beurteilen. — Für die Volkskunde ist das Kalewalaepos nicht nur als volksmässige Dichtung bedeutsam, sondern auch durch die Schilderung vom Volksleben und von Sitte und Brauch. Man lese einmal in den Runen 20—25 die Hochzeitsfeier: wie das Bier gebraut wird und man erst Tannzapfen, dann Bärenspeichel, schliesslich Honig zur Gärung nimmt (über den Gebrauch des Speichels vgl. jetzt Mogk, E., Novellistische Darstellung mythologischer Stoffe Suorris, FFCommunications Nr. 51 Helsinki 1923, S. 23 ff.), wie man Braut und Bräutigam unterweist, wie Wirt und Wirtin im Liede gepriesen und wie die Hochzeitstracht des Werbers und der Brautgefährtin beschrieben wird. Eine Fülle volkskundlichen Stoffes wird da gegeben. Siebs.

Indische Erzähler. V. Zwei indische Narrenbücher, verdeutsch von Johannes Hertel. VII. Indische Märchenromane 1 (Kaufmann Tschampaka; Pála und Gópála; Ratnatschüda) von Joh. Hertel. IX. 92 Anekdoten und Schwänke, aus dem Persischen übersetzt von Joh. Hertel. IV. Indische Novellen 1 (Prinz Agatha; Die Abenteuer Ambadas), verdeutsch von Charlotte Krause. Leipzig 1922, H. Haessel.

Die drei erstgenannten Bände sind von dem bekannten Sanskritisten Joh. Hertel herausgegeben; wir sind ihm für die Fortsetzung der ausgezeichneten Sammlung auch im Interesse der Volkskunde aufrichtig dankbar. Von den zwei Narrenbüchern ist das eine aus Sómadéwas Auszug (um 1070 n. Chr.) bekannt; es ist nicht satirisch, sondern will lehren, wie man nicht handeln soll, wenn man sich vor Schaden hüten will; es ist die kürzere Fassung eines viel älteren Werkes, von dem schon um 429 n. Chr. eine Übersetzung ins Chinesische entstand. Das zweite Narrenbuch ist eine satirische Kampfschrift gegen die Bharatakamönche aus dem 15. Jahrh. Man möchte hier an unser Lalenbuch denken, das 1597 gedruckt wurde und dann durch sein Plagiat von den Schildbürgern zum Volksbuche geworden ist; aber dies hat zu dem indischen Buche gar keine Beziehungen; hier hat die Phantasie zu den verschiedensten Zeiten ähnliche Gebilde geschaffen. Wertvolle wissenschaftliche Anhänge unterrichten über die Narrenbücher und über die indischen Dorfdichter.

Die Märchenromane sind von wandernden Dschaina-Mönchen geschrieben, die ihre religiösen Lehren im Anschlusse an solche Erzählungen vortragen — wie wir ja ähnlich die Predigtexempla im deutschen Mittelalter verwendet finden. Hertel hat diese märchenhaften Abenteuerromane mit belehrendem Schlusse bereits im Urtext herausgegeben. Der Ratnatschüdaroman ist uns aus dem Abendlande aus den „sieben weisen Meistern“ seit dem 11. Jahrh. bekannt.

Die Anekdoten und Schwänke sind ein Gemisch von asiatischem und europäischem Gute und haben nicht nur indisches, sondern allgemein menschliches Interesse; auch in anderen Sammlungen persischer Literatur haben wir solche Mischung.

Prinz Agatha und Die Abenteuer Ambadas sind hier zum ersten Male aus dem Sanskrit übersetzt, und zwar in dankenswerter Weise von Charlotte Krause. Das erstgenannte Werk ist für die vergleichende Märchenkunde, das zweite für die Kenntnis indischen Zauberesens sowie indischer Mythologie und Märchenkunde wertvoll.

Stemplinger, Dr. Ed., Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen (in „das Erbe der Alten“, hgg. von Immisch, Heft VII). 128 S. Leipzig 1922, Dieterich.

Nach einer allgemeinen Erörterung über den Aberglauben, vor allem über die Beziehungen und Übergänge des Heidnischen zum Christlichen, werden in mehreren Abschnitten die bedeutsamsten Erscheinungen des Aberglaubens von der Antike bis auf unsere Zeit verfolgt. In der Mantik werden geschieden natürliche Zeichen (z. B. Niesen, Ohrenklingen; Kometen, Sternschnuppen, Finsternisse; Träume, Inkubation, Orakel, Angang) und künstliche Zeichen (z. B. Hieroskopie, Gottesurteile). Der Magie werden Dämonenglaube (Seelen der Toten als Dämonen), Schaden- und Schutzzauber eingeordnet. Dann wird die Astrologie

der Antike und ihre Fortsetzung behandelt und im Anschluss daran Tagwahl und Chiromantie. Bei solcher (übrigens klaren und empfehlenswerten) Gruppierung begreift es sich, dass manche Erscheinungen des Aberglaubens einseitig gedeutet werden: z. B. braucht es durchaus nicht durch die Einwirkung des christlichen Karfreitags erklärt zu werden, dass der Freitag bei uns als Hochzeitstag gemieden wird. Dass Goethes hübsche astrologische Bemerkungen zu seiner Geburt (in Dichtung und Wahrheit) ernst gemeint sein sollten, damit wird St. keine Zustimmung finden. — Das Buch ist mit seiner reichen und weitblickenden Auswahl des Stoffes und in seiner frischen Darstellung eine sehr erfreuliche Gabe für wissenschaftliche und andere Kreise.

Siebs.

Aly, Wolf, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. 313 S. Göttingen 1921, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 6.

Das Werk will Herodot nicht nur innerhalb der griechischen Entwicklung betrachten, sondern die griechische Entwicklungsreihe international verstehen; spielen doch Wandermotiv und Wandermärchen als ein von Volk zu Volk sich vererbender Schatz eine wichtige Rolle. Es gilt, aus Herodot die ältere ungeschriebene, im Volke lebende Prosaerzählung zu erschliessen; so ist es auch wohl gar nicht zu empfehlen, zwischen Märchen und Sage — wie der Verf. es tut — zu trennen; denn die Grenzen sind flüssig, und das Unterscheidende liegt vor allem in der stärkeren oder geringeren Wirkung der Phantasie auf den Stoff. — Der Verf. geht auf die Reste der volkstümlichen Erzählungskunst in Ionien ein und gibt dann eine ausführliche Analyse der Historien Herodots; dann werden die Vorgänger und Zeitgenossen Herodots (Homer, Hekataios von Milet, Charon, Xanthos u. a.) behandelt und Herodots Eigenart, die in ihm erscheinende Verbindung von Logos und Historie gekennzeichnet. Für die Volkskunde ist das Buch beachtenswert, da es der Bedeutung volksmässiger Stoffe bei Herodot, ihrer Aufnahme und Gestaltung durch ihn gerecht wird.

Lehmann, Paul, Prof. a. d. Univ. München, Die Parodie im Mittelalter. 252 S. München 1922, Drei-Masken-Verlag. M. 6.

— Parodistische Texte. Beispiele zur latein. Parodie im Mittelalter. 74 S.

Bei aller Schätzung der Pflege des klassischen Latein bedauern wir doch sehr, dass auf unseren Gymnasien der späteren Entwicklung des Lateinischen fast keine Beachtung geschenkt wird; ja auch der Lehrplan unserer Universitäten lässt in dieser Hinsicht fast überall zu wünschen. Die Wissenschaften der Jurisprudenz, der Theologie, Medizin, Geschichte, der romanischen und germanischen Philologie haben doch einen an Masse und Wert sehr bedeutsamen lateinischen Stoff zu bewältigen, und es heisst die kulturgeschichtliche Bedeutung von anderthalb Jahrtausenden verkennen, wenn man das Studium des nachklassischen Lateins ablehnt. Ganz besonders für die Volkskunde ist seine Kenntnis unerlässlich — das weiss jeder, der sich mit älterem Rechtsbrauch, mit Volksmedizin, Sagenforschung, Volksliedern und vielen anderen volkskundlichen Dingen beschäftigt hat.

Das ausgezeichnete Buch über die mittelalterliche Parodie, das uns Paul Lehmann, einer der besten Kenner der mittelalterlichen Philologie, geschenkt hat, führt uns so recht mitten in das lebendige Wirken des mittelalterlichen Latein und seine Literatur hinein. Er gibt uns eine fesselnde Geschichte der Parodie.

die — meist in komischer und besonders satirischer Absicht — an bekannte Texte sich anlehnend sie formal nachahmt. So haben wir schon im 7. Jahrh. den Virgilius Maro Grammaticus, dann die freche Parodie der Bibel im Salomo und Marcolf, im 9. Jahrh. die *Cena Cypriani*; begreiflicherweise haben auch in der Folgezeit die Bibel und überhaupt religiöse Texte den Stoff abgegeben, und die Parodie wendet sich vielfach gegen die Geistlichkeit, gegen Klöster und Mönchsorden.

Zu den Belustigungen bei kirchlichen Narrenfesten gehören gewiss auch im späten Mittelalter die übermütigen, ja oft rohen Scherze der Kleriker. Als genialster der Dichter auf diesem Gebiete ist uns ja der Archipoeta im 12. Jahrh. aus den *Carmina Burana* bekannt. Die Liebe spielte in den parodistischen Predigten und Gebeten, aber auch in der Parodie weltlicher Lyrik eine grosse Rolle, das Zechen und Schlemmen und Spielen nicht minder; man denke nur an die Sauf- und Spielmessen der Studentepoesie u. a. m.

Als Beispiele zu seinen vortrefflichen geschichtlichen Darstellungen hat L. eine Reihe von Texten gegeben, die sich mit Nutzen noch vermehren liessen; unter ihnen sind verschiedene Stücke zum ersten Male veröffentlicht: Mönchskatechismus, Bauernkatechismus, Gereimtes Vaterunser, Erotischer Grammatikbetrieb, Bacchantische Evangelienperikope, Geldevangelium, Geschichte vom ehebercherischen Mönch, de diligendo Lio. Siebs.

Hymnen und Lieder der christlichen Zeit, Übertragungen von Friedrich Wolters.

I. Lobgesänge und Psalmen. II. Hymnen und Sequenzen, 2. Ausg. III. Minnelieder und Sprüche, 2. Ausg. Berlin 1922/3, Georg Bondi.

Im ersten Bande dieser prächtig ausgestatteten Ausgabe sind Übertragungen der griechisch-katholischen Dichter des 1. bis 5. Jahrhunderts gegeben; vor allem kommen Gregor von Nazianz und Synesios in Frage. Die Sprache der deutschen Verse ist schwungvoll, der Rhythmus im grossen ganzen ohne stärkere Hemmungen. Zu diesem und auch zu dem zweiten Bande, der Hymnen des Ambrosius und ihrer Nachfolger, Sequenzen des Notker Balbulus sowie Werke späterer Dichter enthält, hat Wolters eine etwas schwülstige, aber von Begeisterung für seine Aufgabe zeugende Einleitung geschrieben. Sie klingt in dem Gedanken aus, dass wir jetzt erst „wagen dürfen, den besten Teil des alten Schatzes in unsere Sprache zu giessen, weil ihr endlich ein Dichter entstand, . . . der mit der Gewalt des Genius den nie geahnten vollen Klang in ihr entschloss, mit der Sicherheit des Meisters ihre Bändigung in strenge Masse lehrte“ usw. Dieser Meister ist Stefan George. Demgegenüber gestatten wir uns die bescheidene Anfrage, ob nicht auch schon Jahrhunderte vor George und Wolters deutsche Dichter gelebt haben sollten, die einigen Anspruch auf ähnliche Fähigkeiten erheben dürften, z. B. Luther und Klopstock. Auch dadurch, dass man diese und andere gelten lässt, brauchte der Schätzung guter Nachdichtungen unserer Tage und auch derjenigen von Wolters kein Abbruch zu geschehen. Auch der dritte Band, Minnelieder und Sprüche aus dem 12. bis 14. Jahrhundert enthaltend, bietet manche recht gewandte Übersetzungen; leider aber hat Wolters es vermieden, sich bei einem Germanisten nach den mittelhochdeutschen Bedeutungswerten der Worte zu erkundigen, und so ist in dem ganzen Werke an

Fehlern und Missverständnissen kein Mangel; auch von den Feinheiten mittelhochdeutscher Rhythmik, wie die Vorrede sie preist, ist in der Übersetzung wenig zu spüren.

—e—

Altrussische Heiligenlegenden. Mit 16 Bildtafeln. 122 S. 4°. München 1921, Hyperionverlag.

Eine prächtig ausgestattete Auswahl altrussischer Heiligenlegenden, grossenteils nach den von Graf Kuschelew-Besborodko herausgegebenen „Denkmälern der altrussischen Literatur. Bd. I. III. Petersburg 1860. 1862“, erscheint hier in der Übersetzung von Lia Calman. Wir finden darin eine Anzahl Adamslegenden (auch die vom Kreuzholze Christi), Marienlegenden, die Geschichte vom Fürsten Peter, vom wieder lebendig gewordenen Huhn u. a. m. In diesen Legenden der Raskolniken spiegelt sich, ganz anders als in denjenigen einzelner Kirchenheiligen, russisches Leben und Brauch wieder. Der Stil der Erzählung ist einfach und würdig, leider wird in der Verwendung der Inversion (Sprach Adam . . .), die freilich im Altdutschen üblich ist, des Guten zu viel getan. Prächtig ist der Schmuck der 16 Bildtafeln: sie bieten eine byzantinische Deisis (Triptychon mit Christus, Maria und Johannes), eine in Italien gefundene byzantinische Virgine di Scopo, Miniaturen u. a. m. (Im Inhaltsverzeichnis stimmen die Seitenzahlen nicht).

—e—

Beiträge zur Deutschkunde. Festschrift, Theodor Siebs zum 60. Geburtstag dargebracht von seinen Schülern. Emden 1922, Druck von B. Davids. 152 S. (Zu beziehen durch das Germanistische Seminar der Universität Breslau, Anschrift: Privatdozent Dr. Steller). M. 3.

Als der Vorsitzende unserer Gesellschaft, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Siebs, am 26. August 1922 seinen 60. Geburtstag feierte — worüber in den Mitteilungen XXIV, 153 ff. eingehend berichtet ist — hatte eine dankbare Gruppe seiner Schüler schon längst den Plan gefasst, ihrem Meister in Gestalt einer Festschrift ihre Huldigung darzubringen. Die Ungunst der Zeit hat es leider mit sich gebracht, dass das Buch erst reichlich ein Jahr später fertig gestellt und veröffentlicht werden konnte. Jetzt ist es nun, Ende 1923, endlich erschienen, und wir nehmen an, dass der Gefeierte trotz der Verspätung grosse Freude und Genugtuung darüber empfunden haben wird. Denn es ist nicht nur ein Zeichen persönlicher Verehrung, sondern auch eine ansehnliche wissenschaftliche Leistung, die trefflich zeigt, in welchem Geiste Siebs seine Lehr- und Forschertätigkeit übt, auf welch weite Gebiete sie sich erstreckt und wie der Same, den er ausgestreut, glücklich aufgegangen ist und bei vielen gute Früchte gezeitigt hat. Auch unsere Gesellschaft hat alle Ursache, sich des schönen Buches zu freuen; denn eine ganze Reihe von Beiträgen beschäftigt sich selbstverständlich auch mit Fragen der Volkskunde, insbesondere auch der schlesischen, da ja die wissenschaftliche Arbeit unseres Vorsitzenden gerade auch diesem Gebiete in reichem Masse gilt. Die Festschrift enthält folgende 15 Beiträge:

Josef Klapper, Zwei italienische Legenden im deutschen Osten. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volksfrömmigkeit. Die erste betrifft das Erlöserbild von Lucca und die Spielmannslegende. In Böhmen und Mähren und

Schlesien hängt hiermit die Verehrung der heiligen Kümmeris zusammen, der „Jungfer mit dem Barte“. Die zweite behandelt Maria im Ährenkleid. Für beide teilt er neue, von ihm gefundene lateinische Fassungen aus Handschriften der Breslauer Universitätsbibliothek mit. — Alfons Nehring, Pollictor. Erläutert das bisher unklare Wort als „Durchlanger“, d. i. als Mann, der die Leiche mit scharfen Längen mumifizierte. — Helmut de Boor, Das niederdeutsche Lied von Koninc Ermenrikes dôt. Gibt eine ausführliche literatur- und sagen-geschichtliche Würdigung des alten Denkmals. — Walther Preusler, Zum zweiten Merseburger Spruch. Tritt für den heidnischen Ursprung des Spruches ein und deutet *Phol* als *volô* = Föhlen, Streitross. — Kurt Wagner, *staim bort chludun*. Fasst diesen schwierigen Vers des Hildebrandliedes auf als *stainun bort chludun* = mit Steinen trafen sie dröhnend die Schilde; dabei erörtert er zugleich die Frage des Handsteinwurfes bei den Germanen. — Erdmann Hanisch, Die Bedeutung der Translation der Reliquien des heiligen Klemens nach dem Kloster Casaura. Untersuchung einer Stelle aus dem 8. Kapitel der slavischen Cyrill (Konstantin)-Legende. — Wolfgang Jungandreas, Die Bedeutung der Ortsnamen auf *-ungen* für die deutsche Altertumskunde. Eine sprachliche, ethnographische und geschichtliche Untersuchung. Verfasser sieht die Namen auf *-ungen* als typisch für die Chatten und Chattuarier an; sie kommen im allgemeinen südlich, die auf *-ingen* nördlich der fränkischen Saale vor. — Eduard Fuchs, Thomas Murners Sprichwörter und ihre Quellen. Gleich bedeutsam für die Murnerforschung wie für die Sprichwörterkunde. — Hans Heckel, Die Bedeutung der Schlesischen Provinzialblätter für die Volkskunde. Eine dankenswerte Ergänzung zu des Verfassers verdienstlicher Schrift über die Schlesischen Provinzialblätter (s. Mitteilungen XXII, 129). Die wichtigeren volkskundlichen Beiträge, eine ganz stattliche Zahl, sind mit genauer Titel- und Stellenangabe verzeichnet. — Hermann Hartwig, Niederdeutsche Sprachproben: Drei Beispiele verschiedener westfälischer Mundarten, leider in gewöhnlichem Druck, nicht in phonetischer Umschrift. — Friedrich Graebisch, Aus dem schlesischen Neiderlande. 14 kleine Stücke volkskundlichen Inhalts (Originaltexte) in der Mundart von Marentschine bei Trachenberg, in guter Lautschrift wiedergegeben. — Georg Selke, *De pauphukst*. Ebenfalls phonetisch gedruckte Mundartprobe aus Neu-Weistritz, Kreis Habelschwerdt; auch inhaltlich ist das Stück lehrreich. — Theodor Schönborn, Richard Dehmel und seine Heimat. Eine hübsche Charakteristik auf Grund der Briefe und besonders des ersten Bandes der Briefe Dehmels. — Ernst Lemke, Karl Hauptmann. Eine gute Übersicht über das Leben, die Werke, die Entwicklung und die Bedeutung des Dichters. — Walther Steller, Zu den Upstalsbomer Gesetzen von 1323. Abdruck einer von Siebs i. J. 1893 in Oxford gefundenen neuen friesischen Fassung der alten Rechtssätze, die zu den beiden bisher bekannten hinzukommt. Auch das Verhältnis der drei friesischen Texte untereinander und zu der lateinischen Fassung wird untersucht. Unter dem friesischen Wortlaut ist eine deutsche Übersetzung gegeben.

Ein wohlgelungenes Bildnis von Siebs schmückt das Buch.

H. Jantzen.

Kauffmann, Dr. Friedrich, Deutsche Altertumskunde II. Handbuch des Deutschen Unterrichts V, 1. Mit 30 Tafeln. 711 S. München 1923, C. H. Beck. Geb. M. 24.

In der zweiten Hälfte seiner deutschen Altertumskunde behandelt F. Kauffmann die geschichtlichen Zeiten: die ältesten uns bekannten Schicksale der einzelnen ost- und westgermanischen Stämme seit der Mitte des 2. Jahrhunderts bis zum Ende der sog. deutschen Vorzeit (bis etwa gegen 800), also im wesentlichen die Ereignisse der sogenannten Völkerwanderung (nach der humanistischen Bezeichnung) werden erörtert, und den Ergebnissen der Wanderungen und Siedlungen werden die Ereignisse im westdeutschen Mutterlande gegenübergestellt. Dieser ganze Teil des Buches ist eigentlich eine rein historische Darstellung. Die Wandalen, aus den ostelbischen Gebieten kommend, brechen durch Pannonien mit den Alanen gegen Westen auf; die Goten, von der Weichsel ausgehend, werden durch die thrakischen und pontischen Gebiete nach Südfrankreich, Italien und der iberischen Halbinsel geführt, ein Teil von ihnen geht in Italien auf; die Burgunden, von der Ostseeküste kommend, ziehen an den mittleren Main und dann in die Gegend von Worms, sie werden dort 437 niedergeworfen, die Reste ziehen nach Südgallien, das dort gegründete Königtum Burgundia aber geht gegen Mitte des 6. Jahrhunderts im Frankenreiche auf. Von den Westgermanen ziehen die Langobarden aus den Elbgegenden um Lüneburg gegen 505 nach Österreich und Ungarn und dann nach Mittel- und Oberitalien, 774 kommen sie unter Karls des Grossen Gewalt; die wechselvollen Schicksale der Sueben seit dem 2. Jahrhundert, die als Ermunduren, Markomannen, Quaden auftreten, und die wir in den Bayern, Alamannen usw. wiederfinden, werden dargestellt, und die Geschichte der Sachsen und Angeln (K. fasst das einfach als „dualistische“ Bezeichnung, entgegen den sprachlichen Kriterien) als Besiedler Britanniens wird geschildert. Sodann werden Rhein- und Ostfranken, Hessen und Thüringer als „Mutterland“ diesen Siedlern gegenübergestellt; ebenso Niedersueben (die mit den Angeln gleichgesetzt werden), Nordsueben (im Nordthüringgau), Niedersachsen (nach K. ein politischer Verband) und Friesen.

Ein weiterer Teil des Werkes ist dem gewidmet, was wir allgemein der Altertumskunde zuzuweisen pflegen: Landschaft und Landschaftsbild, Sprache, körperliche Eigenschaften usw. In einem Abschnitt über Schrifttum und Sprache wird über die Runendenkmäler gehandelt, und eine kurze Charakteristik früher literarischer Entwicklung wird gegeben; eine gute Skizze der Ortsnamengebilde, namentlich der Ortsnamengruppen, ist dem Abschnitte „Siedlung“ eingefügt. — Heeresverfassung und Standesverhältnisse bei den einzelnen Stämmen, der Königshof, Grundherrschaft und Markgenossenschaft, das Städtewesen werden behandelt; in einem Abschnitte „Wirtschaft“ wird dem königlichen Hause das Haus der Grundherren (Haus- und Gartenbau, Tracht, Waffen usw.) gegenübergestellt, der Stadtwirtschaft und dem Handel das Landhaus und die Landwirtschaft.

Ein besonderer Abschnitt ist der Kunst gewidmet. Der hellenistischen Stilperiode, für die in erster Linie die Goten in Betracht kommen, und die in Schmuck und Ornament durch die Gebiete Deutschlands und Skandinaviens verfolgt wird, stellt K. den romanischen Stil gegenüber, der sich unter römisch-kirchlichem Einflusse über das ganze deutsche Mittelalter verbreitet — es ist

der Einfluss Italiens, der sich zunächst in Ornamentmotiven christlicher Symbolik kundgibt, wie sie von Ravenna ausgehen.

Man wird manches vermissen, wird auch dem Verfasser nicht in allem zustimmen, zumal da er gerade das Unsichere bisweilen als zweifellos vorträgt. Auch würde man gern den gelegentlichen Ausdruck einer zu wissenschaftlicher Strenge nicht passenden Empfindsamkeit vermissen: z. B. wenn es heisst „das deutsche Volk ist als ein Ganzes das Spiegelbild seiner Sprache“, oder wenn „die deutsche Seele“ geschildert wird, oder wenn „die Lautverschiebungen sich wahrscheinlich zuerst in den affektstarken Fremd- und Lehnwörtern ankündigten“ u. a. m. Aber das sind kleine Schönheitsfehler, durch deren Erwähnung der Wert des Ganzen als eines Werkes von reichem Inhalt und wissenschaftlicher Bedeutung nicht geschmälert werden kann.

Wasserzieher, Dr. Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. stark verm. u. verb. Aufl. 245 S. Berlin 1922, Ferd. Dümmler. Gz. M. 4.

Das kleine, nun in 5. Auflage erscheinende „etymologische“ Wörterbuch hat sich grosse Verdienste dadurch erworben, dass es sehr viel zur Hebung des Interesses weiter Kreise an sprachlichen Fragen beigetragen hat. Da die Geschichte der Worte zugleich Kulturgeschichte ist, so ist die Geschichte der deutschen Worte ein wesentlicher Teil deutscher Volkskunde; und wenn der Verf. die Listen, in denen altes Erbgut, Entlehnungen aus den verschiedenen Sprachen und besondere sprachliche Erscheinungen zusammengestellt sind, dem Wörterbuche beigegeben hat, so hat er sich damit auch den Dank der Volkskunde verdient. Dass dem Fachmann manche Ableitungen strittig erscheinen, ist nicht zu vermeiden; jeder aber wird anerkennen müssen, dass das Buch mit Vorsicht und Geschick gearbeitet worden ist, seine Erfolge wohl verdient hat und sich mit Recht sicherlich weitere Freunde erwerben wird.

Kroesch, Samuel, Germanic words for deceive. Hesperia, herausgeg. von H. Collitz, Nr. 13. 127 S. Göttingen 1923, Vandenhoeck & Ruprecht. Gz. M. 3.

In diesem nützlichen Beitrage zur germanischen Synonymik wird eine grosse Fülle von Wörtern für „betrügen“ zusammengestellt und, soweit möglich, etymologisch erklärt. Vermisst habe ich bei der Durchsicht nichts, es sei denn, dass für manche Wörter ein weiteres Geltungsgebiet hätte angegeben werden können, z. B. behumpsen ist weit über das Preussische hinaus verbreitet. Vielleicht hätte sich aus Sammlungen von Sprichwörtern und Redensarten noch einiges beibringen lassen. Bedauerlich ist, dass ein — für solche Arbeiten unerlässliches — Wortregister fehlt; auch die Abkürzungen sind ohne ein Verzeichnis nicht immer klar; in der Bibliographie vermisst man einiges, z. B. Schuermans (flämisch), Luxemburgisches Wörterbuch, die nordfriesischen Wörterbücher u. a. m. Siebs.

Dieterich, Jul. R., Der Dichter des Nibelungenliedes. 95 S. Darmstadt 1923, Gesellschaft Hess. Bücherfreunde. Geb. 3,30 M.

Als Heimat des Nibelungendichters nimmt man zumeist Österreich an auf Grund sprachlicher Beurteilung der überlieferten Texte, ferner weil er der Rheinlande unkundig ist. In einer scharfsinnigen Untersuchung will nun D.

ihn als einen Rheinfranken bestimmen und ihn in dem Abt Sigehart von Lorsch, einem Neffen des Bischofs Sigfrid von Speyer, vermuten. Zunächst bestreitet D. den burgundischen Ursprung der Nibelungensage; der Begriff und Name des Burgundenvolkes seien erst von dem Dichter, der keineswegs ein Spielmann, sondern ein literarisch gebildeter Geistlicher gewesen sei, in die Nibelungensage eingeführt worden. D. setzt die Burgunden, im Gegensatz zu der bisher geltenden geschichtlichen Auffassung, an den Niederrhein (wenn er dafür u. a. den Widsif als Zeugen anführt, der bei Gúðhere gewesen und „von ihm aus“ zu den Franken und Friesen gekommen zu sein behaupte, so ist das eine unrichtige Auffassung des Textes und Überschätzung der geographischen Anordnung des Berichtes). Der Dichter soll den Sitz der Burgundenkönige nach Worms verlegt haben, weil dort in einem Reichsministerialengeschlecht der Name *Nibelung* erblich war, ferner weil ein dortiges Geschlecht *von Metzze* ihn an den „Camelo Mettensis Metropolitanus“ des Waltharius erinnerte, und weil es in Worms um 1150 einen Adligen namens *Hagen* und eine Hagengasse gab. Meines Erachtens werden wir solche Gründe als bestimmend für einen Dichter niemals wahrscheinlich machen können, geschweige für jene Zeit; auch ist der Name Hagen im Deutschen zu häufig, um solche Schlüsse zu erlauben. Auch was D. aus den Orts- und Personennamen erschliessen will, geht mir zu weit. Der Wasgenwald, der bisher dem Vosegus gleichgesetzt wurde, soll ein *wasig* wald, d. h. ein Wald mit Wasen sein; aber das Adjektiv *wasig* ist (ausser Vers 911 in Db und 2344 in Jh) nicht bezeugt, und die Bedeutung „mit Wasen, Aue, Niederung“ würden auch für den Wasgenstein nicht passen. Der Spelteshart (Spessart) sagt uns wenig, denn der Spechtsharte mag es manche gegeben haben, man vergleiche den Meier Helmbrecht. Noch weniger kann uns ein Seiffriedtsgrund von 1567 bedeuten. Und in dem Ortsnamen Chunteres frumere sollte der Dichter (S. 30) „eine Anspielung auf seinen König Gunther und damit einen weiteren Anlass gefunden haben, sein Nibelungenlied am Mittelrhein heimisch zu machen“? Er sollte aus dem Aetius, von dem er in der gallischen Chronik als dem Vernichter der Burgunden gelesen hatte (per Aetio oder per Etio), einen deutschen Ezzo und aus diesem mit Koseform den Etzel gemacht haben? Der Dichter des Nibelungenliedes würde dadurch zu einem Namen- und Familienkundigen unserer Tage. Eine von den Wüstungen am Nordufer des Lorscheer Sees, deren Namen wir nicht kennen, „wird wohl“ das Otenheim des Liedes sein und wird mit dem Namen der Uote verbunden. Und auch aus dem Namen des Volker von Alzeie, den man für eine Erfindung der rheinischen Spielleute zu Ehren der Herren von Alzeie oder zu ihren eignen Ehren halten mag, scheint mir D. zu viel zu schliessen; übrigens dürfte der Name Folker, den D. für selten hält, von den ältesten Zeiten an sehr gebräuchlich gewesen sein (und kann sowohl auf Folk + gér als auch Folk + heri zurückführen).

Es lässt sich nicht verkennen, dass der Verf. mit grossem Scharfsinn diese und viele anderen historischen Punkte zu einer sehr beachtenwerten Abhandlung vereinigt, deren Werte wir nicht unterschätzen, obschon wir D.s Gesamtergebnis nicht für bewiesen halten.

Sütterlin, Ludw., Neuhochdeutsche Grammatik. Erste Hälfte. Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. II, 2. 504 S. München 1924, C. H. Beck. Geb. M 14,50.

Diese neuhochdeutsche Grammatik will — so sagt Sütterlin — „unsere Muttersprache betrachten von ihrer Wurzel aus, den deutschen Mundarten“. Sie kann daher auf die volle Anteilnahme der deutschen Volkskunde rechnen, und dankbar nehmen wir die erste Hälfte dieser grossen, in langen wechselvollen Jahren gedruckten Arbeit entgegen.

In einer kurzen Einleitung wird die Entwicklung der mhd. Schriftsprache gegeben und dabei die Wirkung der Prager Kanzleisprache und der Schriften Luthers klargestellt; dann wird die Verbreitung des Deutschen beschrieben, die Mundarten werden aufgezählt und die Methode und der Wert ihrer Erforschung gekennzeichnet. Nach einem allgemein gehaltenen Abschnitte über die Laut- und Tonverhältnisse werden die einzelnen Vokale und Konsonanten, schliesslich in einer „Wortbiegungslehre“ die Deklination und Konjugation behandelt.

Das grosse Verdienst des Buches liegt darin, dass mit bewundernswertem Fleisse ein reicher Stoff aus der einschlägigen Literatur zusammengetragen ist, der sowohl dem germanistischen Fachmann als auch dem Laien zugute kommen kann. Durch diese Stoffmasse wird begreiflicherweise manchmal das unterdrückt, was sich gerade die Oberlehrer, an die sich ja das Buch besonders wendet, wünschen werden: das Streben, die Veränderungen im Sprachleben unter höhere Gesichtspunkte zu stellen. So würde man wohl in dem Abschnitte über die Mundarten mehr über die treibenden Kräfte ihrer Entwicklung hören und eine kartographische Übersicht ihrer Gruppierung im deutschen Sprachgebiete erwarten; in der Akzentlehre ist bei der wichtigen Betonung der Komposita die so bedeutende Entwicklung der sog. uneigentlichen (d. h. erst spät zusammengewachsenen) Komposita ausser acht gelassen u. a. m. Dem Germanisten von Fach auch dürfte es nicht immer gelingen, sich aus der Fülle der Einzelheiten, die den mehr oder minder guten Arbeiten über Ortsmundarten entnommen sind, eine Gesamtvorstellung zu bilden. S. 103 heisst es: „Der Stimmumfang beträgt in Appenzel und Merzig zwei Oktaven, nicht ganz so viel im Ripuarischen, in Kesswil dagegen meist nur eine Oktave“ usw. Derartige herausgegriffene Einzelheiten können Missverständnisse bewirken. So auch heisst es S. 158: „Die Spiranten *s, f, ch* kürzen nur im Schlesisch-Lausitzischen und Obersächsischen so ziemlich alle Vokale, z. B. lausitz.-schlesisch *fuss* Fuss, *ös* Aas, *schoff* Schaf, *liff* lief. . .“ Solche Mitteilungen, von denen hier ein Beispiel für viele genügen möge, können grosse Verwirrung stiften und sind namentlich in einem „Handbuch für den deutschen Unterricht“ bedenklich. Und vor der an sich so dankenswerten Fülle des Stoffes wird der Lehrer, der Entscheidung in Zweifelsfällen sucht, manchmal ratlos stehen und sich an des praktischen Amerikaners Curme „Grammar of the German language“ wenden.

Diese Bedenken äussern wir, um dem zweiten Teile des Werkes damit zu dienen. Sie sollen keineswegs die grossen Verdienste der entsagungsvollen Arbeit schmälern, an der ausser den wertvollen Stoffsammlungen als besonders erfreulich anzuerkennen ist, dass sie weiteren Kreisen die grosse Bedeutung der Mundarten auch für des Leben der Schriftsprache vor Augen führt.

Mohr, Fr. W., und von Hauff, W., Deutsche im Ausland. 296 S. Breslau 1923, Ferd. Hirt. M. 5.

Das im Auftrage des Reichswanderungsamtes und in Verbindung mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland bearbeitete Buch wird einem längst empfundenen Bedürfnisse gerecht: es fehlte der Wissenschaft, dem Schulunterricht und auch der Praxis des öffentlichen Lebens bis jetzt an einer klaren und übersichtlichen Zusammenstellung der Kunde vom Auslandsdeutschtum. Wir besitzen ja eine grosse Fülle von Einzelschriften über die verschiedenen Siedlungsgebiete und mancherlei Aufsätze (wir brauchen ja nur an die verdienstvollen Leistungen der „Deutschen Erde“ zu erinnern); aber ein Handbuch, das uns die nötigen statistischen Nachrichten gibt, und daneben auch Liebe und Anteilnahme an den Errungenschaften und Schicksalen der Auslandsdeutschen aller Gebiete zu erregen weiss, ist uns erst jetzt geboten. Nach einer Einleitung über die Ausbreitung des deutschen Volkes werden die vielen Siedlungen im Baltenlande, in Polen, in Russland, in der Tschechoslowakei, in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien behandelt, und dann folgen Nordamerika, Südamerika, Afrika, Asien und Australien. Auch dem in Europa ausserhalb der genannten Staaten verstreuten Deutschtum ist ein Abschnitt gewidmet.

Der Geschichte der Besiedlung wird Beachtung geschenkt. Dass historisch-strittige Fragen, wie z. B. diejenige der etwa in den Sudetenländern verbliebenen germanischen Reste aus der Zeit vor der Einwanderung der Slawen, nicht erörtert werden, ist bei den Zielen des Buches nur zu billigen. Die neuzeitlichen Siedlungen im europäischen Osten werden geschichtlich festgelegt. Hier erregen ja besonders die Geschieke der Deutschen in Russland unsere Teilnahme. — Leider hat nun das, was wir heute vor allem kennen möchten, das statistische Material unserer Tage noch nicht geboten werden können, und wir müssen uns daher im grossen und ganzen mit den Nachrichten aus der Zeit vor dem Kriege bescheiden. Nicht recht verständlich aber ist, weshalb uns (S. 142) jede Nachricht über Finnland vorenthalten worden ist; so schlecht es auch vor dem Kriege um unsere Kunde von dortiger Statistik stand, so war das doch kein Grund, das finnische Reich fast ganz unerwähnt zu lassen.

Wir wünschen dem sehr dankenswerten Buche baldigst weitere Auflagen; die schnell sich wandelnden Verhältnisse werden ja manche Änderung veranlassen. Ein Register würde die Benutzung des Werkes, obschon eine gute und klare Inhaltsübersicht gegeben ist, noch erleichtern.

Deutsche Dialektgeographie (herausgeg. von F. Wrede), Heft XI a. Martin, Roland, Untersuchungen zur rhein-moselfränkischen Dialektgrenze. 128 S. 3 M. XI b. Greferath, Th., Studien zu den Mundarten zwischen Köln, Jülich, M.-Gladbach und Neuss. 128 S. 3 M. XVII. Mitzka, Walter, Studien zum baltischen Deutsch. 128 S. 3,50 M. XVIII. Scheiner, Andreas, Die Mundart der Burzenländer Sachsen. 196 S. 4,50 M. Marburg 1922/23, Elwert.

Martin behandelt ein Gebiet, das teils dem Rheinfränk., teils dem Moselfränk. angehört; die Mundart von Warmstroth, Kreis Kreuznach, wird in ihrer lautgeschichtlichen Entwicklung vom Westgermanischen aus verfolgt. Die phonetische Darstellung ist im allgemeinen leicht verständlich; auffällig ist, dass

westgerm. *st*, *sp* als *šd*, *šb* erscheinen und *d* und *b* „stimmhafte Verschlusslaute“ wie in nhd. (also doch wohl bühnendeutsch?) *bin*, *den* sein sollen; von *ā* heisst es: „der Laut setzt ein mit einer sehr offenen *o*-Artikulation und geht nur sehr langsam über in ein gedämpftes *a*, welches aber nur die Hälfte der Zeitdauer des *ō* umfasst“ — ist da etwa der Diphthong *oa* gemeint? — Sodann wird die 700 Jahre alte Lautgrenze der Vertretung von westgerm. *au*, *ai*, *o*, *a*-Umlaut festgestellt und wird das Verhältnis der Lautgrenzen zu den politischen Grenzen erörtert. — Greferath gibt eine übersichtliche Laut- und Formenlehre der Mundart von Schelsen; sodann wird in einem dialektgeographischen Abschnitt eine Anzahl von Worten des Sprachatlas nach ihren Lauterscheinungen abgegrenzt; in einem historisch-erklärenden Teile endlich wird der Zusammenhang der Territorial- und Amtsgrenzen mit den Mundartenscheiden erörtert: etwa 59 % der Linien sind von diesen politischen Grenzen abhängig, auch durch Kirchspiele, Gerichts- und Dingstuhlbezirke werden Grenzen gebildet, etwa 14 % der Linien aber stimmen nicht zu jenen politischen Grenzen. — Mitzka zeigt, dass das „Baltendeutsch“ im grossen Ganzen eine einheitliche Sprache ist, auch sozial nicht sehr stark geschichtet. Die fremden Sprachen des Landes haben die deutsche Mundart besonders zusammengeschlossen. Nach Bemerkungen über den Akzent werden eine Lautlehre und einige Textproben gegeben. Dann wird die zu Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorbene plattdeutsche Mundart auf Grund älterer Texte behandelt. Betreffs ihrer Herkunft lässt sich über eine gemeinmittleiederdeutsche Sprache nicht hinauskommen. Auch dem estnisch-deutschen Gemisch, das M. passend als „halbdeutsch“ bezeichnet, ist ein Kapitel gewidmet. In einem Schlussabschnitt wird gezeigt, dass als Stammland des deutschen Livlands im allgemeinen Norddeutschland zu gelten hat, nicht etwa ein besonderes Gebiet. Als Anhang wird eine Anzahl von mundartlichen Texten (zumeist in Riga gedruckt) mitgeteilt, die aber keinen altlivländischen Dialekt darstellen. — Der durch seine Arbeiten zum Siebenbürgisch-Sächsischen wohlbekannte A. Scheiner gibt eine Sammlung von Dialektaufnahmen, die vor etwa 10 Jahren an verschiedenen Orten des Burzenlandes in 16 Kirchgemeinden gemacht wurden: eine Reihe von Stichwörtern nach Vokalen angeordnet. Den an sich wertvollen Stoff zu nutzen wird für denjenigen, der nicht auf dem Sondergebiete siebenbürgischer Sprachkunde zu Hause ist, nicht einfach sein. Es folgt ein Abschnitt über die Gliederung der Sprachlandschaft und dann ein Anhang über die Deutschforschung in Siebenbürgen seit 1890, und hier treten die nicht genug zu rühmenden volkskundlichen Bestrebungen unserer dortigen lieben Freunde in helles Licht.

Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, herausgegeben von Johannes Bolte. I (Alte Erzähler I). 418 S. Berlin 1924, Herbert Stubenrauch. M. 22.

Nach einem höchst dankenswerten Plane, dem wir die besten Erfolge wünschen, gibt unser allverehrter Joh. Bolte eine Sammlung „Alte Erzähler“ heraus und bringt im ersten Bande Pauli's Schimpf und Ernst, jene Sammlung anmutiger und gewandter Erzählungen, Anekdoten und Schwänke echt volksmässiger Art. Das Werk wurde durch den von jüdischen Eltern stammenden Elsässer Barfüssermönch und Prediger Joannes Pauli 1519 vollendet und 1522

zuerst herausgegeben; den Stoff hatte er zumeist aus kirchlichen Schriftstellern, namentlich aus Geiler von Kaisersberg entnommen. Von diesem beliebten Volksbuche wird hier nach der Erstausgabe ein getreuer Textabdruck gegeben, der aber in den grossen Anfangsbuchstaben, Interpunktionen, einzelnen Zitaten usw. dem Wunsche heutiger Leser Rechnung trägt. In einer kurzen lehrreichen Einleitung und wertvollen Anmerkungen unterrichtet Bolte über Pauli's Leben, Werke und Quellen; noch im Frühjahr 1924 dürfen wir weitere Nachweise dazu, ferner ein Wort- und Sachregister sowie eine Fortführung der Geschichte des Werkes (eine Fortsetzung der Oesterley'schen Arbeiten von 1866) von Bolte erhoffen. Pauli's Schimpf und Ernst, das Jahrhunderte hindurch seine Wirkung geübt hat, ist auch heute für weitere Kreise lesenswert: gehören doch seine Stoffe der Weltliteratur an, und seine natürliche, auf der alemannischen Mundart beruhende Sprache ist in mancher Hinsicht vorbildlich. Siebs.

Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann, eingeleitet von Wilhelm Bölsche. 7. und 8. Tausend. 248 S. Jena 1923, Eugen Diederichs. Br. M. 6.

W. Bölsche gibt einen vollständigen Text nach dem Glatzer Drucke von 1675 unter gewissen Anpassungen an die Gewohnheit heutiger Leser. In einer frisch geschriebenen Einführung handelt B. über die Mystik und ihre Grundstimmung, er spricht von den Anfängen der christlichen deutschen Mystik eines Meister Eckehart, von Jakob Böhme und eben von Angelus Silesius und seinem „Cherubinischen Wandersmann“. Er zeichnet in klarer anschaulicher Weise dessen Verhältnis zu Gott, den scharfen dichterischen Ausdruck und die kristallhelle Form in seinen Sinnsprüchen, und gut auch zeigt er uns, wie Scheffler aus dem feinen Mystiker zum orthodoxen Fanatiker wird. B. sucht, indem er die Bedeutung der Mystik für unsere Zeit betont, Teilnahme für des Angelus Silesius religiöse Dichtung und — im Gegensatz zu Varnhagen von Ense, Johann Pichler und Otto Erich Hartleben — in weiterem Kreise für das ganze Werk des Dichters zu wecken.

Berendsohn, Dr. W. A., Privatdozent, Grundformen volkstümlicher Erzählerkunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. 143 S. Hamburg 1922, W. Gente.

In der klaren und anregenden Schrift geht der Verf. davon aus, dass die Brüder Grimm die Volksüberlieferung in literarische Kunstform gegossen haben, untersucht dann aber stilkritisch die Formen volkstümlicher Erzählungskunst allein auf Grund eben dieser Märchen. Er unterscheidet eigentliche Märchen (oder Liebesmärchen), literarische Liebesgeschichten, animistische Zweizahlgeschichten, Schwänke, Sagen und Kindergeschichten; durch stilkritische Merkmale werden diese Gruppen dann gekennzeichnet und ihnen die einzelnen Märchen eingeordnet. Die Märchen werden von B. als befreiende, wünschenerfüllende Liebesgeschichten, die Schwänke als erheiternde, die Sagen als belehrende Dichtungen des Volkes hingestellt — darin, dass diese gewaltsame Unterscheidung streng gefordert wird, lässt sich die Gefahr doktrinäer Begriffsbestimmung nicht verkennen.

Beachtenswert und erfreulich ist die Mahnung an die Vereine für Volkskunde, die ernste Erzählungskunst zu pflegen. Natürlich handelt es sich dabei

nicht um die leider heute modische Märchenerzählerei von Vortragskünstlern im Konzertsaal, sondern darum, dass im engsten Kreise daheim Erwachsene und Kinder in ungezwungener Weise Märchen erzählen.

Dillmann, J., und Wehrhan, K., Vierzehn Engel fahren. Mit Notenheft. 85 + 22 S. Frankfurt a. M. 1923, Englert & Schlosser.

Eine hübsche und nützliche Sammlung für das Spielleben der kleinen und grossen Jugend, für Schulanstalten, Wandervereine usw.: Kinderverse und Kinderlieder, Beschreibung von allerlei Spielen, Texte zu Kinderreigen, Rätsel und vieles andere, was uns als liebe Erinnerung aus früher Jugend anmutet. Vielleicht liesse sich eine solche Sammlung auch durch mundartliche Stücke ergänzen. Sehr dankenswert ist die Beigabe des Notenheftes.

Friedli, Emanuel, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. V. Band: Twann (Seeland 2. Teil). Mit 185 Bildern. 636 S. Bern 1922, A. Francke A.-G. Br. Fr. 20.

Nach den vier ersten Bänden des gross angelegten Werkes, die Lützelfüh, Grindelwald, Guggisberg und Ins behandelten (vgl. Mitt. XVI, 264), ist nun nach acht Jahren der zweite Teil des Seelandes gefolgt: Twann am Bieler See. Auch hier bewährt sich wieder die ausgezeichnete Art volkskundlicher Arbeit, die am eng begrenzten Orte das einzelne gewissenhaft erforscht und, alle verallgemeinernde Korrektur meidend, aus schriftlicher Überlieferung wie aus dem Leben ihren Stoff nimmt und ihn unter steter Verwendung der Mundart darstellt. Eingedenk, dass auf jeden Kulturbegriff eine sprachliche Äusserung kommt, und dass daher die Sprache das treueste Abbild des Volkslebens bietet, hat man das „Bärndütsch“ zur Grundlage der Darstellungen gemacht, die das bernische Volkstum im Rahmen einer Gemeinde zeichnen wollen. In dieser Abteilung „Twann“ wird zunächst über den Bieler See, über die dortige Schifffahrt und Fischerei und ihre mannigfachen Gebräuche berichtet, dann werden ausführlich der Weinbau und sein Schutz, die Bräuche bei der „Leset“, die Weinbehandlung und die Trinksitten dargestellt. Dieser letzte Abschnitt, der von reicher Erfahrung und vielem Humor zeugt, ist schon an sich ein wertvoller Beitrag zum Volksleben und Sprachgebrauch und kennzeichnet so recht den erfreuenden und frischen Sinn des ganzen Werkes. Mitteilungen über Feld- und Hauswirtschaft, Verkehrswesen und kirchliches Leben beschliessen das Buch, das mit einer Fülle von guten Bildern geschmückt und mit einem gesonderten Register versehen ist. Hoffen wir, dass uns recht bald der sechste Band „Aarwangen“ beschert wird. Siebs.

Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, von Otto von Greyerz. Die Schweiz im deutschen Geistesleben, herausg. von H. Maync. I. Bändchen. 85 S. Leipzig 1922, H. Haessel.

Es ist eine gute Auswahl von 20 geschichtlichen Liedern, vom alten Tellenlied an über die Schlachten von Sempach, Granson, Murten, Giornico, Dorneck bis auf Zwinglis Kappelerlied. Eine Einleitung handelt von den zumeist bekannten Dichtern (Halbsuter, Viol, Veit Weber u. a.) sowie von Gehalt, Stil und Sprache der Lieder, die auch durch Anmerkungen erläutert wird.

Maderno, Alfred, Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart. 328 S. Leipzig 1920, Th. Gerstenberg. M. 3,80.

Sehr umfassende Kenntnis der Literatur der Gegenwart, erworben bei langjähriger Kritik, hat dieses nützliche Buch von Maderno (Alfred Schmidt, geb. 1886 zu Marburg in Steiermark) geschaffen. Die Anordnung (Lyrik, Erzählung, Drama mit allen ihren besonderen Gattungen) hat ihr Bedenkliches, denn das Bild des Dichters, über den man das Urteil an vielen Stellen zusammensuchen muss, wird oft zerrissen; aber schliesslich haben andere Anordnungen andere Nachteile. Wertvoll ist die grosse Vollständigkeit des Stoffes, der durch gute Register der Verfasser und Verleger leicht zugänglich gemacht ist. Für die Volkskunde ist das Buch auch dadurch bedeutsam, dass die Mundartdichtung eingehend berücksichtigt wird.

Die Urteile in ihrer Kürze verlangen von dem Empfangenden Kenntnis der Werke, der in der Literatur Bewanderte aber kann viel von dem Buche haben, denn es zeugt von Geschmack und Selbständigkeit. Durch den Ton der Reklameglocke, dem die Herde der Laien folgt, lässt sich M. nicht betören, und Dichter wie z. B. Rilke und Werfel (geschweige Meyrink und ähnliche) werden scharf abgelehnt, während andererseits z. B. Wildgans, Kolbenheyer, Perutz hochgestellt werden. Wären viele Urteiler und gerade die Literaturhistoriker gegenüber einer starken Richtung der Tageskritik so selbständig, so stünde es um die Literatur der Gegenwart vielleicht besser. Siebs.

Prem, S. M., Geschichte der neueren deutschen Literatur in Tirol I. 195 S. Innsbruck 1922, H. Pohlshörder.

Das Werk sollte eigentlich einen Beitrag zur „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“ von Nagl und Zeidler bilden, dann aber ist es vom Verfasser in Missstimmung über eine ihm dort widerfahrene Unbill selbständig bearbeitet und nach dem Tode Prens (1920) von O. Schissel von Fleschenberg herausgegeben worden. Der 1. Band behandelt die Zeit von etwa 1650 bis 1850, er gibt eine wohlgeordnete Übersicht über die wichtigsten Entwicklungsphasen und dabei eine Fülle neuen Stoffes. Ausgegangen wird von der gelehrten Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts (in der Guarinoni und Graf Brandes besonders hervortreten); es folgt die Zeit der Aufklärung und der patriotischen Bewegung, in der Zoller und Primisser eine Rolle spielen; besonders tritt die Innsbrucker Kunstbühne als erste stehende Bühne Deutschlands um 1660 schon hervor — die Entwicklung dieser sowie der Passionsspiele und des Volksstückes wird geschildert; in der patriotisch-klassizistischen Dichtung begegnen wir um 1800 Beinz, Mayr, v. Wörndle und Alois Weissenbach; um 1820 spielt der Kreis der Dichter der „Alpenblumen“ (Beda Weber, Schuler, Streiter) und dann in der politischen Dichtung Senn und Gilm eine Rolle. Ein Textanhang, den man gern zu einer Anthologie ausgestattet sähe, gibt charakterische Proben. —e—.

Elsässische Sagen. Ausgewählt und bearbeitet von Fritz Bouchholtz. I, II. 70 und 76 S. Berlin und Leipzig 1922, Vereinigung wissensch. Verleger.

Das „Wissenschaftliche Institut der Elsass-Lothringer im Reich“ hat den Verfasser veranlasst, in der „Elsass-Lothringischen Hausbücherei“ diese beiden kleinen Sagenhefte herauszugeben. Er schliesst sich in erster Linie an August

Stöbers „Sagen des Elsasses“ an, erzählt — manches kürzend — anschaulich und gibt eine geographische Anordnung. Mögen solche Bücher mitwirken, die Deutschen der verlorenen Reichslande zusammenzuhalten und ihre heutigen deutschen Bewohner mit den einstigen im Geiste zu vereinen.

Wilde, Julius, Oberlehrer, Die Pflanzennamen im Sprachschätze der Pfälzer, ihre Herkunft, Entwicklung und Anwendung. 303 S. Neustadt a. d. Haardt (ohne Jahr! 1923), Pfälzischer Volksbildungsverlag.

Der reiche Schatz der volkstümlichen Pflanzennamen in der Pfalz ist hier mit grosser Mühe gesammelt und zuverlässig dargestellt. Würde in vielen Gebieten Deutschlands in solcher Weise gearbeitet (in Schlesien haben wir Anfänge mit den Pflanzen- und Tiernamen gemacht), so brauchten wir uns nicht mehr mit dem einst verdienstlichen Buche von Pritzel und Jessen, das so viele Irrtümer bietet, zu behelfen. Besonders erfreulich ist, dass W. einen reichen volkskundlichen Stoff an Gebräuchen, Sprichwörtern, Liedern und Spielen den einzelnen Pflanzennamen hinzugefügt hat: bei „Rebe“ und „Wein“ ist sehr viel Wissenswertes über die Weinlese mitgeteilt, und auch Apfel, Birne, Hanf, Kartoffel, Korn, Löwenzahn u. a. bieten kleine Abhandlungen. Die lautliche Darstellung der Mundart ist so, dass man die Aussprache annähernd erschliessen kann; aber manches wäre, namentlich betreffs des Wortakzentes, noch zu bessern: ist Duwack = düwak oder duwák? sagt man sèllerie oder (wie in Schlesien) sellerie, hólung oder holún? lílje oder íljje? — Aber solche Kleinigkeiten schmälern nicht den aufrichtigen Dank für die wertvolle Arbeit. Siebs.

de Cock, A., Spreekwoorden, zegswijzen en uitdrukkingen op volksgeloof berustend, folkloristisch toegelicht I. II. Antwerpen (de Sikkel), Deventer (Kluwer) en Gent (Hoste) 1920—2.

— Alfons, Studien en Essays over oude Volksvertelsels. Ebenda 1919.

Dem ausgezeichneten Kenner der Volkskunde und Sammler de Cock ist es nur vergönnt gewesen, den ersten Teil dieses Werkes selbst herauszugeben, der die Tiere sowie den Menschen (den Körper und seine Beziehung zur Zauberei) behandelt; der zweite Teil (alte Volksheilkunde, Steine, Alchimie u. a.) ist erst nach dem Tode de Cocks und leider auch noch nicht ganz herausgegeben: Landwirtschaftliches, Tage und Zeiten sowie Zahlen im Volksglauben sind leider un bearbeitet geblieben. Der grosse Wert der Sammlung besteht nicht nur in der den Stichworten untergeordneten Redensarten, sondern vor allem in dem reichen volkskundlichen Stoffe, durch den diese vergleichend erläutert sind.

de Cock selber noch war es beschieden, das Erscheinen seiner „Studien und Essays“ zu erleben. Sie behandeln, mit reichen vergleichenden Ausblicken, vlämische Redensarten nach ihrer Herkunft, die Mamelukken in Gent, das Exempel vom undankbaren Sohn, der Vogler und die Nachtigall, Hänschen mit der Gans, der Tote als Gast, die Unverwundbarkeit und die Achillesferse, Gott hat in alles Einsicht, ein alttestamentliches Bibelmotiv.

von Beckerath, Hilde, Das niederdeutsche Dorf. 34 S. und 78 Abbild. Braunschweig u. Hamburg 1921, Georg Westermann (Hansische Welt III). Gz. 8,30 M.

Das schön ausgestattete Buch wendet sich in erster Linie an Laien. Eine kurze, gut geschriebene Einleitung handelt über das Dorfbild, über das Äussere

und Innere des Bauernhauses und über die Dorfkirche. Man wird nicht allem zustimmen, was hier gesagt wird: dass schon im ersten Jahrhundert n. Chr. „das Dorf ungefähr in der uns gewohnten Form vorhanden“ sei, dass die langgestreckten friesischen Bauernhäuser einen sehr primitiven Charakter tragen u. a. m. wird sich schwerlich erweisen lassen, und auch die allzu starke Betonung der „niederdeutschen Seele“ wäre besser vermieden worden. Aber der eigentliche Wert des Buches, die vortrefflichen und geschmackvollen Abbildungen, unter denen sich die nach Aufnahmen der Verfasserin gegebenen ganz besonders durch ihre künstlerische Auffassung auszeichnen, wird dadurch kaum berührt. Da verschiedene niederdeutsche und namentlich friesische Gebiete zu kurz gekommen sind, würde eine Erweiterung des Werkes gewiss dankbar aufgenommen werden.

Grimme, Prof. Dr. Hubert, Plattdeutsche Mundarten. 2. Aufl. 152 S. Sammlung Götschen 461. Berlin und Leipzig 1922, Ver. wiss. Verl. W. de Gruyter & Co.

Die kleine übersichtliche Darstellung plattdeutscher Spracherscheinungen ist in Ermangelung einer die sämtlichen niederdeutschen Mundarten berücksichtigenden Arbeit dankenswert: der Stoff ist aus der sauerländischen Mundart von Assinghausen, der münsterländischen von Ostbevern, der ditmarsischen von Heide und der mecklenburgischen von Stavenhagen entnommen. Die phonetische Darstellung ist im allgemeinen leicht verständlich; zu Irrtümern aber kann eine nicht zu empfehlende Nachgiebigkeit an die schriftsprachliche Rechtschreibung führen, indem e bald für vollstimmigen Vokal, bald für schwaches ə gebraucht wird (z. B. *enne* „eine“); auch die Verwendung von Doppelkonsonanten zur Bezeichnung der Vokalkürze (*klokke*, *annest*), Gebrauch des *ch* für den ich-Laut und ach-Laut u. a. m. Derartiges ist aber in Arbeiten, die den Ansprüchen der Laien und Fachleute dienen wollen, nicht leicht zu vermeiden. Eine klare Einleitung von Baader handelt in aller Kürze über die Geschichte des Plattdeutschen. Für sehr bedenklich halte ich es, den Namen „ingwäonisch“ für das dem Englisch-Friesischen und dem Altsächsischen gemeinsame Sprachgut einführen zu wollen, denn es ist vollkommen unsicher, ja meines Erachtens sogar unwahrscheinlich, dass sich die (stark von der englisch-friesischen Sprachgemeinschaft unterschiedene) sogenannte niedersächsische Sprache zu des Tacitus Zeit auf die (proximi Oceano) Ingaevones beschränkt habe; will man das missverständliche Wort „ingwäonisch“ durchaus verwenden, dann könnte es am ersten für die Nordseevölker, d. h. die englisch-friesischen Völker, gebraucht werden.

Siebs.

Die alten niederdeutschen Volkslieder. Herausgegeben von Paul Alpers. 260 S. Hamburg 1924, Quickbornverlag. Geh. M. 3,50.

Die mundartlich-niederdeutschen Lieder des 15., 16. und 17. Jahrh. sind hier gesammelt und in einer hübschen, dankenswerten Ausgabe mitgeteilt. In der Abgrenzung des Begriffes „Volkslied“ verfährt der Herausgeber nach seinem persönlichen Gefühl, und damit hat er recht; denn was er (S. 8) zur Begriffsbestimmung beibringen kann, ist, wie das meiste bisher darüber Gesagte, entbehrlich. Eine ganz kurze Einleitung handelt von der Geschichte des niederdeutschen Volksliedes und vom Verhältnis zum Volkslied anderer germanischer Stämme; darüber hätte sich, auch in Kürze, wohl etwas mehr sagen lassen. Sehr zu bedauern ist, dass die Weisen der Lieder völlig unberücksichtigt geblieben sind;

hoffentlich findet sich bald jemand, der wenigstens das leicht Erreichbare gibt. Einstweilen müssen wir uns leider mit dem Dank für die Texte begnügen.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, herausg. von Ernst Grohne. Heft 2, Jahrg. 1, Hamburg Okt. 1923. Paul Hartung.

Erfreulicherweise ist nunmehr von der Zeitschrift, deren erste Nummer wir in Mitt. 24, 145 begrüsst haben, die Fortsetzung erschienen: sie enthält einen Aufsatz von Grohne über die Bezeichnung „der tote Mann“ bei Verdun und über die damit zusammenhängende Sitte des Steinwurfs; J. Schwietering handelt über die magische Bedeutung von Meisternamen auf Schwertklingen. Berichte und Besprechungen bilden den Schluss des Heftes. S.

Schlesier des 19. Jahrhunderts. Namens der Historischen Kommission für Schlesien herausgegeben von F. Andrae, M. Hippe, O. Schwarzer, H. Wendt. Breslau 1922, W. G. Korn. XI + 335 S.

Wenigstens in aller Kürze sei hier dieses trefflichen Werkes gedacht, das den ersten Band eines grosszügig angelegten Unternehmens bildet. Es soll damit in einer Reihe von Bänden unter dem Haupttitel „Schlesische Lebensbilder“ ein umfängliches biographisches Sammelwerk geschaffen werden, das alle hervorragenden schlesischen Persönlichkeiten umfasst. Der zunächst vorliegende erste Band berücksichtigt nur das 19. Jahrhundert. 74 bedeutende schlesische Männer und zwei Frauen (Lina Morgenstern und Toni Neisser) sind darin behandelt; ihre Tätigkeit liegt auf den verschiedensten Gebieten des Kulturlebens, insbesondere aber sind diesmal die wirtschaftlichen Verhältnisse bedacht. Aus unserem Gebiete, der Volkskunde, ist freilich — aus guten Gründen — nur ein Vertreter vorhanden, Karl Weinhold, dem Theodor Siebs eine eingehende und liebevolle Würdigung zu teil werden lässt. Von schlesischen Dichtern und Schriftstellern sind sonst nur noch Gustav Freytag (von R. Koebner), Karl Hauptmann (von Will-Erich Peukert), Holtei (von Maria Brie), August Kahlert (von Hans Heckel) und Schleiermacher (von L. Zscharnack) bearbeitet. — Schon dieser erste Band, der naturgemäss in Anlage und Durchführung unter den ungünstigen Zeitverhältnissen zu leiden hatte, zeigt den grossen Wert und die hohe Bedeutung des Unternehmens. Die Art der Ausführung ist sehr zweckmässig. Es ist im allgemeinen auf streng sachliche Kürze gehalten, die wichtigsten Literaturangaben sind mitgeteilt, besonders zu rühmen ist der reiche und gute Schmuck mit Bildnissen. Hoffentlich wird das Werk rüstig weiter fortgesetzt werden können. Wenn es einst vollendet ist, wird es eine stolze Ruhmeshalle für unsern Heimatgau sein.

H. Jantzen.

Lemke, Ernst, Gerhart Hauptmann. 437 S. Hannover-Leipzig 1923, Ernst Letsch.

Verehrung für Hauptmann hat Anlass zu diesem feinsinnigen und guten Buche gegeben, in dem der Biograph dem Dichter in vollem Masse gerecht wird, der in seinem Leben und seiner Dichtung durch kritiklose Lobredner und Mangel an aufrichtigen Freunden viel geschädigt worden ist. Für Lemke ist Hauptmann in dem Sinn ein deutscher Dichter, dass er deutsches Wesen durch Menschlichkeitsfanatismus und Missachtung deutscher Eigenart zugunsten alles Fremden kennzeichnet und in pazifistisch-internationalem Sinne vertritt; aber er ist für Lenke kein nationaler Dichter, der uns als deutschgesinnter Zeit-

genosse ein Führer aus der tiefen Not sein könnte, sondern er ist und bleibt stets der Dichter einer politischen Partei und einer einseitigen Weltanschauung. Er ist verehrungswürdig als bedeutendster Dichter eines sozialistisch-naturalistischen Zeitalters, das eine Kunst von technischer Vollendung und innerlicher Armut ausgebildet hatte, und in solchem Sinne ist er der repräsentative Dichter einer Zeit, deren kleinen Ansprüchen er genügte. Wie diese Zeit zu Ende ging, die aus ihm sprach, so werden auch er und seine Werke dahingehen, und nur einzelne seiner epischen und einige seiner dramatischen Dichtungen werden sich als Denkmäler literarischer Vergangenheit und ihres Geschmacks in die Zukunft retten.

L. giebt eine gute Lebensskizze und zeigt dann bei Behandlung der einzelnen Werke in feiner Weise, wie Hauptmanns grösste Verdienste nicht etwa auf dem Gebiete des Dramas, sondern der Erzählung liegen, wie er im „Ketzler von Soana“ und „Emanuel Quint“ sein Bestes gegeben hat; und gern wird man auch der Würdigung des „Hannele“, des „Biberpelz“ u. a. zustimmen. In Gegenwirkung zu Kritikern, die nur ein Hosianna oder ein Crucifige kennen, und zu der grossen Herde urteilsloser Laien, die seit einem halben Jahrhundert fast mehr denn je als unselbständiges Publikum der Reklametrommel folgen, spricht hier zu uns ein kluger, überlegter und gerechter Verehrer Hauptmanns. Nicht nur jeder Gebildete, sondern auch der Literarhistoriker wird das Buch mit Nutzen lesen; ja selbst der für den Dichter interessierte Reichspräsident Ebert und der ehemalige Kultusminister Hänisch könnten noch manches daraus lernen. —e—

Böttger, Dora, Holteis Werke als Quelle der schlesischen Volkskunde. Sonderabdruck aus den „Schlesischen Jahrbüchern für Geistes- und Naturwissenschaften“ I, 3/4 und II, 1. Breslau 1923, Verlag der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Das schlesische Schrifttum, das allgemeine wie das mundartliche, ist noch längst nicht für volkskundliche Zwecke ausgeschöpft. Es ist dankenswert, dass D. Böttger einen Versuch damit gemacht hat, und zwar gleich mit einem Dichter, der nach Persönlichkeit und Wesen sowie durch Art und Umfang seiner Schriften Aussicht auf reiche und wertvolle Ergebnisse bot: Karl von Holtei. Die Verfasserin hat mit Bienenfleiss seine sämtlichen Werke auf ihren volkskundlichen Gehalt durchgearbeitet und ihre Lesefrüchte, geschickt und übersichtlich zusammengestellt, ergeben tatsächlich eine richtige kleine schlesische Volkskunde. Sie führt uns auf Holteis Spuren durch das ganze häusliche Leben des Schlesiers; sie verfolgt den Lebensgang des einzelnen von der Geburt bis zum Tode, betrachtet den Jahreslauf mit seinen Familienfesten, das öffentliche Leben mit seinen Festen, seinen Verkehrsformen, mit der Unterscheidung und Wertung der Stände, sie spricht von dem Gemüts- und Geistesleben des Schlesiers, wie es sich im Charakter, im Verhältnis zu Pflanzen und Tieren, im Volksglauben, in Sage, Märchen und sonstiger Volksdichtung äussert, und erörtert auch die äusseren Lebensumstände, Wohnung, Kleidung und Nahrung. Für alles dies stellt sie die Belege aus Holteis Romanen, Dramen und Gedichten sorgfältig zusammen und beweist damit zugleich, dass dieser Mann, der ja das Urbild des Schlesiers ist, die Kultur und Eigenart seines Stammes aufs genaueste kannte

und diese Kenntnis auch grundsätzlich in seinen Werken verwertet. Abgesehen von seinen eigenen Erfahrungen aus dem lebendigen Leben hat Holtei übrigens auch gern und viel die ältere schlesische Dichtung gelesen und sich überdies mancher Anregungen seiner gelehrten Freunde, der Breslauer Professoren August Kahlert und Karl Weinhold, erfreuen dürfen.

H. Jantzen.

Jungandreas, Wolfgang, Schlesische Zeitwortbildung. Ein Beitrag zum Schlesischen Wörterbuch. Liegnitz 1923, O. Heinze. 128 S.

Wie sehr es zu beklagen ist, das unser längst geplantes „Schlesisches Wörterbuch“ noch nicht erscheinen konnte, hat zuletzt G. Schoppe in den *Mitteilungen* 21 (1919), S. 113 ff. ausgeführt. Er selbst aber ist einer von denen, die sich um die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Vorarbeiten dazu hoch verdient gemacht haben. Zu seinen Bemühungen und denen vieler Mitstrebender gesellt sich nun die oben genannte Schrift von Jungandreas. Sie enthält eine ausserordentlich reiche Zusammenstellung des schlesischen Zeitwortschatzes, soweit er durch Neu- und Weiterbildung vorhandenen Wortgutes entstanden ist, an 3000 Nummern, nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten. Der erste Hauptteil verzeichnet die Zeitwörter, die aus Haupt-, Eigenschafts- und Umstandswörtern, aus Ausrufen, Tier- und Geräuschlauten, aus Fremdwörtern abgeleitet oder durch Doppelbildungen entstanden sind. Der zweite Abschnitt stellt die durch Weiterbildung vorhandener Zeitwörter entstandenen Formen zusammen. Diese Weiterbildungen können Faktitivbildungen oder Ablautbildungen, Präfix-, Suffix- oder Infixableitungen oder Schnörkelbildungen sein. Der dritte Teil behandelt volksetymologische Bildungen. Ein Wörterverzeichnis am Schlusse ermöglicht ein leichtes Sichtzurechtfinden in der Masse des Stoffes, von dem hier des Raummangels wegen leider keine Beispiele gegeben werden können. Aber das Buch ist nicht nur als umfangreiche Stoffsammlung auf wissenschaftlicher Grundlage wertvoll, sondern auch durch die zahlreichen Erklärungen, die Jungandreas beigibt. Er berücksichtigt dabei nicht nur die Bedeutung — was für Nichtschlesier von grossem Werte ist —, sondern er sucht auch unter Heranziehung anderer deutscher Mundarten, gelegentlich auch durch Zurückgehen bis auf das Urgermanische die Entstehungsgeschichte der meisten Wörter zu entwickeln, ein ganz besonders schwieriges Unternehmen, zumal so gut wie gar keine Vorarbeiten dafür vorliegen. Dass diese Aufstellungen noch sorgfältiger Nachprüfung im einzelnen bedürfen, ist selbstverständlich. — Jedenfalls ist das Buch ein äusserst wertvoller und anziehender Beitrag zum künftigen schlesischen Wörterbuche.

H. Jantzen.

Olbrich, Prof. Dr. Karl, Allerlei Geschichten von merkwürdigen Schlesiern und ihren seltsamen Erlebnissen. 123 S. Breslau, Priebatsch, ohne Jahr (1).

Ein sehr lesenswertes und unterhaltendes Buch, das uns durch sechs Jahrhunderte führt. Es beginnt mit dem Ritter Buswoy aus dem Kreise Nimptsch: der liess sich in voller Rüstung vor der Gruft des ihm feindlichen Herzogs Boleslaus in Leubus bestatten, damit er am jüngsten Tage ihn zum Kampfe bereit finde. Wir hören dann von den Reisen des Breslauer Nikolaus von Poppelau um 1470; von dem Helden des Koberschen Dramas, dem miles vere Christianus Christoph von Zedlitz (um 1600); von Hentzners Erlebnissen in

in London (um 1600); von des Apotheker Seidel „türkischer Gefängnuss“ (um 1600); von den Pfeffersäcken und Krippenreitern in Breslau und den Erlebnissen des von Troilo, des „Schlesischen Robinson“ Franz Wentzel von Czettritz und des sonderbaren Heiligen Quirinus Kuhlmann (2. Hälfte des 17. Jahrh.); von dem Pflanzler Löffler (um 1800) und dem Raubmörder Exner u. a. m. Wir können das hübsche humorvoll geschriebene Büchlein dankbar empfehlen.

Andrae, Friedrich, Warmbrunn, die Gesellschaft eines alten schlesischen Bades. Mit 13 Abbildungen. 23 S. Warmbrunn 1923, Max Leipelt.

In einer höchst reizvollen kulturgeschichtlichen Darstellung schildert A. die Gesellschaft dieses alten — schon 1281 zuerst erwähnten, seit kurz vor 1400 im Besitze der Schaffgotsch befindlichen — Bades. Der Kastegeist, der um 1800 den Badetag in adlige, bürgerliche und gemeine Stunden teilte und die Juden zwischen Dienstboten und Arme einreichte, die verschiedenen Nationalitäten (Schlesier, Märker und Polen), die einen ziemlich starken Zustrom von Fremden abgaben, das (übrigens ja noch bis heute) sehr schlecht entwickelte Gasthauswesen, die Gebirgsindustrie — alles das wird anziehend und mit feinem Humor beschrieben. — Nicht nur „bis ins 18. Jahrhundert hinein“ sagte man „Warmbad“, sondern auch heute noch gilt in der Mundart der Gebirgsbevölkerung allgemein dieser Name: *ich gi ai's wormbäd* „ich gehe nach Warmbrunn“. S.

Heeger, Viktor, Die Wunderkur. Schlesisches Bauernlustspiel. 3. Aufl. Freudenthal 1920, Krommer.

— Hans Kudlich, Schlesisches Bauernstück. 3. Aufl. 1923.

— Der Pfeifla-Schuster. Schlesisches Volksstück. 3. Aufl. 1921?

— Das Kind. Schlesische Bauernkomödie. Ebenda. o. J.

Alle diese Stücke Heegers sind mit grossem Erfolge auf vielen Liebhaber-
bühnen von Mähren und Schlesien gespielt. Die Gestalten sind gut gezeichnet; sie sind zumeist stark aufgetragen und traditionell: der alte böse und geizige und liederliche Bauer, der von seinem Rheuma und seinem Geiz durch die einstige Magd, die er einst ins Unglück gebracht hatte, geheilt wird; das böse Weib des Schusters, das durch den als Teufel verkleideten Gesellen erschreckt und bekehrt wird; der Freiheitsschwärmer Hans Kudlich, der den Bauernstand 1848 von der Robot befreit. Ein tieferes Problem wird in der Komödie „das Kind“ behandelt: ein braves Mädchen ist an einen reichen Bauern verknüpelt worden, der nach liederlichem Leben unzurechnungsfähig geworden ist; dessen böse Verwandten wollen die kinderlose junge Frau von Haus und Hof bringen; aber — mit Billigung des Pfarrers — gibt sie sich ihrem einstigen Geliebten hin, um einen Erben zu bekommen. — Die Stücke sind leicht aufführbar und — namentlich durch die treffende humoristische Charakterzeichnung und die wohlgelungene mundartliche Sprache — sehr wirksam. Sie können auch Dilettanten, die Freude an volkskundlichen Dingen haben, zur Aufführung bestens empfohlen werden.

Das Kuhländchen, Geschichts- und Kulturbilder aus alter und neuer Zeit. 4. Bd. 200 S. Neutitschein 1922, Enderssche Kunstanstalt.

Neben Geschichtlichem, Kulturgeschichtlichem und Biographischem (worin der berühmte Gregor Johann Mendel eine grosse Rolle spielt) ist manches Volks-

kundliche gegeben: Bräuche bei der Hochzeit und am Andreastage; mundartliche Erzählungen und Verse u. a. Von den Mitarbeitern sind Josef Ullrich, Emil Hausotter und Stephan Weigel uns gar wohlbekannt durch ihre Verdienste um die Volkskunde des Kuhländchens.

Hauptmann, Joseph, Die Bauerntruhe. Gedichte in Kuhländer Mundart. 32 S. Neutitschein 1922, Enders.

Es ist eine Reihe ernster und heiterer Gedichte in trefflicher reiner mundartlicher Form. Die Schreibung ist leider so, dass sie wohl vom Kuhländler richtig gelesen werden mag, aber vom Landfremden nicht in dem vom Verfasser gewünschten Sinne aufgefasst werden kann. Es würde sich empfehlen, wenn sich auch in den Sudetenländern die von F. Graebisch angewandte Mundartschreibung einbürgerte: dadurch würde man erreichen, dass von jedem gebildeten Deutschen diese mundartlichen Schriften annähernd richtig wiedergegeben werden könnten.

Grünberger Hauskalender. Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt. Herausgegeben von der Kreisverwaltung Grünberg. 128 S. 4^o.

Laubaner Heimatkalender. 1924. 3. Jahrg. Herausgegeben von Paul Menzel, Buchdruckerei, Marklissa a. Queis. Ohne Seitenzahlen.

Die beiden Volkskalender sind ein schönes Zeichen dafür, wie der Heimatgedanke in unserer Provinz immer mehr an Boden gewinnt und wirklich in weite Kreise des Volkes dringt. Das ist aus mehr als einem Grunde warm zu begrüßen. Denn bewusste, auf genauerem Verständnis der Heimat und der ihr innewohnenden Werte beruhende Heimatliebe brauchen wir jetzt mehr denn je; sie ist die Voraussetzung für eine gesunde Vaterlandsliebe. Beide Kalender sind einfach, aber gut ausgestattet und bieten einen reichen, auch volkskundlich wertvollen Inhalt. Der Grünberger ist der gediegenere. Er bietet neben einer Anzahl älterer und neuerer Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart auch eine stattliche Reihe recht guter belehrender Aufsätze, unter denen sich in volkskundlicher Hinsicht besonders auszeichnen eine reichhaltige „Flurnamensammlung“ von Lehrer A. Müller, die von E. Gläser gesammelten „Bilder heimatlicher Kirchen- und Friedhofskunst“, der Aufsatz „Kriegerehrungen“ von Kreisbaumeister Böhm und vor allem die Beschreibung des „Grünberger Heimatmuseums“ von dem um seine Begründung hochverdienten Studienrat Dr. Klose, der auch den ganzen heimatkundlichen Teil des Kalenders besorgt hat.

Der Laubaner Kalender ist inhaltlich etwas leichter Art, besonders in dem allgemeinen unterhaltenden Teil. Die reichhaltige „Heimatschau“ bringt aber auch eine hübsche Auswahl immerhin beachtenswerter volkskundlicher Beiträge, so zahlreiche mundartliche Gedichte vor allem von F. Bertram. Aber auch andere, heimatgeschichtliche, natur- und erdkundliche Aufsätze sind vorhanden. Beide Kalender weisen auch reichen Bilderschmuck auf, von dem die Kopfleisten im Kalendarium, die heimatliche Vorwürfe verwenden, wertvolle kleine Kunstwerke sind.

H. Jantzen.

Großschottersch Feierabend. Heimatkalender, herausgegeben von Robert Karger. Mittelwalde 1924, Verlag Heimatklang. 0,35 M.

Der treffliche Kalender (er ist nicht, wie Mitt. XXIV, 152 irrtümlich ge-

sagt wurde, an die Stelle des „Guda Obend“ getreten) begleitet das eigentliche Kalendarium der verschiedenen Monate mit hübschen volkskundlichen Schilderungen, gibt allerlei Erzählungen und Gedichte, Sagen, Sprichwörter und Redensarten (von Karl Rother und Friedrich Graebisch) und sehr beachtenswerte Mitteilungen über die Verwertung der Sprechmaschine in der Mundartenforschung. Gute Bilder zieren auch diesen Band; wie der frühere ist er in sprachlicher Hinsicht mustergültig.

Guda Obend! Heimatliches Jahrbuch für die Grafschaft Glatz, herausgegeben von A. Walzel. 14. Jahrg. Mittelwalde 1924, Walzel.

Hübsche Ansichten aus der Grafschaft sind den einzelnen Monaten beigegeben; Erzählungen von Prof. Wittig, Dr. Futter u. a., Humoristisches, Sagen, Historisches zur Besiedlung der Grafschaft (von Prof. Maetschke), Naturwissenschaftliches, eine Lebensschilderung des Prof. Wittig (von Paul Klemenz), Gedichte — alles dies macht den sehr reichen Inhalt des neuen Jahrganges aus; die mundartlichen Beiträge zur Volkskunde von Schubert sind zum grossen Teil schon in phonetischer Schreibung in unseren „Mitteilungen“ XXIV, 123 ff. gegeben.

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1924 (42. Jahrg.). Schweidnitz, L. Heege.

Neben mancherlei Gedichten und Erzählungen in Schriftsprache und Mundart (von Paul Keller, Klings, Barsch, Bauch, Hönig u. a.) wird auch dieses Mal einiges zur Volkskunde geboten: Dr. J. Baecker spricht über den Namen „Schlesien“ und bezeichnet die Mundart um den Zobten als „älteste und zugleich ausgeprägteste Schlesiens“; K. Rother teilt Sprichwörter und Redensarten mit.

Rübezahl-Kalender. Von W. Müller-Rüdersdorf. Schweidnitz 1924, Heege.

Der zweite Jahrgang dieses für Iser-, Riesen-, Glatzer- und Altvatergebirge bestimmten Kalenders gibt manche älteren und neueren Beiträge an Erzählungen, Gedichten, literarischen und landschaftlichen Schilderungen. Volkskundliches Interesse bietet eine Studie zum früheren Familienleben in Reichenberg.

Der Heimatbote. Volkskalender für die nördlichen Kreise Niederschlesiens und die deutschen Ostgebiete. 3. Jahrg. 1924. Herausgegeben von Max Weinert. Glogau, Glogauer Druckerei-G. m. b. H.

Nach dem mit guten Silhouetten gezierten Kalendarium folgen eine Anzahl von grösseren Abhandlungen (von Knötel, Krause, Gläser u. a.), die sich besonders mit Glogau und seiner Geschichte beschäftigen; beachtenswert sind vor allem die Arbeit über das Bauernhaus des Glogauer Kreises und über die Sprottauer Parklandschaft.

Mitteilungen.

Am 9. November 1923 hielt die Gesellschaft im Hörsaal I der Universität die erste Sitzung des Winters ab. Zunächst machte der Vorsitzende Professor Dr. Siebs die Mitteilung, dass am 28. Oktober in Marburg a. L. der Gründer unserer Gesellschaft, unser Ehrenmitglied Geh. Regierungsrat Professor Dr. Friedrich Vogt gestorben sei, und gedachte seiner in längerer Rede. Darauf hielt Universitäts-Professor DDr. Hoennicke einen Vortrag über „Volkskundliches

aus den römischen Katakomben^a. Die Malereien in den römischen Katakomben, welche über 100 Grabkammern und ebenso viele Einzelgräber schmücken, gehen in ihren ältesten Produkten bis ins 2., ja bis ins erste Jahrhundert zurück. Ihre Verfertiger waren mehr Kunsthandwerker als Künstler; sie sind nicht unter klerikaler Leitung entstanden und repräsentieren nicht bildliche Darstellungen der kirchlichen Lehren und Institutionen. Die frühchristliche Kunst, eine sozial-religiöse Bewegung, war geregelt durch das religiöse Gemeindebewusstsein. Sie ist Volkskunst, Reflex der Volksanschauungen. Die Bedürfnisse und Stimmungen der Christen in Rom, nicht kirchliche Erwägungen, nicht ästhetische Bestrebungen haben sie ins Leben gerufen. Die Bilder zeigen dabei den engsten Zusammenhang mit dem antiken Volksempfinden. Die Erklärung der Bilder ist sehr umstritten. Teils haben sie nur eine dekorative, teils eine historische, teils eine symbolische Bedeutung. Das Mittel zur Feststellung des Sinnes der Bilder ist ihre Anordnung, Gruppierung, ist die Kenntnis der christlichen Gemeindezustände in Rom, ist die Religionsgeschichte. Die altchristliche Kunstgeschichte lag in ihren Anfängen noch in den Fesseln der dogmatischen Theologie, erst in der Neuzeit hat der Betrieb der altchristlichen Kunstgeschichte einen streng wissenschaftlichen Charakter erhalten. An einem Beispiel wurde die heutige Arbeitsmethode vorgeführt und zugleich die enge Verbindung der Malereien mit den Volksanschauungen herausgestellt. Die stark umstrittene Bedeutung der Mahlbilder, von denen sich die meisten in der Petrus- und Marcellinus-Katakombe befinden, wurde erörtert. Der Vortragende war der Ansicht, dass es nicht möglich ist, alle diese Bilder unter einem Gesichtspunkt zusammenzufassen. Man muss verschiedene Gruppen unterscheiden. Einige Bilder, darunter wohl das älteste, welches wir in Sancta Domitilla besitzen, stellen das Familienmahl dar. Das Familienleben, wie es sich in gemeinsamen Mahlzeiten darstellt, wird auf diesen Bildern vorgeführt. Vielleicht ist das älteste Bild dieser Gattung nur als Dekoration des Grabes gemeint gemäss dem Glauben der Zeit, das Grab sei wohnlich auszustatten. Eine andere Reihe von Bildern vergegenwärtigt das Totenmahl, wie ja auch in der antiken Sepulcralkunst die Totenmahldarstellung zu den beliebtesten Typen gehört. Die Sitte des Totenmahles bestand bei fast allen Völkern der Antike; das ist von den Christen aufgenommen worden. In den niederen Volksschichten verbanden sich damit viele Missbräuche, die vornehmlich in dem antiken Glauben wurzeln, dass die Dämonen sich mit Vorliebe in den Gräbern aufhalten und die Seele des Verstorbenen beunruhigen. Weil bei den Totenmählern häufig die Eucharistie gefeiert wurde, ist ein Hinweis darauf auch auf den Bildern zu sehen. Endlich symbolisieren eine Reihe von Mahlbildern, und zwar die, deren Komposition wesentlich durch Anlehnung an die Geschichte von der wunderbaren Speisung bedingt ist, das himmlische Freudenmahl. Als Inhalt der Seligkeit dachten sich die Christen häufig ein Mahl, bei dem Christus der Wirt ist, wie sich auch die Vorstellung, dass die Seligen im Jenseits Speise und Trank erhalten, bei den verschiedensten Völkern findet. Wurde aber auch die wunderbare Speisung von den Christen auf das Abendmahl bezogen, so lag das der frühchristlichen Kunst noch fern, das letzte Mahl Christi darzustellen. Erst seit dem 5. oder 6. Jahrhundert hat die christliche Kunst das Abendmahl Christi zur Darstellung gebracht.

Am 14. Dezember 1923 hielt der ordentliche Universitätsprofessor der Musikwissenschaft Dr. Max Schneider im Musiksaal der Universität einen Vortrag über „Die Pflegstätten volkstümlicher Musik im öffentlichen Leben des 16. bis 18. Jahrhunderts“ (mit musikalischen Beispielen). Er führte aus:

Die Not der Zeit erschwert auch die Neuordnung des deutschen Musikwesens. Ausgehend von dem Gesichtspunkte, dass die Volksgemeinschaft bisher von der Mitbestimmung in künstlerischen Fragen ausgeschlossen gewesen sei, soll von Staats wegen versucht werden, in einer für alle Kreise gedachten Form des Konzerts dieses Recht der Mitbestimmung zu geben. „Die Aktivität der Hörer wird (so schreibt Leo Kestenberg in seinem 1921 erschienenen lesenswerten Büchlein „Musikerziehung und Musikpflege“) auf die Verstadtlichung oder Sozialisierung der grossen Konzertunternehmungen dringen und damit eine allgemeine Grundlage für volkstümliche Musikpflege schaffen.“ Ob die grossen Konzertunternehmungen wirklich diese schöne Aufgabe erfüllen können, bleibt abzuwarten. Unmöglich ist es gewiss nicht und besonders dann nicht, wenn, wie in früheren Zeiten, die Aktivität der Hörer nicht nur im Hören, sondern auch — mehr wie heute — im praktischen Mittun oder doch in einer planmässig anerzogenen Fähigkeit dazu die notwendige Stütze wiedergefunden haben wird. Die einst und so lange für diesen Zweck fruchtbar gewesene Verbindung von Schul- und Kirchenmusik, die zu überaus aktiver Musikliebe erzog, existiert nicht mehr, und daher müssen neue Wege zu wohl auch neuen Zielen gesucht werden. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert zeigen sich die Pflegstätten volkstümlicher Musik da am stärksten, wo sie nicht „sozialisiert“ waren. So gut wie keine familiäre wie öffentliche Festlichkeit ist dem Volksempfinden ohne Musik denkbar. Und fast ausnahmslos ist es nicht beliebige Musik, die bei solchen Veranstaltungen gespielt wird, sondern eigens für den besonderen Zweck „auf Bestellung“ geschriebene. Es kann daher nicht die Rede davon sein, dass in diesen Jahrhunderten die Volksgemeinschaft von einer Mitbestimmung in musikalischen, also künstlerischen Fragen gänzlich ausgeschlossen gewesen sei. Auch die Berichte der alten Ratsmusiker lassen das deutlich erkennen. Als einstige Hauptpflegstätten jeder Art von Musik, volkstümlicher sowohl wie nicht volkstümlicher, erscheinen, abgesehen von den Hofhaltungen und Kirchen, die Kantorei-Gesellschaften, die bürgerlichen Musikgesellschaften und die repräsentativen Collegia musica grosser Städte. Die Kantoreigesellschaften sind in der Hauptsache freiwillige Kirchenchöre mit behördlich gewährleisteten Einkünften, die zu den Kosten der jährlich einmal stattfindenden Convivien verwendet wurden. Die bürgerlichen Musikgesellschaften, wie sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für Deutschland zuerst nachgewiesen sind, blieben immer im Charakter des Musik-Kränzleins. Ihr Zweck war Ausübung der Musik (jeder Art) „zum Lobe Gottes, zur Ergetzung der Jugend und zur Ehrerweisung an frembde Leute“. Auch die Kränzlein haben, wie die alten Kantoreigesellschaften, feststehende Satzungen. Die repräsentativen Collegia musica endlich stellen im 17. und 18. Jahrhundert wirkliche Konzertinstitute dar, in denen sich die sonst nicht vorhandene Scheidung zwischen Ausführenden und Zuhörerschaft verhältnis-

mässig schnell vollzieht. Das volkstümliche Moment in allen diesen Pflegstätten der Musik bleibt aber das Lied und der Tanz, denn beide bieten lange Zeit die Grundlage für alle möglichen kunstvollen vokalen wie instrumentalen Stilisierungen je nach dem herrschenden Geschmack.

Am 11. Januar 1924 fand die Hauptversammlung der Gesellschaft statt. Nachdem der Vorsitzende den Bericht über die Arbeiten im Jahre 1923 und Professor Dr. Hippe im Auftrage des verhinderten Schatzmeisters Dr. Kurt v. Eichborn Rechenschaft gelegt und auf Antrag der Revisoren Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Appel und Professor Dr. Diels dem Schatzmeister Dank gesagt und Entlastung erteilt war, wurde der bisherige Vorstand (die Herren Siebs, Hillebrandt, Hippe, Seger, v. Eichborn, Feit, Olbrich, Klapper, Kühnau, Kroll, Jantzen, Rother) wiedergewählt. Darauf hielt der Vorsitzende einen Vortrag „Neues zur germanischen Mythologie“; dieser ist im vorliegenden Bande Seite 1—17 gedruckt.

Am 8. Februar 1924 hielt Studienrat und Lektor Dr. Klapper einen Vortrag über „Altschlesische Legenden“.

Volksüberlieferungen sind einerseits Trümmerstätten, aus denen die Kultur der Vorzeit erschlossen werden kann, sie sind aber ebenso etwas Lebendes, ein Ergebnis der umbildenden Arbeit seelischer Kräfte, die in der Grundschrift des Volkes ruhen, und daher Quellen für die Erkenntnis der landschaftlich und zeitlich sich verschieden äussernden Volksseele, besonders dann, wenn die Volksmasse gross und die Zeit lang ist, für die ein sich ungefähr gleichbleibendes Bild der Überlieferung vorliegt. So eignen sich für volkpsychologische Beobachtungen am besten die Äusserungen der Volksfrömmigkeit, die Art, wie die Massen sich den auf sie wirkenden christlichen Inhalten gegenüber verhielten. Welche Grundkräfte sind hier fühlbar? Für das uns überschaubare mitteldeutsche und schlesische religiöse Verhalten des Volkes lässt sich erkennen, dass 1) ganz allgemein solche christliche Inhalte und Formen dem Volke fernbleiben, die nicht an verwandte germanische Vorstellungen anknüpfen können, dass aber verwandte Züge schnell festwurzeln; dass 2) die Neigung zu praktischer Auswertung des Religiösen gern rein Geistiges herabzieht (also etwa dem christlichen Gebete leicht Wirkungen magischen, zauberhaften Inhalts zugeschrieben werden); dass 3) ein starker Trieb zur Versinnlichung des Geistigen umgestaltend wirkt und zu den bezeichnendsten Erscheinungen der Volksfrömmigkeit, den Ergebnissen religiöser schauender Phantasie und starken Dranges nach Beteiligung am Kult führt, zu Spiel, Bild, Versgebet, Lied und Legende. Wir beschränken uns auf die psychologischen Erkenntnisse, die uns die schlesischen Legendenmassen ermöglichen. Für die schlesische Legendenüberlieferung sind wenige Tatsachen kennzeichnend. 1) Das meiste von dem hier verbreiteten reichen Legendengute ist aus der alten mitteldeutschen Heimat mitgebracht oder nachgewandert und hier treuer als anderwärts gehütet worden. 2) Nur wenige Legenden sind hier neu entstanden, etwa um die Person der Landespatronin Hedwig, um manche Lieblingsheilige wie St. Dorothea, um Marienbilder wie in Glatz und Wartha. Die ungebrochene Volkskraft der Siedler offenbart sich auch in einem starken religiösen Temperamente, aber es ist nicht auf innere Schau,

sondern auf äussere Betätigung gerichtet, auf Spiel, Lied, Bild und Prozession, auf Anteil an religiösen Bruderschaften und kirchliche Gebetsübungen; es ist sozial, nicht individuell. Daher blüht im 16. Jahrhunderte die Wallfahrt auf, als die Gegenreformation die Marienwallfahrtsorte pflegt, die eben erst als Ersatz der fernen religiösen Stätten mit den Erinnerungen an das Wirken und Leiden Christi und den Leibern der Heiligen aufgekommen sind; es ist weniger die Legende, die an diese neuen Stätten fesselt, als die starke Aktivität, die die Wallfahrt selbst erfordert. Das Legendengut dieser Stätten ist nur kümmerlich entwickelt und geht fast immer zurück auf Wandermotive, wie wunderbare Herkunft der Bilder, Wunder bei den Kirchenbauten und Lichtvisionen. So ist der religiöse Grundzug des schlesischen Volkes ein starkes Streben nach Ausdruck, nach Gestaltung, nicht starke innere Schau und ihre künstlerische Spiegelung in der Legende.

Als Mitglieder sind unserer Gesellschaft beigetreten **aus Breslau**: Univ.-Prof. Dr. Walde, Univ.-Prof. Dr. Malten, Assistent am Chemischen Institut der Universität Dr. Robl, Univ.-Prof. Dr. Fritz Hofmann, Studienreferendar Fräulein Magda Reimann, Studienreferendar Fräulein Dr. phil. Hedwig Drescher, cand. phil. Erich Guttmann, Studienrat Dr. Seifert, Univ.-Prof. D. Zscharnack, Direktor der Staats- und Universitäts-Bibliothek Prof. Dr. Günther, Roman Pogrzeba, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. Brockelmann, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. Friedrichsen, Bankdirektor Richard Fuss, Univ.-Prof. Geh. Med.-Rat Dr. Küttner, Univ.-Prof. D. Frhr. v. Soden, Univ.-Prof. Dr. Reinecke-Bloch, Univ.-Prof. Dr. Ercklentz; **von auswärts**: Musikdirektor Prof. Lubrich in Sagan, Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins in Liebau (Schles.), Leitender Arzt Dr. F. Köbisch in Obernigk, Sanatorium Friedrichshöhe, Frau Major Braune in Krickau bei Namslau, Gesanglehrer und Konzertsänger Paul Neumann in Klein-Masselwitz bei Breslau.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Vorsitzenden, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. Theodor Siebs, Breslau, Hohenzollernstr. 53, II.

Der Jahresbeitrag von **mindestens 2,50 Goldmark** ist bis spätestens 1. April an den Schatzmeister Dr. Kurt von Elchborn, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13, II (Postscheckkonto Breslau Nr. 29425), zu zahlen. Im Interesse der Sache wird um freiwillige Zahlung höherer Beiträge gebeten.

Schluss der Schriftleitung: 20. Februar 1924.

